

Biblioteka

U. M. K.

Toruń

208368

VIII 123

43.

~~2374~~ ~~7.11~~
~~352~~



27



Ein
Roman
unserer
Zeit
verlegt
bei
Max Koch
Leipzig

215328

+



Die
Badejungen
von
Joppot
von
Artur
Brausewetter

[1923]



Alle Rechte, insbesondere das der Verfilmung und der Übersetzung
vorbehalten

Copyright by Max Koch, Verlag, Leipzig-Stötteritz

208.368

II

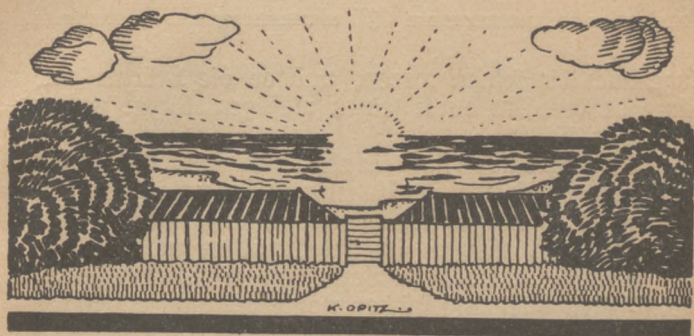
Erstes
Buch

A decorative flourish consisting of a series of curved lines that tapers to a point at the bottom.

VII 123

Einbandentwurf und Buchschmuck von Kunstmalers Kurt Opitz,
Leipzig

Druck von Paul Beirich Nachf., Großsch (Bez. Leipzig)
Buchbinderarbeit: E. A. Enders, Leipzig



Das Meer schief. Es schief beinahe so tief und fest wie Klaus Zethje, der zum Schauen Bestellte, auf seinem verantwortlichen Posten in dem Bretterverschlag auf dem weit ins Wasser hinauslaufenden Steg des Herrenbades in Zoppot. Von dort hatte er aufzupassen, daß keiner der Badenden sich über die für Schwimmer und Nichtschwimmer genau gesteckten Grenzen, auf keinen Fall aber über den großen Springturm hinaus wagte, von dem man seine Kopfsprünge in die lockende Tiefe machte. Oder auf dem man sich, lang ausgestreckt, so herrlich sonnen konnte, wenn der Himmel freundlich blaute, die Luft weich und warm war und das Meer dalag wie ein weites, stilles Feld voll hellgrüner Halme und tiefblauer Blumen, wenn alles von Wundern zu träumen schien und die Seele den Zug antrat in das Land der unbekanntern Fernen, der unbegrenzten Möglichkeiten.

Das Meer hatte allen Grund, so tief und fest zu schlafen, denn es hatte wilde Tänze durchgemacht, eben erst vor zwei Tagen, wo es nicht so friedvoll und ruhegeboren dagelegen wie heute, sondern nichts war als ein donnernder Zusammensturz ohne Anfang und Ende, zu dem der Sturm die Musik mit Posaunen spielte, die sich am Ufer anhörten, als riesen sie zum jüngsten Tag.

Und Klaus Zethje hatte ebenfalls allen Grund, so tief und fest zu schlafen, denn er war, als alter Seemann mit dem Meere so verwachsen, daß dessen wildbewegte

Tage auch die seinen waren, und er die Stürme und Tänze da draußen durch seinen massigen Körper zucken und toben fühlte.

Nun aber ruhten sie beide ehrlich aus nach den Tagen der Arbeit, das gewaltige Ungeheuer da unter ihm und er in seiner wohligen Bude, die, so eng und klein sie auch war, doch alles in sich barg, was er zu seiner Behaglichkeit brauchte: eine Bank, die er sich mit seinen überflüssigen Kleidungsstücken polsterte, und einen roh gezimmerten Tisch, auf dem seine Blechkanne mit Kaffee und seine Brotschnitte lagen. Und auf der Bank kauerte prall und straff sein ansehnlicher Unterkörper mit dem breiten Gefäß und den in einen wasserdichten Vodenstoff gesteckten sehnigen Schenkeln, während sein oberer Teil mit den groben, grauen Hemdsärmeln über den schmalen Eichentisch hing, und man nichts sah als ein leises Zucken, das hin und wieder über seine Bärengestalt lief, und nichts hörte als ein gepreßtes Schnaufen und Ächzen, das dann und wann in ein brummendes Schnarchen überging.

Er konnte mit gutem Gewissen so wohlverdientem Ausruhen sich hingeben. Denn es war einer der ersten Junitage, die eigentliche Badezeit hatte noch nicht begonnen, gestern erst war das Südbad eröffnet worden. Und wer jetzt zum Bade kam, der hatte von der unfreundlichen Umarmung des eisigen Wassers bald genug und dachte gar nicht daran, den Grenzen der beiden Türme da draußen nahe zu kommen oder sie gar zu überschreiten, auf die Klaus Zethjes zum Schauen bestelltes Auge Obacht zu geben hatte.

Auch hinten in dem Eingangraum war alles Gemächlichkeit und Ruhe.

Wohl machte sich Herr Budde, der Bademeister, in seiner großen Baude mit seinen Schwimmhosen zu schaffen, an denen es noch manches zu flicken und auszubessern gab. Oder er hielt Schau über seine Badeanzüge und Bademäntel, die, gestreift wie das Fell eines Zebras

oder kreuzweise gemustert wie ein Schachbrett, oder getupft und geblümt wie der Sonntagschlafrock eines Rentners, an denselben Beinen prangten.

Wohl war Herr Minz, der Revisor, zur Stelle, dem das Prüfen der Badekarten und das gewissenhafte Durchstreichen der auf den Dauerkarten eingezeichneten Tage oblag. Aber da er zu seiner Tätigkeit nicht einer gleichen Vorbereitung wie der Bademeister bedurfte, so bestand seine ganze Beschäftigung darin, wenn er saß, in regelmäßiger Abwechslung das eine Bein über das andere zu schlagen und, wenn er sich erhob und mit auf dem Rücken gekreuzten Armen über den mit Segelleinen bespannten Bretterboden langsam auf und nieder ging, genau an demselben Punkte mit dem Bademeister ein Gespräch über das Wetter zu beginnen, auf das dieser nur mit einem kurzen Räuspern und einem langezogenen „Hm . . . tja“ antwortete.

Wohl war auch Herr Pietscher, der Haarkünstler, zur Stelle. Aber da es für ihn weder zu scheren noch zu schneiden gab, so begnügte er sich, voller Wohlgefallen auf seine neue schneeweiße Jacke hinabzublinzeln, mit einem kleinen Polierstift seine Nägel zu glätten oder dem schüchtern keimenden Schnurrbart durch gelegentliches Zupfen der einzelnen Härchen eine wirksame Hilfe zu geben.

Höher stieg die Sonne, und das Meer tat seine Augen auf. Da öffnete Klaus Zethje auch die seinen. Nicht gerne, etwas gewaltsam vielmehr, wie einem inneren Zwange gehorchend. Mit schweren, schaukelnden Schritten verließ er seinen Bretterverschlag, nahm die beiden glutrot gestrichenen Ringe, die er sich bereits zurechtgelegt hatte, begab sich mit ihnen an den Strand und machte nicht ohne Umständlichkeit ein kleines dort liegendes Boot los, verstaute die beiden Ringe darin und ruderte zu den Springtürmen hinaus, sie dort anzubringen.

Nun erschienen auch die Badejungen; die Stunde ihres Dienstantrittes war längst überschritten. Aber da

der Bademeister ein nachsichtiger Herr war und jetzt im Juni die Zellen kaum benutzt und daher nicht gereinigt zu werden brauchten, konnten sie sich diese Umgehung der Ordnung gestatten.

Es waren vorläufig nur zwei. Stag hieß der eine oder wurde wenigstens so gerufen. Er mochte siebzehn Jahre zählen, hatte ein pfliffiges Gesicht, kleine, mausgraue, verschlagene Augen und eine Stirn, die, obwohl sie gedrungen und niedrig war, der Tummelplatz von allerlei listigen Gedanken und Anschlägen schien.

Bux nannte der Bademeister den anderen. Er war lang und hoch aufgeschossen, hatte einen auffallend großen, mit rotbraunen Haaren bedeckten Schädel und einen stumpfen Mund mit bereits schadhafte Zähnen, um den ein halb lauerner, halb verbissener Zug lag.

„Zwei sind zu wenig“, meinte Herr Minz, der Revisor, auf der eben begonnenen Wanderung an dem bestimmten Punkte stehen bleibend.

„Schaffen Sie mir mehr!“ gab Herr Budde, der Bademeister, zurück, durch eine rot und weiß gestreifte Badehose von ansehnlicher Bauchweite ein neues Band ziehend.

„Ja, wenn's fürs Nordbad wäre!“ äußerte sich wiederum der Revisor. „Der da kann sich gar nicht lassen. Die Bude rennen sie ihm ein. Aber hierher will keiner, 's gibt zu wenig Trinkgelder.“

„Immer noch reichlich genug“, erwiderte der Bademeister, einen geblühten Bademantel mit sorgfamer Hand glättend, „der Stag hatte im vorigen August ein Einkommen von dreihundert Mark und der Bux noch mehr. Aber der spricht nicht darüber.“

„Das sind auch ganz Jepfiff'ne“, meinte Herr Pietschier, „die wissen drauf zu laufen.“

„Im Nordbad hat der große Blonde über tausend Mark im Monat“, warf der Revisor ein.

Die ersten Badegäste kamen: zwei ältere Kaufleute, die es sich leisten konnten, erst mit einem späteren Zuge in ihre Geschäfte nach Danzig zu fahren.

„Ich möchte Sie etwas fragen“, wandte sich der eine von ihnen, Herr Philippsen, an den Bademeister, der hinter dem Tisch mit den aufgestapelten Schwimmhosen und Badeanzügen kaum sichtbar war, „können Sie vielleicht noch einen Badesungen brauchen?“

„Wenn er fix und ehrlich ist, warum nicht?“

„Dafür glaube ich Ihnen bürgen zu können. Ehrlicher als Ihr Bux ist er, und an Fixigkeit wird ihn Ihr Stag nicht übertreffen. Er ist der Sohn einer früheren Stütze von uns, die mit einem mittellosen Studenten anbandelte und von ihm verlassen wurde. Er ist ein hübscher, gewandter Junge und hat Manieren. Ich übernahm die Vormundschaft. Da er vorzüglich lernt, ein gebildetes Deutsch spricht und eine tadellose Handschrift hat, gab ich ihn vorläufig zu einem Rechtsanwalt, der sehr zufrieden mit ihm ist. Aber der Junge kann die Lust in der Schreibstube nicht vertragen. Da kam mir der Gedanke, ob er nicht, zum Sommer wenigstens, bevor ich etwas anderes für ihn habe, hier Badesunge werden könnte. Der Dienst ist nicht allzu schwer, und der Aufenthalt im Freien wird ihm gut tun.“

„Hm . . . tja“, erwiderte der Bademeister, ohne sich in seiner beschaulichen Geschäftigkeit stören zu lassen.

„Darf ich fragen, wie die Bedingungen sind?“

„Die Jungen haben freie Kost bei mir und bekommen dazu 'n kleines Taschengeld, mit Ausnahme der Hauptmonate Juli und August, wo sie reichliche Trinkgelder erhalten.“

„Damit wäre ich einverstanden. Wann könnte der Junge seinen Dienst antreten?“

„Möglichst gleich. Er kann sich jetzt in der stillen Zeit gut einlernen und hat dann seine Übung, wenn der Betrieb hier lebhafter wird.“

„Dann werde ich ihn morgen früh herbringen.“

Am nächsten Morgen, den Klaus Zethje gerade damit

begonnen hatte, daß er die beiden glutroten Ringe aus seinem Verschlage nahm, um sie an den Strand zu bringen, erschien Herr Philippsen vor Herrn Buddes Baude, und in seiner Begleitung befand sich ein gut gewachsener Junge mit etwas blassem, aber hübschem offenen Antlitz und blauen, stilleuchtenden Augen, in die zu sehen eine Lust war.

„Du hast den Wunsch, hier Badejunge zu werden“, sagte Herr Budder, dessen Herz er gleich gewonnen hatte.

„Den Wunsch nun eigentlich nicht“, gab der Junge ehrlich zurück, „da mir jedoch nichts anderes übrig bleibt —“

„Wie heißt du?“

„Theodor Tehnzen.“

„Theodor ist zu lang — ich werde dich Tor nennen“, bestimmte Herr Budder, dessen erstes Werk an einem neu eintretenden Jungen war, daß er ihn nach seinem Geschmack umbaute. Es mußte immer ein einsilbiger Name sein, andere duldete er grundsätzlich nicht, schon der Einfachheit des Rufens halber. „Deine beiden Kollegen werden bald zur Stelle sein“, fügte er mit einem leisen Schmunzeln hinzu, „so lange kannst du dich hier ein bißchen umtun.“

Damit war Theodor Tehnzen als „Tor“ in den Betrieb des Zoppoter Südbades eingestellt.

Mit gemächlichem Schritt war er durch die Badeanstalt gewandert und an den Strand gekommen, wo Klaus Zethje gerade mit der ihm eigenen Umständlichkeit das kleine Boot flott machte.

„Wer bist denn du?“ fragte der und ließ das halb zugekniffene Auge mit prüfendem Blinzeln über die ihm ungewohnte Erscheinung streifen.

„Der neue Badejunge.“

„Hm . . . so . . . so.“

Klaus Zethje kraulte mit der mächtigen braunen Hand in seinem immer noch tiefschwarzen Haar, das sich mit eigener Jugendlichkeit von dem durchfurchten und verschrumpelten Gesicht abhob.

„Kast ooch schwimme?“

„Na ob!“

„Und rudere?“

„Auch das.“

„Na, denn mal los, mi Jung — fahr mi mal rut!“

Mit einem kräftigen Ruck hatte Tor Tehnzen das Boot vom Strande fort ins Wasser geschoben und sah auch zu gleicher Zeit, die Ruder in den Händen, auf dem Sitze in der Mitte, die Füße gegen das kleine Brett auf dem Boden stemmend, während Klaus Zethje einige Mühe hatte, mit seinen beiden Ringen zu folgen.

„Da rut, zu de beed Türm!“ kommandierte er, sich behaglich auf den hinteren Sitz am Steuer niederlassend.

Klaus Zethje hatte einen guten Tag. Ehe er es sich versah, waren seine Ringe erst an dem einen Springturm, dem Herrenbade gegenüber, dann an dem anderen, der zum Familienbade gehörte, angebracht, und mit ruhigem Gewissen, sein Tagewerk ebenso bequem wie erfolgreich begonnen zu haben, ließ er sich von dem neuen Badejungen, dessen Anstellung er mit einem anerkennenden „Hm . . . so . . . so“ billigte, zurückfahren, stampfte mit seinem schweren Schritt in seinen Verschlag, steckte sich seine kurze Pfeife an und schaute gedankenvoll den Rauchwolken nach, die langsam zwischen Himmel und Erde dahinzogen.

Die Wärme setzte früh ein, und das Südbad begann sich zu beleben. Klaus Zethje mußte seinen Morgenschlummer im Verschlag kürzen und seine Ringe eine volle Stunde früher zu den Türmen hinausfahren, weil der Aufenthalt im Wasser behaglicher geworden war und hin und wieder schon ein Waghalsiger wenig Achtung vor den streng gezogenen Grenzen zeigte und erst auf sein warnendes Signal auf „halbem Weg nach Hela“, wie er es fluchend nannte, umkehrte.

Auch Herr Minz, der Revisor, mußte die gewohnten Morgenspaziergänge stark beschränken, denn er hatte

fast ohne Ausnahme Karten zu prüfen und die Tage wie ein Nichts fortzuknipsen.

Herr Pietscher aber, der Haarkünstler, war der einzige, der sich über ungenügende Tätigkeit zu beklagen hatte. Denn während sein Kollege im Nordbad sich vor lauter Arbeit nicht zu lassen wußte und den ganzen Tag vom frühen Morgen bis zum späten Abend zu kämmen und zu kräufeln, zu schneiden und zu scheren, zu schleifen und zu schaben, zu rupfen und zu tupfen hatte, stellte seine Kundschaft sich nur spärlich ein, und höchstens der Dritte gab ihm ein kleines Trinkgeld, während der Kollege im Norden bereits auf zwei Banken seine Guthaben besaß.

„Da obe is nu mal anders wie hier bei uns unte“, sagte Stag zu Bug, der halb angezogen im warmen Sande herumlungerte und mit den schadhafsten Zähnen an einer Zigarette kaute, die er einem Primaner aus dem Silberbehälter genommen hatte.

„Nu je — Jelesenheit is wull ooch scha“, gab der zurück und strich mit der schmalen, auffallend fein gebildeten Hand über den rothaarigen Schädel.

„Zum Klauen jibt's de allmal — aber für ehrliche Peut —“

„Nu je — sei Profitche will jeder mache. Drauf versteht sich keiner so wie du.“

„Aber immer uff reelle Weise, Mänsch!“

Bug warf den glimmenden Rest seiner Zigarette in den Sand und spuckte aus.

„Nu je. Du bis mer de richt'je“, sagte er und ließ das stumpfe Auge über das Wasser schweifen.

„Wer kommt denn hier zu uns?“ flucht Stag, voller Behagen im Sande sich wälzend, seinen Saden weiter, „des morjens so'n Koofmich, der 's sehr eili hat, oder der schugge Pfarrer, der 'n halben Vormittag hier rumhopscht wie 'n Hampelmann und 'n jeden dritte Tag 'n Nickel jiebt, und 's Nachmittags de Schulbengels, die einem nur Scherereien machen und weiter nichts. Ins Nordbad muß man, dann is man 'n jemachter Mann,

kann sich 'n anständ'jen Rock anziehe und Hosen mit Falte, wie der Aff Schatting, der ins Theater jeht und mit de Mädels vom Chor pouffiert.“

Der Pfiff des Bademeisters ertönte. „Wollt ihr den ganzen Tag im Sand euch wälzen, ihr Hallunken? Habt ihr den Strand geharkt, eure Zellen gereinigt? Zum Teufel werd' ich euch jagen, ihr Tagesdiebe. Denkt ihr, der Tor soll alles allein machen?“

Herr Budde hatte nicht nur ein respektables Äußere, er hatte auch eine weithin schallende Stimme, die grollen und toben konnte wie der Donner. Aber beides waren eben nur äußerliche Gaben. An der durchgreifenden Strenge und rechten Disziplin fehlte es ihm.

Deshalb wollte ihm Stag, der sich nie verblüffen ließ, entsprechend antworten, als ihm das Wort im Munde erstarb und ein Zug des größten Erstaunens in sein pffiffiges Gesicht trat.

„Nanu — wo hat sich denn der her verirrt? Dat is doch mal wat! Kiek eener den an! Den hab ich mei Pehtag noch nicht bewankt!“

Und durch das pralle Sonnenlicht blinzelten die mausgrauen Augen dem Eingange zu, durch den eben ein Herr das Bad betreten hatte.

Niemand kannte ihn, weder der Bademeister, der das Südbad doch schon von seiner Eröffnung an gepachtet hatte und mit jedem seiner Besucher vertraut war, noch Minz, der Kartenprüfer, der auch bereits im zweiten Jahre hier seines Amtes waltete, noch Pietscher, der Haarkünstler, an dessen spähendem Auge ein vornehmer Herr niemals vorbeiging.

Der Fremde reichte dem Bademeister das Geld, das er ihm herausgab, zurück.

„Ich schicke Ihnen meine eigenen Badesachen, sowie sie angekommen sind, Sie können sie dann für mich aufbewahren. Ich gedenke einige Wochen hier zu bleiben.“

An den drei vorüber begab er sich auf den äußeren

Badesteg, auf dem weich und warm die Sonne lag, und ließ einen kurzen Pfiff ertönen.

„Hier sind die Zellen noch verschlossen. Der Herr muß sich nach drüben bemühen“, sagte Star, der sich mit großer Geschwindigkeit erhoben hatte, um dem gemächlicheren Gyg auf jeden Fall zuvorzukommen.

„Weshalb? Weil ihr zu faul seid, eure Zellen ordentlich zu halten. Ich wünschte aber, hier zu baden, ein für allemal, und du wirst dafür sorgen, daß ich stets zu dieser Stunde meine Zelle bereitfinde!“

Star paßte nichts von dieser Rede, weder der kurz angebundene herrische Ton, mit dem sie gesprochen wurde, noch das Du, das er nicht gewohnt war. Aber das blanke Markstück, das ihm aus der feingepflegten Hand entgegenblinkte, verführte ihn schnell.

„Ich pflege erst eine Weile in der Sonne zu liegen und dann zu baden“, fuhr der Fremde fort, „du hast währenddem auf meine Zelle Obacht zu geben, mir, so wie ich aus dem Wasser komme, den Bademantel umzulegen und mich dann abzutrocknen und zu frottieren. Wenn du deine Sache gut machst und mich nicht warten läßt, wird es dein Schaden nicht sein.“

Diesen Vormittag war das ganze Badepersonal vom Bademeister bis zu den Badejungen nur mit einer Frage beschäftigt: Wer der Fremde sein konnte, der wie ein kleiner König auftrat und gleich am ersten Tage Trinkgelder gab, wie sie bisher im Südbad niemals gegeben waren.

„Et is wat janz Vornehm's“, ließ sich Star zuerst seinen beiden Kollegen, dann dem Aufsichtspersonal gegenüber vernehmen, „zum mindeste 'n Jraf. Er hat Leibwäscher aus allerfeinstem Battist, und drin hat er 'ne Kron mit sieben Jacke. Wenn's man nicht so'n Prinz is, der inkochneto reist.“

Nur Gyg war unzufrieden, daß ihm solch ein guter Fisch entgangen und in Star's Neße geschwommen war,

und im geheimen machte er seine Pläne, wie er sich trotz alledem schadlos halten wollte.

Im Kurgarten war Vormittagsmusik. Der Kapellmeister, ein feinsinniger Musiker, liebte es, für diese Vormittagsveranstaltungen eine gewählte Vortragsfolge zusammenzustellen, und hatte sich seine Zuhörer so gezogen, daß sie andachtsvoll lauschend auf den langen weißen Stuhlreihen wie bei der Saalvorführung ernster Tonwerke saßen; jegliche Unterhaltung, ja, das leiseste Geflüster war hier verpönt, und kam einmal ein Unberufener, der dieses feststehende Gesetz nicht kannte und deshalb nicht achtete, so wies man ihn sehr bald in seine Schranken.

Seitwärts von den langen weißen Stuhlreihen in einer zum Meer hinausgebauten Halle saßen zwei Damen.

Die eine blond, von leichter, aber nicht ungeschöner Körperrundung, mochte in der Mitte oder vielleicht am Ende der Dreißiger stehen. Die andere ganz schlank, ganz raffig, mit einem fein geschnittenen Antlitz, kühlere, weißer Haut, einer fast kastanienfarbigen Haare und Augen darunter, deren Feuer etwas Verhaltendes, Beherrschtes hatte, konnte vielleicht siebenzehn Jahre zählen.

Die Kapelle hatte eben Schuberts unvollendete H-Moll-Symphonie gespielt, da erhob sich die Jüngere. „Kommst du noch ein wenig auf den Steg?“ fragte sie ihre Mutter.

„Was spielt man jetzt?“

„Das Vorspiel zu den „Meistersingern“.“

„Nein, das möchte ich doch noch abwarten. Du liebst es ja auch so.“

„Gewiß — aber nach der Unvollendeten kann ich nichts mehr hören.“

„Ich habe immer das Gefühl, als kämst du dir in solchen Dingen ein wenig interessant vor.“

Es war eine merkbare Spitze, das junge Mädchen



aber berührte sie nicht. Ein leises Achselzucken war die einzige Antwort. Sie ließ den Hut und das leichte Umschlagetuch auf dem Stuhl bei der Mutter zurück und schlenderte, nur einen dünnen Spazierstock in der Hand, über den Seesteg.

Glashell wölbte sich über ihr der Himmel, die Sonne griff mit goldenen Händen weit über das Meer. Langsam zogen die Wellen ihre Bahn, keine ließ die andere ruhen. Es war wie das Spiel des Lebens, wo Woge auf Woge in nie rastender Geschäftigkeit einander treiben und jagen, bis jede einmal stille verebbt. Nun war wieder jenes Traumhafte, Einschläfernde in ihm, das sie so liebte wie die ganze Mittagsstimmung hier draußen, die etwas so wunderbar Beruhigendes hatte.

Sie war ein echtes Kind der Natur von ihren ersten Jahren an, es mußte in ihr gelegen haben, und der Vater hatte dann das Seine getan, es zu pflegen und zu fördern. „Man kann nicht mehr an seinen Kindern tun, als sie in der Liebe zur Natur großziehen!“ pflegte er zu sagen. „Das ist das Einzige, aber auch das Beste!“

Der jugendliche Vater mit dem geschmeidigen Körper und der eleganten Haltung, der jedes Pferd noch ritt, auch das wildeste und widerspenstigste, der wie ein Jüngling über jede Hecke setzte und zu tanzen verstand wie keiner der Kavaliere aus der ganzen Nachbarschaft, auf den sie so stolz war, und den sie liebte mit der ganzen Schwärmerei ihrer jugendlichen Seele! Der dann hingegangen war, ganz plötzlich, in der Fülle seiner männlichen Blüte, bei einem Jagdunglück, das ihren schönen Kindheitstraum unbarmherzig zerriß, ihr Hof und Heimat nahm!

Gewiß, sie liebte Zoppot. Hierher hatte sie es getrieben, als sich die Tore von Altstürckow für sie geschlossen und die Mutter und sie ein neues Heim sich gründen mußten. Aber, was auf dem Vande so köstlich war, das fehlte ihr hier: die Ursprünglichkeit der Natur, die große, feiernde Einsamkeit. Auf Schritt und Tritt traten

ihr die Menschen entgegen mit ihrem Puz und ihrer Eitelkeit, ihrem leeren Geschwätz und lauten Lachen, erfüllten damit den großen, weit ins Meer laufenden Steg und verdrängten die Natur. Als gäbe es keinen sonnendurchglänzten Himmel, kein mit den Tönen der Ewigkeit brandendes Meer, als gäbe es nur Menschen mit ihren kleinen Künsten, ihren armseligen Nichtigkeiten!

„Guten Tag, Inge!“

Ein gut gekleideter junger Mann küstete den weißen Filzhut, seine Hand streckte sich der ihren entgegen. „Guten Tag, Gunther!“ gab sie zurück, langsam und zögernd beinahe. Ihn hatte sie hier nicht vermutet, und die Überraschung, mit der sie ihn begrüßte, war nicht so freudig wie die seine.

„Ich habe eben mein erstes Bad im Südbade genommen“, sagte er, „nun suche ich dich schon den ganzen Vormittag.“

„Mich suchtest du?“

„Ja, nichts als dich. Zuerst bei der Musik im Kurgarten, dann auf der Promenade, und schließlich trieb mich mein guter Stern hierher auf den Steg, obwohl ich von früher her weiß, daß du im Strom der Menschheit am wenigsten zu treffen bist.“

„Ich wollte ein wenig Seeluft genießen, da drinnen war es mir zu eng. Aber du — wo kommst du auf einmal her?“

„Du kennst mich doch. Ich sitze gern auf meiner Scholle und stehe auch meinen Mann, eine ganze Zeit lang. Aber dann — dann kommt es über mich, ganz plötzlich, daß ich es nicht mehr halten und eindämmen kann: hinaus — irgendwohin, nur fort von dieser eintönigen Stille, dieser lastenden Einsamkeit!“

„Das war doch früher nicht so, Gunther.“

„Nein — früher nicht. Es ist gekommen, seitdem ich in Altstürckow —“ Er brach ab. „Ich mag es vom Vater haben“, fuhr er dann fort, „der hat denselben Wandertrieb, daselbe ungestüme Verlangen: hinaus ins

Weite, ins Freie, Unbestimmte! Dann packe ich meine Koffer, lasse anspannen, und fort bin ich!“

Sie gingen nebeneinander den Steg aufwärts. Am Himmel zogen einige Wolken auf, die Bewegung der Wasser wurde stärker, am Strande prallten die Wogen hart auf, zerschlugen sich und stäubten zischenden Gischt umher. Nur ganz gedämpft klang die Musik, die ihr Spiel wieder aufgenommen hatte, vom Kurgarten herüber.

„Du bist noch zu jung für Altstürckow“, sagte Inge.

„Nein, das ist es nicht. Auch nicht, daß ich dort allein bin. Es ist etwas anderes, etwas, über das ich mit niemand sprechen kann, mit dem Vater nicht, und auch nicht mit dir!“

Ein anderer Ton war plötzlich in seine Sprache gekommen, ein mehr aus dem Innern quellender, der gepreßt klang, als wollte er unterdrücken, was in ihm war.

„Ich könnte auch allein in Altstürckow glücklich sein“, fuhr er fort, „— wenn nur nicht so viel Schatten wären, die immer mit mir gingen, die sich drückend auf mich legten, sowie ich des Abends in meinem stillen Zimmer sitze und draußen die Bäume rauschen.“

Sie waren am Ende des Steges angelangt. Er blieb stehen, legte den Arm auf die hölzerne Brüstung und sah sie eine lange Weile an.

„Warum kommst du nicht mehr nach Altstürckow, Inge?“ fragte er dann. „Ich habe dich gebeten, mündlich und schriftlich, einmal über das andere Mal, immer vergeblich. An deiner Mutter liegt es nicht, sie schrieb mir noch vor wenigen Tagen, wie gerne sie einmal wieder dort sein würde.“

Sie zuckte die Achseln. „Gott, meine Mutter —“ sagte sie, weiter nichts.

„Glaubst du, daß deine Mutter Altstürckow nicht liebt?“

„Gewiß liebt sie es. Auf ihre Art. Aber so mit ihrem ganzen Dasein in ihm aufgehend, so verwachsen mit ihm, mit jedem Stückchen Erde, jedem Strauch — davon kann bei ihr doch keine Rede sein.“

„Sie scheint mit ihrem Dasee zufriedener als du.“

„Warum auch nicht? Ein dauerndes Leben auf dem Lande wäre nichts für sie, es konnte garnicht besser für sie kommen, als es gekommen ist.“

„Aber für dich, Inge —“

Ihr Auge war ins Leere gerichtet. „Für mich — nun, es ist schließlich gleichgültig, und ich werde es auch überwinden. Nur ein wenig Zeit müßt ihr mir lassen und nicht immerfort in mich drängen!“

„Wer drängt denn in dich?“

„Du, die Mutter, ihr alle! Nur einer hat Verständnis für mich —“

„Mein Vater!“

„Ja, dein Vater, Gunther!“

„Aber auch er hat dich, als er das letzte Mal dort war, zu kommen. Und sieh, Inge, das ist es, worüber ich nicht hin fort kann: Seit einem vollen Jahre hast du Altstürckow nicht betreten. Wie lange noch willst du in dieser hartnäckigen Weigerung beharren?“

Keine Antwort, alles still und star in dem regungslosen Gesicht, das über das weite Meer hinaus zu der sonnendurchglänzten Küste hinübersah, die sich mit ihren waldbepflanzten Kuppen, ihren felsigen Spitzen und lauschigen Buchten weithin vor ihrem Blicke breitete.

„Im Anfang gabst du uns Gründe an, die keine waren. Nachher unterblieben auch sie, und man hörte nur das Nein, das wehe tat.“

„Ich wollte nicht wehe tun“, erwiderte sie langsam, das Antlitz immer noch von ihm abgewandt, „und ich will es auch heute nicht. Darum bitte ich dich: Laß das! Es hat keinen Zweck, daran zu rühren, und es führt zu nichts.“

„Nein, ich lasse es nicht“, sagte er entschieden, „es muß einmal zur Aussprache und Klärung zwischen uns kommen. Ich darf es nicht leugnen, sie herbeizuführen war mit ein Anlaß meiner Fahrt hierher. Warum kommst du nicht mehr nach Altstürckow, Inge?“

„Weil ich nicht ein Fremdling sein will, wo mir Kindheitsrechte zustanden.“

Sie sagte es wiederum ganz langsam und leise. Aber mit einer merkbaren Härte im Tone und einem Troze, der aufreißerisch aus den großen, dunklen Augen blitzte.

„Ich mußte es“, erwiderte er. „Aber daß du dich bei mir als Fremdling fühlen könntest, das hatte ich nicht geahnt. Wir sind in Altstürckow zusammen groß geworden. Alle meine Ferien verbrachte ich dort mit dir als Schüler, wie später als Student.“

„Nur mit dem Unterschiede, daß du der Gast und ich das Kind des Hauses war. Ich besitze nicht genug Anpassungsfähigkeit, um mich so schnell in das entgegengesetzte Verhältnis zu finden.“

Wieder klang es auflehnend und bitter.

„Du bist nicht mein Gast in Altstürckow. Du hast ein verbrieftes Recht, dort zu wohnen, wann und solange es dir gefällt. Und wenn sich die Verhältnisse nun geändert haben, kann ich dafür? War es nicht deines und meines Vaters Wille, der beiden Männer, auf die du von je geschworen? Und weißt du nicht, Inge, daß ich unter alledem am meisten leide, daß es jenes dunkle Etwas ist, das mich auf meinem eigenen Besitze keine Freude und keinen Frieden finden läßt, das mich ruhelos immer aufs neue von dort fortreibt in die weite Welt hinein? Weißt du nicht, daß ich mich bis zum heutigen Tage nicht als rechtmäßigen Herrn in Altstürckow fühle und mit tausend Freuden zurücktreten würde, wenn ich dadurch nicht meinen Vater auf das tödlichste kränken würde?“

„Es handelt sich nicht um deinen, es handelt sich in erster Reihe um meinen Vater. Zwar, daß er einmal so hätte bestimmen können — es ist das einzige, was ich nicht an ihm verstehe.“

„Er liebte sein Altstürckow über alles und hatte keinen männlichen Erben.“

„Aber er hatte mich, und er liebte mich.“

„Du warst noch jung.“

„Ich war kein Kind mehr. Er sah mich unter seiner Führung heranwachsen, sah die große Liebe, die ich für alles hatte, was mit Altstürckow zusammenhing, und war glücklich darüber. Das letzte Mal noch, als wir darüber sprachen, es war wenige Tage vor seinem Tode, hatte ich das sichere Gefühl, daß er sich meine spätere Zukunft nirgends anders, als in Altstürckow denken konnte.“

Sie hatten sich auf einer der Bänke niedergelassen, die hier, hart am Ausgange des Steges, aufgestellt waren und den Ausblick auf das Meer frei ließen. Aber eine ganze Weile war Schweigen zwischen ihnen, nichts hörte man als die Wellen, die in immer größeren, stärkeren Finien vom Meere herangezogen kamen und hart und prall an den unter ihnen gelegenen Ausläufer des Steges schlugen.

„Und nun soll das alles aus sein?“ sagte er schließlich, „alles, was uns einmal in unseren Kinderjahren geeint und zu treuen Kameraden machte? Unsere Spiele im großen Park und in der alten Blockhütte, die wir uns aus rohen Steinen selbst gebaut? In der ich der Häuptling war und du des Häuptlings wilde, kleine Frau? In der du mich pflegtest, als mich der vergiftete Pfeil des Südseeinsulaners getroffen? Unsere kühnen Ritte über die weite Steppe, auf der das Heidekraut leuchtete, du auf dem Fogoschi, den dein Vater außer dir niemanden reiten ließ, und auf dem du mir immer voran warst und mich auslachtest, wenn ich dir auf dem frommen Braunen, den man mir vorsorglich anvertraut hatte, nicht zu folgen vermochte —“

„Im Reiten war ich dir über. Das mußt zuzugeben, Gunther!“

Endlich ein wärmeres Aufleuchten in den bisher so streng verschlossenen Zügen, ein frohes Wort, im Scherze ausgesprochen und doch im Ernste gemeint, das wie holde Musik an sein hellauslauschendes Ohr klang.

„Ich manchem anderen auch noch, Inge, in allem,

was Altstürckow anging — ich werde es nie bestreiten. Das war einmal deine Welt!“

„Aus der man mich dafür auch verbannt hat!“

Das Wechten war aus ihren Zügen geschwunden, als hätte es eine harte Hand fortgemischt. Ihr Antlitz war wieder verschleiert und versiegelt ihr hübscher Mund, dessen Trost er von jeher so geliebt hatte.

„Ich möchte dir etwas sagen, Inge“, begann er nach einer längeren Pause, „das gewiß das Unbegreifliche erklärt, über das du nicht hinwegkommst. Vielleicht hat es sich dein Vater nie anders denken können, als daß du in Altstürckow bleibst, wenn ich dort Herr wurde.“

Nun war es heraus, was er so lange mit sich herumgetragen, was, ihr zu gestehen, er in dieser Stunde endlich die Kraft gefunden hatte!

Sie erhob sich. „Wir wollen heimgehen. Die Musik ist zu Ende. Die Menschen strömen auf den Steg, es ist mir nicht möglich, sie jetzt zu ertragen. Und solch ein Wort, muß ich dich bitten, mir nicht noch einmal zu sagen. — Ich hätte wenig Lust, die Herrin auf Altstürckow von eines anderen Gnade zu sein. Du solltest mich genug kennen, um das zu wissen.“

Sie warf den Kopf in den Nacken. Das Ungezähmte, das stolz Aufbegehrende und doch der Natur so ganz Verwandte, das er als Kind an ihr beobachtet, und das ihn immer zu ihr gezogen, das dann die reiferen Mädchenjahre und die gute Erziehung zurückgedämmt hatte, war plötzlich wieder da.

Und wieder zog es ihn mit der elementaren Gewalt seiner ersten Jünglingsjahre zu ihr hin, und ein Schmerz, dem er nicht zu gebieten vermochte, stieg mit heißer Leidenschaft in seiner Seele empor.

Sie aßen zu dreien in der auf das Meer hinausschauenden Weinkuppel des Kurhauses, an einem besonders für sie gedeckten Tische, den Gunther mit den schönsten

Marschmalnielrosen, Inges Dieblingsblume, hatte schmücken lassen. Sie dankte ihm mit einem kurzen Kopfnicken für seine Aufmerksamkeit, nahm eine der Rosen aus dem Gefäß und steckte sie an die Brust. Im übrigen aber blieb sie still für sich, als von den in schneller Reihenfolge aufgetragenen Speisen wenig und nippte nur an dem kostbaren Sekt, von dem ihre Mutter mit sichtbarem Genuße trank.

Mit einem Male aber trat eine Änderung in ihr Antlitz, die Hand, die gerade eine Schüssel weiterreichte, begann zu zittern. Aber das alles nur für eine Sekunde und nur von Gunther, der den Blick wenig von ihr ließ, beachtet. Dann hatte sie sich völlig in der Gewalt. „Onkel Wolf!“ rief sie aus, erhob sich und reichte einem Herrn die Hand entgegen, der durch die vielen dichtbesetzten Tische hindurch mit schnellem, sicheren Schritt an den ihren getreten war.

Es war eine auffallende Erscheinung, von ungewöhnlicher Größe und straffer Haltung, über die die Jahre nichts vermocht hatten. Das feingeschmittenen Gesicht mit dem willensstarken Ausdruck und den dunklen Augen war nur leicht und mehr gelblich gebräunt, und die gelichteten Haare an den Schläfen kaum ergraut.

Nun hatten ihn auch Frau von Rochow und Gunther begrüßt, dieser mit einem merkbaren Erstaunen, in dem sich eine gewisse Befangenheit zeigte, jene mit unverhohlener Freude.

„Das nenne ich eine Überraschung, wie Sie sie lieben, Graf! Heute morgen noch suchten Sie meine Gedanken in Nizza oder in einem anderen schönen Orte des Südens —“

„Wo es mir allmählich doch zu heiß wurde. Ich rief meinen lieben Sohn von Berlin aus in Altstürckow an und erfuhr, daß er aus leicht erklärlichen Gründen einen Abstecher hierher nach Zoppot gemacht. Und da ich auch Ihre Liebe für Zoppot kenne, verehrte Baronin,

glaubte ich nichts Besseres tun zu können, als mich ohne jeden Umweg gleichfalls hierher zu begeben.“

Er hatte Frau Bisa ritterlich die Hand geküßt, sich auf den Stuhl niedergelassen, den der Kellner dienst-eifrig an den Tisch gebracht, und mit einem Zuge das Glas Sekt geleert, das Gunther ihm eingeschenkt hatte. Vom Scheitel bis zur Sohle tadellos und nach der neuesten Mode gekleidet, lenkte seine vornehme Erscheinung auch die Blicke der unbetheiligten Gäste auf sich. Die für die Größe des Körpers auffallend kleinen Hände schmückte nur ein unscheinbarer Wappening, aber in der schwarzen Binde trug er einen alten Familienschmuck: eine birnenförmige Perle, die den langen spitzen Bart, in dem kein einziges weißes Haar sichtbar war, mit ihrem satten Glanze durchschimmerte.

„Wenn ich offen sein soll, hätte ich in dieser Jahreszeit einen stillbehaglichen Aufenthalt in Alistürckow vorgezogen“, fuhr er fort, nachdem er von mehreren der für ihn neu hergerichteten Platten gegessen und dazwischen allerlei von seinen Reisen und Erlebnissen berichtet hatte. „Diese Hauptzeiten in den Ostseebädern mit den aufdringlichen Menschen und der müden Natur sind nichts für mich, du hast sie ja auch nie geliebt, Inge; als wir noch zu dreien waren, fühlten wir in diesen Dingen wenigstens immer eins.“

Er machte es öfter so: mitten in der allgemein geführten Unterhaltung wandte er sich an das junge Mädchen, stellte eine Frage, die nur für sie bestimmt schien, oder forderte, oft mit einem versteckten Scherzwort oder einer harmlosen, für die anderen nicht verständlichen Neckerei, ihr Urtheil heraus. Sie blieb auch ihm gegenüber verschlossen und antwortete wenig oder nur einsilbig. Aber an der lebhaften Farbe, die immer noch nicht von ihrem Antlitz gewichen war, und dem stillen Leuchten ihrer dunkeln Augen erkannte Gunther die Theilnahme, mit der sie jedem seiner Worte folgte. Es konnte auch keiner erzählen wie er.

„Wir werden jetzt einen kleinen Vertrag schließen, meine Herrschaften, dem Sie Ihre Zustimmung gewiß nicht versagen werden. Ich bleibe hier bei Ihnen, miete mich im Kurhaus oder in Gunthers Fremdenheim bei der Schauffler ein, für den ganzen Juli, meinethalben bis in den Anfang des August hinein, bade, segle, sonne mich und Sorge für die notwendige Erhaltung von Leib und Seele, die ein Mann, der die ersten Jünglingsjahre nun einmal hinter sich hat, nötig hat, wenn er nichts besseres zu tun weiß. Dann aber sagen wir uns alle bei Gunther zu Gäste, der zur Ernte ja sowieso zu Hause sein muß, und verleben bei ihm gemeinschaftlich den Spätsommer, den man nirgends besser verbringen kann als auf dem Lande.“

Und als Frau Bisa und Gunther sich freudig einverstanden erklärten: „Du hast noch nichts gesagt, Inge. Du bist heute überhaupt merkwürdig schweigsam, ich erkenne mein wildes Mädchen von früher kaum wieder. Hat es dir die Kultur der Großstädte und Bäder etwa auch angetan?“

Ein leichtes, wehmütiges Lächeln spielte um Inges Lippen. „Du weißt, Onkel Wolf, daß sie keine Macht über mich haben.“

„Dann ist es das lange Fernsein vom Lande, das deine Seele nicht erträgt, die Sehnsucht nach der alten, heimischen Stätte. Nun, laß nur gut sein, wenn wir erst wieder über die Felder und Wiesen jagen werden, du auf dem Sogosch, der unter keinem anderen mehr recht gehen mag, ich auf meinem Hunter, den mir der Junge hoffentlich noch nicht kaputt geritten haben wird, dann wirst du wieder gesund und froh werden, verlaß dich darauf! Nun, sind wir einverstanden, meine kleine Gnädige, oder nicht?“

Inge hob das Auge, das so lange auf der Tischplatte gewieilt.

„Ich bin einverstanden, Onkel Wolf.“

„Nun endlich, endlich ist sie verständig geworden!“

rief Frau Pifa in unverhohlener Freude aus. „Es scheint, Sie brauchen nur zu kommen, Graf, und alles ist gut. Bis dahin hat sie um keinen Preis nach Altstürckow zurückwollen, so sehr wir auch baten, Wochen, Monate lang. Was sagst du nun, Gunther? Bist du zufrieden?“

Der sah sprachlos bald auf den Vater, bald auf Inge, die seinem forschenden Blicke geflissentlich auswich. Wie war dieser unbegreifliche Umschwung in so kurzer Zeit möglich geworden? Er glaubte, Inge zu kennen, er wußte, daß sie fest in ihrem Willen war und sich nicht leicht beeinflussen ließ — — und nun?

Und doch — das größere Rätsel gab ihm der Vater auf. Welche Macht mußte dieser Mann auf das junge Gemüt üben, daß ihm mit einer hingeworfenen Frage gelang, was den Vorstellungen und Bitten aller anderen unmöglich war?! — —

Mit herrlichen Tagen setzte der Juli ein. Wie eine Stahlplatte, von Silberadern durchrieselt, lag das Meer, ehern und fließend zugleich, wie das unergründliche Stirb und Werde. Einer goldenen Glocke gleich breitete sich über ihm der Himmel, langsam, friedvoll kamen die Wogen gerauscht, mit weißen Kämmen, die glitzerten, als wären sie aus lauter Schneeflocken zusammengesetzt.

Zahlreicher stellten die Badenden sich ein. Bei der Schaulust war jedes Zimmer seit Monaten vorausbestellt, und die Fischer konnten gar nicht genug Boote flott machen, die Fremden vom frühen Morgen bis in den sinkenden Abend auf das lockende Meer hinauszurudern. Zoppot hatte seine Blütezeit.

Nur Stax und Bug waren nicht zufrieden. Zu tun gab es auch im Südbade genug. Aber das Geschäft lohnte nicht.

Eines Vormittags aber trat ein Ereignis ein, das für das ganze Badepersonal von Herrn Budde bis zu

Stax und Bug hinab ein Gegenstand neuen Staunens war: der vornehme junge Herr, von dem man bald herausbekommen, daß er ein wirklicher und leibhaftiger Graf war, erschien in Begleitung eines älteren, der dieselbe Eleganz der Erscheinung, daselbe edelmännische Auftreten hatte und, was die Hauptsache war, dieselben fürstlichen Trinkgelder gab.

Herr Piescher, der Haarkünstler, dem er sich sofort in Pflege gab, vertrat mit aller Entschiedenheit die Ansicht, daß er eher ein älterer Bruder als der Vater des jungen Grafen sein könnte. Stax, dem der ehrenvolle Auftrag wurde, ihn ebenfalls abzutrocknen und zu frottieren, bewunderte nicht nur dieselbe auserlesene Wäsche, sondern noch mehr seinen geschmeidigen, jugendlichen Leib, und Klaus Zethje geriet über die Leichtigkeit und Schnelle, mit der er gleich beim ersten Male über die streng gezogenen Grenzen der beiden Springtürme hinausschwamm, in ein solches Erstaunen, daß er beinahe vergaß, mit seinem Signalthorn die warnenden Rufe abzugeben.

Da Stax durch seine beiden Grafen stark in Anspruch genommen war und Bug sich mit den wenig zahlungsfähigen Gymnasiasten nur oberflächlich abgab, so blieb die Hauptlast des täglichen Zellendienstes auf Tor Tehnzens Schultern oder vielmehr auf seinen Beinen ruhen. Obwohl man ihm nur die „Fälle“ überließ, von denen ein Vohn nicht zu erwarten war, so erfüllte er mit nie ermüdendem Eifer seine nicht leichten Pflichten, war zu jedem, auch dem einfachsten Manne, der sich an den Feiertagen statt des üblichen Freibades den Bugus einer Zelle im Südbade leistete, wie zu dem jüngsten Gymnasiasten von derselben Freundlichkeit und verrichtete seine verschiedenen Obliegenheiten mit einer solchen Gewissenhaftigkeit, daß der ihm zugewiesene Teil des Strandes stets am sorgsamsten geharkt, seine Zellen die bei weitem saubersten und der Steg vor ihnen der bestgelegte war. Und während Stax und Bug die

unter ihren Badegästen, die sich ihrer Ansicht nach nicht genügend erkenntlich erwiesen, wenn sie wassertriefend der See entstiegen, vor ihren Zellen so lange warten ließen, bis ihr Körper unter einer Gänsehaut erschauerte, und sich gegen all ihr verzweifelttes Rufen, Pfeifen, Händeklatschen völlig taub erwiesen, hatte Tors sorgsameres Auge jeden seiner Badebefohlenen ohne Ansehen der Person und des Trinkgeldes in genauester Obacht, und keiner von ihnen hatte es nötig, zähneklappernd vor seiner Zelle wie vor einem verschlossenen Paradiese zu stehen.

So gewann sich der flinke Junge in kurzer Zeit nicht nur die Anerkennung seines Meisters, sondern auch die Herzen der Badegäste. Besonders mit einer ganzen Anzahl der Gymnasiasten verband ihn bald ein geradezu freundschaftliches Verhältnis; sie duzten sich mit ihm, erzählten ihm von ihren Erlebnissen auf der Schule, auch von dem, was sie unter den Vehrgegenständen am meisten interessierte, brachten ihm hier und da ein gutes Buch mit, in dem er in den Mußestunden in seiner kleinen Kammer eifrig las und ließen ihn an ihren Spielen und turnerischen Übungen teilnehmen, die wiederum seine körperliche Kraft und Geschmeidigkeit förderten.

„Stag, mein Sohn!“ rief an einem Vormittag Graf Crockau, der ältere, seinen Badejungen in die Zelle, „ist dir eine Mark, die ich dir täglich für deine Dienste zugestanden, nicht genug?“

„Ja woll — das is schä jenuj — warum soll's denn nicht jenuj sei?“ erwiderte Stag, die Hände in den Hofentaschen und die listigen Mäusaugen mit einem unschuldig verständnislosen Blick auf den Frager gerichtet.

„Weil meine Börse jedesmal, wenn ich aus dem Bade komme, um eine weitere Mark erleichtert ist.“

„Herr Jraf — —“ die roten Hände waren wie in

jäher Empörung aus den Hofentaschen geschmeißt, „nee Herr Jraf — dat kann ich mich nicht nachsage lasse.“

„Was kannst du dir nicht nachsagen lassen, Stag, mein Sohn?“

„Datt ich 'n Dieb bin und 'n son anständ'jen Herrn, wie de Herr Jraf sind, beklauwe soll.“

„Das hat ja noch niemand behauptet. Ich sage nur, daß ich jeden Tag ein Minus von einer Mark habe, wenn ich die Zelle verlasse. Und wenn du sie nicht nimmst, was ich dir selbstverständlich mit freudiger Bereitwilligkeit glaube, so tut es eben ein anderer, weil du schlecht aufpaßt.“

„Ich sieh de ganze Zeit, wenn de Herr Jraf draußen sind, vor seine Zell.“

„Aber man sieht dich nie, wenn man dich braucht. Du bist überhaupt lässig im Dienst geworden, dein Grottieren taugt gar nichts mehr. Von heute ab gehe ich nach drüben auf deines Kollegen Tors Seite. Der gefällt mir besser. Basta!“

„Vangfinger, du Schubjack, Schuft du!“ schrie Stag voller Wut und Empörung seinen Freund Fur an, der mit schmatzendem Munde ein lecker vorbereitetes Brötchen verzehrte, das er einem jungen Angestellten eines Feinkostgeschäftes aus der Tasche genommen, „wenn du nu mal nichts andres kannst als klauwe, da halt dich wenigstens an dein Veut und bring mich nicht um mein beste Kunden!“

„Wat schabberst de da, Mänsch?“ gab Fur gleichmütig zurück, ohne sich im behaglichen Genusse stören zu lassen. „Ich klau überhaupt nicht, ich denk nicht dran.“

Ein Gelächter war die Antwort, so laut und höhnisch, daß es jeden erschüttert hätte, nur einen so hartgesottenen Sünder wie Fur nicht. „Du nicht klauwe? Dat wilste mir weiß mache? Alles wat du hast, wat du isst und trinkst und anfahst, alles is jeklaut. Auch das Brot, das du da vertilichst — jeklaut is 's — weiter nichts.“

„Ja — wenn du dat klaue nennst —“

„Wie nennst du 's denn?“

„Ausleich'nde Jerächtigkeit. Mänsch — nichts anders“, erwiderte Bug mit unerschütterlicher Ruhe.

„Ausleich'nde Jerächtigkeit? Such dir 'n Dummen. Mir mach nicht sone Sifitamentje vor!“

„Ausleich'nde Jerächtigkeit“, wiederholte Bug unbeirrt und wischte sich mit der Zunge die vom leckeren Bissen fetten Lippen, „ich will dir's erklären, damit du's weest, Mänsch, een für all Mal. Ich kalkulier so: Wer hier meine Zell'n beansprucht, der schuldet mir 'n Crinkjeld, nich wahr? Nu jut — wie hoch so'n Crinkgeld is, dat bestimm ich, keen anderer Mänsch. Ich schätz jeden von mein Peut hier ein — nach seine Kleidage, seine Wäsch, sein Jetue, seine Wünsch — is er knickrig und jibt nich dat Jeld, womit ich ihn besteuert hab, dann zieh ich's äbe nachträglich een — in bar oder in Naturalie — je nachdem — verstehste, Mänsch? Dat is de ausleich'nde Jerächtigkeit — jeder hat eben sein eij'nes System, ich meins, du deins, dat is de ganze Unterschied.“

Die wetternde Stimme des Bademeisters machte der in dem Rauderwelsch der Badejungen geführten Unterhaltung ein Ende.

Ein heißer Vormittag in den letzten Julitagen. Graf Wolf und Gunther waren nach einer ausgedehnten Schwimmtour eben dem Wasser entstiegen und lagen, die Bademäntel als Unterlage benutzend und nur den Kopf mit einem nassen Handtuche geschützt, im prallen Sonnenschein am Strande. Von langsam hin- und hergleitenden Dichtern freundlich durchleuchtet lag das Meer vor ihnen, ganz von fernher klangen die Weisen der Musikkapelle herüber, die ihr Vormittagskonzert im Kurgarten gab, und dann und wann hörte man den Pfiff des Bademeisters oder die frohen Rufe der im Wasser sich Tummelnden.

Da brach Gunther das Schweigen, das eine lange Weile zwischen ihnen geherrscht.

„Ich wollte es dir immer schon sagen, Vater“, begann er, und man hörte es seinen Worten an, wie wenig leicht sie ihm von den Lippen kamen, „daß ich dich seit einiger Zeit nicht mehr verstehe.“

„Was verstehst du denn nicht, mein Junge?“

„Das ganze Leben, das du hier führst. Es war doch sonst nicht deine Art. Als der Altstürckow noch lebte, da gab es für dich nichts Schöneres, als in der Stille des Landes dein beschauliches Dasein zu führen, mit ihm in die Wirtschaft zu fahren und zu reiten, auf den Anstand zu gehen und die Abende in anregendem Gespräch mit ihm zu verleben —“

„Ja, mein Junge, das waren andere Zeiten, die kehren niemals wieder.“

„Und jetzt, wo der größte Wunsch deines Lebens erfüllt ist, wo dein Sohn der Besitzer von Altstürckow ist, sollte es da nicht auch für dich dort angenehm sein? Damals, als du ankamst, sagtest du, daß du nur eine kurze Zeit hier bleiben und zur Ernte mit mir nach Altstürckow gehen wolltest. Die Ernte ist im Anzuge, du aber machst nicht die geringsten Anstalten, deinen Aufenthalt hier abzubrechen.“

Regungslos lag Graf Wolf im Sande, kein Glied rührte sich an dem gestrafften braunen Körper, die Augen waren geschlossen.

„Wenn ich von Altstürckow hierher zurückkehre, du fragst mich nie, was ich dort vorgefunden, was ich getan, nach den Arbeiten fragst du nicht und nicht nach dem Stande der Felder, nach Menschen nicht und nicht nach Tieren. Was früher deine erste Frage, deine ganze Sorge war, das ist alles jetzt zurückgedrängt. Meinst du, daß ich das nicht merke und — daß es nicht wehe tut?“

Wieder das starre, lastende Beharren im regungslosen Schweigen.

Da raffte Gunther sich auf. Den Oberkörper langsam in die Höhe hebend, den jungen, geschmeidigen Oberkörper leicht in die Arme stützend, richtete er das Auge mit einem stehenden Blick auf den Vater: „Dah uns nach Altstürckow zurückkehren, uns alle, Vater! Du und Inge und auch ihre Mutter. Wir fahren und reiten in die Wirtschaft, ich zeige dir alles. Die Felder stehen herrlich, der Roggen ist in strotzender Reife und harret des Schnitters. Es ist die schönste Zeit jetzt auf dem Lande. Ich will es Euch so angenehm und behaglich machen, wie es nur in meinen Kräften steht.“

Er wartete auf ein Wort des Vaters. Er wartete vergeblich.

„Ich brauche deinen Rat, Vater. Es ist so vieles, wonach ich dich fragen möchte. Dein praktisches Auge, dein erfahrener Urtheil fehlt mir. Ich bin ja noch ein Neuling, ein Fremdling auf dem eigenen Gute. Du versprachst mir damals, als ich es auf deinen Wunsch übernahm, mir stets mit Rat und That zur Seite zu stehen. Nun löse dein Versprechen — komm mit mir nach Altstürckow!“

So warm hatte der Junge gesprochen, so andringend waren seine Worte aus der Tiefe seiner Seele zu seinem Vater hinüber gedrungen. Aber nichts von irgend welcher Bewegung, von einem Eindruck nur war auf dessen ruhig kühlem Antlitz zu lesen.

„Es ist noch nicht Zeit für mich. Geh du, wenn dein Herz dich zieht. Ich kann heute oder morgen noch nicht mit dir zurückkehren. Glaube mir, ich kann es nicht. Das tägliche Seebad, der Aufenthalt am Strande, dies Liegen in der Sonne, ja, auch die tägliche Abwechslung und Zerstreuung tuen meinem Zustande, wie er jetzt ist, wohl.“

„Dafür hast du auf dem Lande eine andere Art von Erholung, die du hier nicht finden kannst. Warum sagst du, daß du jetzt noch nicht mit mir gehen kannst, daß deine Zeit noch nicht gekommen ist?“

Da richtete sich auch der Alte empor. Mit einer gewissen Kraftanstrengung, als kostete es ihm einen Entschluß.

„Weil — weil ich dieses Leben augenblicklich brauche. Aber es wird nicht lange währen, dann ist es vorbei. Und dann komme ich zu dir nach Altstürckow, mein Junge — und komme gerne.“

Sie hatten sich beide in den glühenden Sand zurückgelegt und ließen die immer wärmer werdende Sonne auf ihren Körper brennen. Die Musik spielte nicht mehr. Das Bad begann sich zu entleeren. Die Mittagszeit war gekommen.

Gunther schien noch mehr auf dem Herzen zu haben. „Verzeih, Vater“, sagte er, nachdem er eine Weile überlegt hatte, wie er die Worte am besten wählen sollte, „ich weiß, daß du es nicht gerne hörst, und es geht mich schließlich ja auch nichts an. Aber ich zerbreche mir öfter den Kopf darüber, wie deine Mittel dies kostspielige Leben, das du mal an der Riviera, mal im Gebirge, dann wieder hier in Zoppot führst, auf die Dauer ertragen können?“

„Ja, mein Junge, das glaube ich dir gerne, daß dir das Sorgen bereitet“, gab der Alte wider Erwarten mit jenem lebenswürdigen Humor zurück, der die Unterhaltung mit ihm für andere so anziehend machte, „mir bereitet es keine. Ich lebe, so lange ich auf meine Weise und nach meinem Gefallen leben kann, sage mir täglich und stündlich, daß ich allzu viele Jahre ungetrübten Genießens nicht mehr vor mir habe, pflücke die Tage und Stunden wie Rosen vom Baum, der haltlos dahin rinnenden Zeit und freue mich ihres Duftes, ehe sie welk werden.“

Er streckte die beiden Arme weit im Sande aus, atmete mit tiefen Zügen die würzige Seeluft und pfiß dazu ein leises Piedchen.

„Aber wenn dein geringes Kapital aufgezehrt ist?“

„Ein Fall, der in absehbarer Zeit schauerliche Wirklichkeit werden wird.“

„Was aber dann?“

„Dann wird sich schon Rat finden.“

„Dann ist die Zeit da, wo du zu mir nach Altstürckow kommst.“

„Um dort auf meinem Altenteil von meines Sohnes Gnade zu leben — nein, mein Lieber, in diese Verlegenheit werde ich weder dich noch mich jemals bringen.“

„Wie kannst du nur so reden, Vater?! Daß ich Altstürckow besitze, ist doch nicht mein Verdienst. Dir allein verdanke ich es. Deiner Freundschaft mit dem Verstorbenen, mir als deinem Sohn vermachte er sein Gut — — und, weiß Gott, ich wünschte, er hätte es nie getan!“

Hoch richtete sich der Alte auf — nicht langsam, wie vorher, sondern mit einer jähen Schnelligkeit. „Du wünschtest, er hätte es nie getan?“ wiederholte er, und grollender Unmut war in seiner Stimme, „du solltest Gott jeden Tag auf den Knien danken, daß er dir ein so herrliches Besitztum ohne Kampf und Mühe in die Hände gespielt hat. Was wärest du sonst? Ein armer Leutnant mit kärglicher Zulage oder ein Beamter, der vom frühen Morgen bis zum späten Abend öden Bureau-dienst verrichten muß. Aber du hast nicht das Mark und das Blut deines Vaters, du kannst nicht zugreifen und dein Schicksal meistern. Du bist ein Grübler. Und Grübler stehen immer abseits von der reichgedeckten Tafel des Lebens, indes die anderen tapfer zugreifen. Freue dich deines Besitzes! Schaffe was Ordentliches auf ihm! Das ist die einzige Verpflichtung, die dir obliegt.“

Die ersten Nachmittagsgäste fanden sich ein. Die Badejungen hatten ihre Mahlzeit beendet und räkelten sich, zur Arbeit noch nicht aufgelegt, auf den Stegen oder im Sande, der Bademeister machte sich an seiner Wäsche zu schaffen. Hart am Strande flatterten einige

Möven auf und tauchten die silberglitzernden Flügel in die erfrischende Flut.

„Was mir am wehesten tut“, nahm Gunther das Gespräch auf, „daß Inge unter alledem schwer leidet. Sie kann es mit der Liebe und dem Gerechtigkeitsgefühl ihres Vaters nicht in Einklang bringen. Kannst du dir nicht denken, wie furchtbar das für mich ist? Wie ich mich als Fremdling, ja, ich kann es nicht anders nennen, als Eindringling auf meinem eigenen Gute fühle?“

„Zum Teufel auch! Immer die alten sentimentalen Grillen! Du wirst sie dir abgewöhnen müssen!“

Graf Wolf sagte es bereits ganz ruhig. Seine Hand spielte im Sande, die feinen Körner liefen langsam durch seine Finger.

„Der Stürckower hatte sehr wohl an seine Tochter gedacht, besser als du und sie selber es ahnt. Seine Idee war gesund und gut. Ihr wäret dann beide rechtmäßige Herren auf seinem Gute.“

„Das hast du mir schon öfter gesagt.“

„Aber, wie ich sehe, mit recht geringem Erfolge.“

Gunther kämpfte einen kurzen Kampf. Es wurde ihm schwer, das Innerste seines Herzens, alles, was er täglich und stündlich durchrang, durchlitt, einem anderen zu offenbaren, und war es auch der eigene Vater.

„Wenn sie doch nicht will —“ kam es schließlich zögernd von seinen Lippen.

Der langsam gleitende Sand machte plötzlich in seiner Wanderung halt und fiel schnell und jäh auf den Boden. Das Haupt, das bis dahin auf der Erde gewelt, flog mit einem Ruck in die Höhe, hell wetterleuchtete es in den großen dunkeln Augen.

„Sie will nicht? Das sagt ein Mann? Für ihn gibt es kein fremdes Wollen — wenn er nur will. Stark und unbeirrbar will. Ich bin heute vierundvierzig Jahre alt . . . ja, ja, du hast recht, es sind schon sechsundvierzig . . . Ich habe viel erlebt und viel ken-

nen gelernt. Aber niemals ein Weib, das nicht wollte, wenn ich wollte. Und das laß dir gesagt sein, mein Junge: wenn du nicht bald die Anstalten zur Hochzeit auf Altstürckow triffst, dann treffe ich sie . . . für mich selber. Verlaß dich darauf!“

„Vater!“ rief Gunther, weiter nichts. Aber in diesem einen Ausruf lag eine Welt von Leid und Traurigkeit und ausschließender Furcht. Auch er hatte sich emporgerichtet. Auge in Auge sahen sie sich gegenüber. Aber das Auge des Alten loderte in heiß entfachtem Feuer der Jugend und der Kraft, das des Jungen war trübe und gedankenschwer.

„Glaubst du etwa, Vater“, fuhr er fort, die aufgestiegene Wallung mühsam niederzwingend, „ich wüßte nicht, daß das mehr ist als ein Scherz? Ich hätte nicht längst gemerkt, daß Inges Bewunderung für dich mehr ist als eines Kindes Verehrung für den älteren Mann, unter dessen Auge es aufgewachsen ist, daß du das Weib in ihr geweckt hast?“ Und als der andere keine Silbe antwortete: „Diese Tage in Zoppot haben mir die Augen geöffnet. Ich sehe jetzt klar, erstaunlich klar. Man braucht sie ja nur in deiner Gegenwart zu beobachten. Sowie du dich nahest, ist sie eine andere. Was niemand bei ihr durchzusehen vermag, weder ich noch die Mutter, mit all unseren Bitten und Vorstellungen — ein Wort, ein Wink, ein Blick nur deiner Augen, und sie tut willenlos, was du von ihr wünschst. Ins Wasser würde sie stürzen, jetzt auf der Stelle, in den Tod rennen, ohne mit der Wimper zu zucken, wenn du es wolltest — Aber freilich . . . das Eine wußte ich noch nicht.“

„Was wußtest du noch nicht?“

„Daß auch du sie liebst!“

Und nun alle mühsam aufgebotene Beherrschung beiseite lassend: „Das aber will ich dir in dieser Stunde sagen, damit Klarheit sei zwischen uns, ein für allemal: Von Inge lasse ich nicht. Keinem anderen trete ich sie ab — auch dir nicht.“

Graf Wolf verschränkte die sehnigen Arme über der Brust, ein leises Pächeln spielte um seinen frischen, noch ganz jugendlichen Mund.

„Gut so, mein Junge, so wollte ich dich haben! So gefällst du mir. Endlich einmal nach langer Zeit, in der ich recht wenig zufrieden mit dir war. Und nun laß uns in aller Ruhe und Vernunft miteinander reden.“

„Was du da von Inge sagst, hört sich hübsch an und ist für einen alten Mann recht schmeichelhaft. Es ist auch ein Korn von Wahrheit in alledem.“

Da funkelten ihm Gunthers Augen entgegen, blitzschnell, drohend beinahe: „Du liebst sie!“

Graf Wolf sah nachdenklich vor sich hin. „Wenn ich mir zehn Jahre vom Buckel schaffe könnte, nur zehn Jahre . . . ich würde, all deinen furchtbaren Drohungen zum Trotz, ja sagen. Sie ist ein eigenartiges Mädchen . . . voller Kraft und Rasse, vornehm und der Natur verwandt wie keine andere. Die einzige jedenfalls, auf die ein Don Juan einmal das Wort Liebe anwenden könnte. Aber mit vierundvierzig Jahren — ja, ja, zum Teufel, mit sechsundvierzig! — nein, das ist ein zu verfluchter Unterschied. Über den käme man doch nie fort.“

„Und Inge?“ fragte Gunther sehr schnell. Am Ende denkt sie nicht so vernünftig und nüchtern wie du — wenigstens tuft.“

Graf Wolf beachtete die Spitze in seinen Worten nicht. Sein Gesicht hatte immer noch etwas Nachdenkliches, immer noch vermied sein Blick den des Sohnes. „Inge . . . hm . . . vielleicht ist es nicht so unerklärlich, was sie für mich empfindet. Von ihren ersten Kinderjahren an kennt sie mich als den Mann, auf dessen Freundschaft und Urteil ihr Vater Wert legte. Alle die Liebe und Bewunderung, die sie für ihn empfand, hat sie auf mich übertragen. Sie ist mit ihren Jahren gewachsen, ist ihr in Fleisch und Blut übergegangen. Als ihr der Vater genommen wurde und sie bis zum heu-

tigen Tage über diesen Verlust nicht fortzukommen vermochte, war ich der einzige, der ihr blieb. Der Mutter, die nicht ihres Wesens ist, steht sie kühl und fremd gegenüber. In mir sieht sie des Vaters Abbild. Daraus Folgerungen zu ziehen, die an Wahnsinn grenzen, dafür solltest du mich für zu klug halten.“

„Du sprachst von Anstalten, die du zu deiner Hochzeit treffen wolltest.“

„Spreche ich auch noch. Aber eine etwas passendere Mutter würde ich dir dann schon aussuchen.“

Gunther atmete auf, ein schwerer Alp wich, eine spürbare Erleichterung kam über ihn. Zugleich war er von dieser Unterredung innerlich noch so in Anspruch genommen, daß er den letzten Worten des Vaters keine Bedeutung beilegte, ja, sie nur mit halbem Ohre vernahm. Er kannte seinen „alten Herrn“, für den besaß das Ewig-weibliche noch genau dieselbe Anziehungskraft wie in seinen jüngsten Jahren.

„Mit der neuen Mutter hast du mir bereits seit meinen Primanerjahren gedroht“, gab er scherzend zurück, „ich wäre wirklich gespannt, sie einmal kennenzulernen.“

„Die Freude wird dir vielleicht schneller werden, als du heute ahnst. Früher, mein Junge, da war es etwas anderes — da war der Graf Torckau ein feiner Mann, hatte Geld und Gut — heute wird er eine Frau suchen müssen, die beides hat, wenn er nicht aufs Altenteil kommen oder irgendwo am Wege verderben soll.“

„Vater, ich kann diese Reden nicht hören!“

„Gut, mein Junge! Sprechen wir lieber von dir! Ist mir auch wichtiger. Und da die Zeit drängt, möchte ich dir in aller Kürze sagen: Kann ich Inge von Rochow auch auf keine andere Weise an mich fesseln, so will ich sie unter allen Umständen als Schwiegertochter haben. Und du weißt, daß ich bis heute alles durchgesetzt habe, was ich gewollt habe — alles, auch das Allerschwerste, das scheinbar Unmögliche.“

Er machte eine kurze Pause, dann fuhr er fort, leise, wie in sich selbst hineinsprechend: „Mein ganzes Leben habe ich darauf gebaut.“ Ein eigentümlicher Ausdruck war plötzlich in seine Züge getreten.

„Doch wir liegen hier in aller Paradiesesunschuld, und bei der Schaulfler wartet das Essen auf uns, zu dem wir uns am Ende doch noch ein bißchen werden umziehen müssen.“

„Heute wirst du mir zum letzten Male die Zelle aufschließen“, sagte Graf Wolf am nächsten Vormittag zu Torckau, „aber weil du deine Sache gut gemacht und ich nie einen Anlaß zur Unzufriedenheit hatte, nimm dies zur Belohnung.“

Aber Tor beachtete den Zehnmarkschein nicht, den der Graf ihm reichte, und die Zelle hatte er auch noch nicht geöffnet. Die Nachricht hatte ihn so getroffen, daß er ganz bestürzt da stand.

„Wollen der Herr Graf denn schon nach Hause?“ fragte er endlich.

„Das noch nicht. Ich gedenke noch einige Wochen zu bleiben. Aber da nahe Bekannte von uns im Nordbad baden, haben wir gleichfalls beschlossen, dorthin zu übersiedeln.“

„So geht der junge Herr Graf auch ins Nordbad?“

„Ja, er geht natürlich mit. Hast du etwas dagegen? Es berührt dich doch nicht. Er hat ja den anderen, den Stax.“

„Nein, nein, in dieser Hinsicht nicht — aber ich habe ihn gerne.“

So ganz einfach sagte es der Junge und mit aufleuchtenden Augen, daß ihn Graf Wolf mit einem erstaunten Bächeln ansah.

„So . . . so . . . sieh mal einer an. Daß mein Sohn von hier fortgeht, von dem du nie etwas gehabt, scheint

dir näher zu gehen, als daß du mich los wirfst, von dem du ein fürstliches Einkommen bezogen hast.“

Er ließ zum zweiten Male das Auge über Tor dahingleiten, den er heute eigentlich zum ersten Male sah. Die hübsch gewachsene jugendliche Gestalt, die der leinene Badekittel besonders hervortreten ließ, der freie Ausdruck in dem frischen Gesicht und die klugen, treuen Augen gefielen ihm. Mehr aber gefiel ihm die rührende Liebe, die aus den Worten des knabenhaften Jünglings zu seinem Sohne sprach, an dem sein Vaterherz hing, so wenig er das auch ihm oder einem anderen gegenüber merken ließ.

Als der Graf sich eben der Oberkleider entledigt hatte, trat Tor noch einmal an die geöffnete Thür und blieb dort eine Weile zaudernd und in einer Verlegenheit stehen, die sich nicht nur auf seinem Antlitz, sondern in seiner ganzen Erscheinung bemerkbar machte.

„Herr Graf“, sagte er schließlich, ein wenig unsicher noch und stockend, „darf ich Ihnen heute mit einer sehr großen Bitte kommen?“

„Schieß los, mein Sohn, und erleichtere deine Seele!“ gab Graf Wolf gutgelaunt zurück, indem er sich auf der Bank niederließ, „du kannst mir dabei gleich die Schuhbänder lösen.“

Pfeilschnell hockte sich Tor auf den Boden und sagte, ohne den Blick zu erheben, mit leiser, aber fliegender Stimme: „Herr Graf, nehmen Sie mich mit ins Nordbad!“

Graf Wolf lachte kurz auf. „Dich mitnehmen? Ja, bin ich denn hier Badedirektor oder wohlthätiger Bürgermeister von Zoppot oder etwas dergleichen?“

„Das wohl nicht. Aber wenn der Herr Graf nur wollen, dann wird es nicht schwer halten. Der Herr Stadtrat Jonas, dem die Bäder unterstellt sind, hat den Herrn Grafen immer sehr höflich hier begrüßt —“

„Ja, ich kenne ihn. Wir haben einigemal im Kurhause zusammen gespeist. — So, nun lege mir den Bade-

mantel um und ordne meine Sachen. Das Weitere werden wir sehen!“

Gegen Abend, als das Südbad bereits leer geworden und Tor gerade dabei war, mit einigen seiner Freunde unter dem Gymnasiaften waghalsige Übungen am Reck zu machen, rief ihn der Pfiff des Bademeisters zu sich.

„Ein Brief ist an dich abgegeben“. Und er reichte ihm eine Umhüllung mit einem eingepprägten Wappen darauf und der Anschrift: „An den Badesungen Tor.“

Laut klopfte das Herz des Jungen, als er in Gegenwart von Herrn Budde, Minz, dem Revisor, und Pietscher, dem Haarkünstler, die ihm mit unverhohlener Neugier über die Schulter blickten, die Umhüllung öffnete und ihr einen Zettel entnahm, auf dem mit steilen, mit Bleistift geschriebenen Zügen stand: „Du bist am Nordbad eingestellt und kannst dich übermorgen, am 1. August, beim Bademeister dort melden. Wolf, Reichsgraf Crockau.“

Wenige Minuten später wußten auch Stag und Bug um die Beförderung ihres Kollegen. „Den ha'n mer nich utjekannt“, äußerte sich Bug zu Stag, „det is eene von de janz Jepsiffene. De weesh druf zu loofe.“

„Gen Pietiste is hei, eener von de allerschlimmste“, antwortete Stag in dem wunderlichen Mischmasch seiner ursprünglichen Sprache und jener gebildeteren, die sich die Badesungen im täglichen Verkehr mit dem Publikum bald aneignen. „Erst lurt hei mi de Trase ab, tut janz unskuldig dabe, datt ick ihm glowe tu. Und nu steckt hei sich hintre ihn und kommt durch ihn ans Nordbad!“

Aber so voller Neid ihre Empfindungen gegen Tor auch waren, nachstehen durften sie ihm um keinen Preis. Mit allen ihnen möglichen Mitteln richteten sie den Blick auf das Ziel, das er so leicht erreicht hatte, und arbeiteten mit unentwegter Klugheit und Energie ihm entgegen.

Das Glück kam ihnen zu Hilfe. Das Nordbad brauchte Hilfskräfte, und Herr Budde mußte wohl oder übel einwilligen, daß seine beiden geriebensten, freilich auch gewandtesten Jungen dorthin übersiedelten.

Das Kurtheater in Zoppot erfreute sich starken Zuspruches. Und mit vollem Rechte. Sein Leiter, Herr Norbert Otto, der während des Winters Spielleiter eines großen Stadttheaters des Westens war, hatte, obwohl er von Hause aus ein vorzüglicher Komiker war, vermöge seines künstlerischen Geschickes auch das ernstere Schauspiel auf eine für eine Sommerbühne kaum gewohnte Höhe gebracht. Sein sicherer Blick und guter Instinkt hatten ihn unter den Kräften, die ihm für das beliebte Bad in reichem Maße zur Verfügung standen, die besten auswählen lassen. Dazu verpflichtete er die berühmtesten Schauspieler Deutschlands zu längeren Gastspielen und baute, um ihnen die Möglichkeit zu geben, in ihren bedeutendsten Rollen aufzutreten, eine Stilbühne, auf der er klassische Tragödien, die einen nicht zu großen Aufwand von Personal erforderten, ohne Schwierigkeit und mit Würde geben konnte.

Für den heutigen Abend war „Othello“ mit einem großen Tragöden aus Berlin angesagt. Frau von Rochow hatte sich bereits unmittelbar nach dem etwas ausgedehnten Mittagessen im Kurhause auf ihr Schlafzimmer begeben, um sich von ihrer Jose für den Abend umkleiden zu lassen.

Aber die Arbeit ging heute nicht so glatt vonstatten. Alle Augenblicke, mitten im Auskämmen des noch ganz vollen, ganz blonden Haares, im mühevollen Zuknöpfen des hellgrünen seidenen Kleides oder im Umlegen des kostbaren Geschmeides traten Störungen und Stockungen ein. Das eine Mal verwarf Frau von Rochow, was sie in demselben Augenblick bestimmt hatte, das andere Mal erklärte sie, sie wäre heute zu angegriffen, zu viele Gedanken beschäftigten sie, das Auskämmen des Haares schmerzte sie, ihre Kopfnerven müßten angegriffen sein. Dann wieder: für den „Othello“ wäre das dunkle Sammetkleid eigentlich besser geeignet gewesen als das hellseidene, auch den Schmuck hätte sie anders gewählt: die schwere Perlenkette, das letzte Geschenk ihres heimgegangenen

Gatten, weiter nichts, kurz, sie zeigte sich von solcher inneren Erregtheit und Nervosität, daß das arme Mädchen, das sie schon seit mehreren Jahren bediente, nicht mehr ein noch aus wußte und schließlich in Tränen ausbrach.

Frau von Rochow merkte es, und da sie gutmütig beanlagt und zu ihrer Dienerschaft stets freundlich und rücksichtsvoll war, so tat ihr das Mädchen leid, und in der Erkenntnis, daß sie allein die Schuld an der ungewohnten Mißstimmung war, lenkte sie mit ein paar freundlich besänftigenden Worten ein: „Es kommen Augenblicke im Leben, liebes Kind, besonders wohl in dem der Frauen, wo man so wenig einig mit sich ist, von so vielen Gedanken hin- und hergeworfen wird, daß man auch die anderen aus ihrem Gleichgewicht bringt. Das ist freilich das Törichteste, was man tun kann. Nun machen Sie nur alles, wie Sie es für gut halten, ich werde geduldig und stille sein. Wie lange Zeit ist es noch bis zum Beginn des Theaters?“

„Eine gute Stunde. Haben Frau Baronin sonst noch Befehle?“

Frau von Rochow besann sich, zögerte, ging einmal mit langsamen Schritten über den weichen Teppich des Zimmers und blieb dann stehen: „Ist meine Tochter zu Hause?“

„Ich sah die Baronesse gleich nach der Frau Baronin auf ihre Stube gehen, um sich anzukleiden.“

„Wollen Sie ihr sagen, ich liebe sie zu mir bitten, sowie sie fertig wäre.“

Das Mädchen war gegangen, Frau von Rochow war allein.

Die Stunde, vor der sie gebebt und gebangt diese ganze Zeit hindurch, die sich lähmend auf jede frohe Regung ihrer Seele gelegt, war gekommen. Ein langsamer Schritt die mit Säulern belegten Treppen hinauf, ein leises Pochen an die Tür — Inge stand vor ihr.

Sie trug trotz der Hitze ein dunkles Voilekleid, bis

an den Hals geschlossen; eine schlichte goldene Kette mit einer Kapsel, die das Bild des Vaters barg, war der einzige Schmuck, den sie angelegt.

„Du wolltest mich sprechen“ sagte sie, und der Blick der großen ernsten Augen umschloß die schöne Erscheinung der Mutter mit Bewunderung, in der zugleich ein leises Befremden war.

„Ja, mein Kind, komm, setz dich zu mir, ich habe dir etwas zu sagen, das nicht nur für mein zukünftiges Leben, sondern auch für das deine von Bedeutung sein wird.“

In den großen, dunklen Augen blitzte es auf, eine erschreckte Frage war in ihnen.

„Ich habe dir einen Entschluß zu unterbreiten, der dich vielleicht in einigem Erstaunen setzen wird, den ich jedoch nach langer, reifer Überlegung gefaßt habe und von dem ich mir nach dem schweren, einsamen Dasein, das ich bis jetzt geführt, ein neues Glück verspreche.“

„Ein neues Glück?“

Ein banges, furchterfülltes Taster sprach aus den wenigen Worten, zugleich eine leise Bitterkeit.

„Du scheinst es zu erraten. Ja, Inge, ein neues Glück. Was mir in verhältnismäßig noch jungen Jahren das harte Schicksal genommen, möchte ich noch einmal aufzubauen suchen. Eine Frau, die allein steht, hat es schwer in dieser Welt, besonders wenn sie so anlehungsbedürftig, so zur Hingabe geschaffen ist wie ich. Nun weißt du, was ich dir sagen will: Ich gedenke, mich noch einmal zu verheiraten.“

Totenstille war im Zimmer. Vielleicht wollte Inge etwas erwidern, vielleicht durch ein Wort, einen Ausruf dem Entsetzten Ausdruck geben, das in ihr war. Sie vermochte es nicht. Starr und steinern war der Ausdruck ihres Gesichtes, starr und steinern blickten die ganz groß gewordenen Augen über die Mutter hinweg in die Leere.

„Du tust wahrhaftig so, als ob ich dir eine Todes-

nachricht übermittelt hätte“ — Frau von Rodow schlug in ihrer Verlegenheit einen gekränkten Ton an — „wenn dir ein Glückwunsch nicht möglich ist, so sage doch irgendein Wort, sage es, daß du meinen Schritt nicht billigst, sprich deinen Unwillen, deine Empörung aus, was du willst! Ich werde dir meine Gründe erklären, meine Rechtfertigung — — aber nicht dies lähmende, dies abweisende Schweigen!“

„Vater!“ rang es sich da aus Inges Munde — nichts weiter; aber als die Mutter ihr mit der weichen Hand über das Haupt fuhr, zuckte sie zusammen, als empfände sie einen körperlichen Schmerz.

„Ich konnte es voraussehen, daß bei der großen Liebe und Verehrung, die du für deinen Vater im Herzen trägst, mein Schritt etwas schwer Begreifliches für dich haben würde. Und glaube mir, mein Kind, ich ehre diese Liebe an dir, ich habe das volle Verständnis für sie — nein, du brauchst nicht so höhnisch zu lächeln. Aber schließlich können wir dem Entschlafenen nicht ewig nachtrauern, schließlich haben die Lebenden auch ein Recht und müssen es nützen —“

Als spräche sie zu einer Tauben, so unberührt und teilnahmslos saß Inge an ihrer Seite.

„Du brauchst nicht zu glauben, daß ich das Gedächtnis und die Pietät für den unvergeßlichen Heimgegangenen außer acht gelassen. Die Wahl, die ich getroffen, wird es dir beweisen.“

Wie abwehrend streckte Inge die beiden Arme der Mutter entgegen, als wollte sie mit dieser stummen Gebärde, die etwas Ergreifendes hatte, sie anflehen, das Wort nicht auszusprechen, das bereit auf ihren Lippen lag.

„Ich habe mich vorgestern mit dem Grafen Trockau verlobt, meines Mannes einzigem Freunde, deinem geliebten und verehrten Onkel Wolf.“

„Mit ihm!“

Es war ein Aufschrei, aus einer so verwundeten, so aus allen Sugen gerateten Seele stammend, daß Frau

von Rochow diesem Schmerze gegenüber ratlos war und kein Wort mehr fand, ihm entgegenzutreten.

„Mit ihm — mit Onkel Wolf!“

Mit einem Male, als hätte sie schon zu viel gesagt, reichte sie der Mutter die Hand: „Gute Nacht, Mutter — ich bleibe heute abend auf meinem Zimmer allein. Morgen früh fahre ich für einige Tage zu Anni von Karnitz nach Blankensfelde. Sie hat mich eingeladen.“

Am Abend spielte der große Schauspieler aus Berlin einen Othello, wie ihn die deutsche Bühne vielleicht noch nie gesehen hatte. Die Tragödie des kindlich reinen, kindlich glaubenden Idealisten spielte er, der die Geliebte von dem Hauche des giftigen Gedankens nur befehlt sieht und an dieser ideellen Enttäuschung zugrunde geht.

Gunther war gerade eine Stunde vor dem Beginne der Vorstellung aus Altstürckow zurückgekehrt und konnte ihr auf Inges Sessel, die von der Mutter mit einer leisen Erkältung entschuldigt war, bewohnen.

Aber es war nicht der Othello allein, der an diesem Abend auf ihn wirkte. Eine Desdemona stand ihm zur Seite von so unberührter Weiblichkeit und bezwingender Lieblichkeit, daß ihm die dunklen Rätsel dieser Tragödie heute zum erstenmal gelöst erschienen. Dabei war sie noch ganz jung und hatte die Eigentümlichkeit, ihre Sprache, in der viel Klang und Melodie war, durch karge, mandimal nur andeutende Bewegungen zu unterstützen.

Er hatte sie schon öfter in anderen Rollen gesehen, meist mit dem Vater zusammen, und immer gefunden, daß alles an ihr, das Äußere wie das Innere von wundervoller Ausgeglichenheit war. Ja, als der letzte Akt kam und Desdemona, sich entkleidend, ihr Schwanenlied von dem Mägdelein und der grünen Weide mit einer Ergriffenheit sang, die niemanden in dem großen Zuhörerkreise unberührt lassen konnte, da fühlte er etwas in

seinem Innern emporsteigen, wie er es, außer für Inge, niemals für ein weibliches Wesen empfunden hatte. War es künstlerische Begeisterung auf ihrem Höhepunkt? Oder war es mehr?

Sein Blick fiel auf seinen Vater. Vorn übergeneigt saß er, die beiden Arme über die Brüstung gelegt, das Auge unentwegt auf die Bühne gerichtet, wie abgestorben der ganzen Welt um ihn her, nichts spürend mehr von dem, was um ihn her vorging. Als sich Frau von Rochow zu ihm wandte und ihm eine kurze Bemerkung zuflüsterte, hörte er sie gar nicht, und als sie sie ein wenig lauter wiederholte, antwortete er zwar mit einem kurzen und artigen Satze, aber Gunther kannte ihn zu gut, um nicht zu spüren, wie unangenehm ihm diese Unterbrechung war.

Erst als Desdemona sich in ihr Bett gelegt, die Vorhänge zu ihm geschlossen wurden und Othello eintrat, sein grauses Werk zu vollführen, da sah er, wie der Vater sich in seinen Stuhl zurücklehnte, die Arme auf den Schoß sanken und eine gewisse Entspannung über ihn zu kommen schien.

Der Vater begleitete Frau von Rochow nach Hause, Gunther aber verabschiedete sich unter irgend einem Vorwand; er hatte das Bedürfnis, nach dem großen Eindruck des Abends allein zu sein und in die große Stille der Natur zu wandern.

Aus dünnem Gewölk stieg der Mond empor und warf seine zitternden Lichter über die weite Fläche, die ganz Küste in bläulich silberne Dünste hüllend. Kein Pustzug regte sich. Wie ein tiefer Traum war alles, wie ein Rätsel voller Schweigen und feiernder Größe — unerklärlich, unentwirrbar wie das rätselhafte Leben selber, das wir alle nur träumen, wenn wir auch wähen, es in Wirklichkeit zu leben. Aber in einer Nacht, wie dieser, weiß man es genau, daß es etwas Wirk-

liches nicht gibt, daß alles nur Gleichnis ist und Traum.

Er hatte sich auf einer Bank der Nordpromenade niedergelassen, die, durch einige Erlsbüsche versteckt, unweit des Weges auf grasbewachsener Düne stand. Kein Mensch war mehr zu sehen, alles stumm, wie ausgestorben. So gerade war es ihm lieb. Diese Einsamkeit suchte er.

Eine lange Weile saß er und atmete mit vollen Zügen die balsamische Frische, die vom Meer zu ihm empor drang.

Da sah er zwei Gestalten durch die lautlose Stille dahingleiten. Sie gingen ganz langsam, alle Augenblicke blieben sie stehen und sprachen aufeinander ein, mit leisen Worten, aber mit Gebärden und Bewegungen, die eine starke Erregung verrieten. „Ein Liebespaar“, meinte er, „das sich viel zu sagen hat und keine bessere Gelegenheit dazu finden kann als diese träumende Nacht.“

Mit einem Male horchte er auf: die männliche Stimme kam ihm so bekannt vor, auch die Gestalt, der Schritt — Gott sei Dank, daß das dicke Gebüsch ihn deckte, denn der daher kam, der so eindringend und leidenschaftlich sprach und jetzt die Hand wie gütig beschwichtigend auf die Schulter der viel kleineren, zierlich gebauten Dame legte —, „sieh, sieh, der Herr Vater auf verborgenen Liebespfaden und ahnungslos, daß sein Sohn der ungewollte Zeuge seiner nächtlichen Wanderung ist!“

Aber wer mochte es sein, mit dem er hier in Zoppot, ohne daß er es je im leisesten geahnt hatte, so innige Bande geknüpft hatte?

Der Mond, der in diesem Augenblick aus den dünnen Wolkenflechern hell hervortrat, wob sein Licht um eine Erscheinung von mädchenhafter Zierlichkeit — er kannte diese zierlich gebaute Gestalt, kannte dies Antlitz mit den feingeschnittenen, madonnenhaften Zügen — Desdemona war es, die vor kaum einer Stunde mit der rührenden todestrauren Stimme den Schwanengesang von der grünen Weide gesungen!

Beneidenswerter Vater! Mit dieser Desdemona

durch eine solche Sommernacht am Strande des silberschimmernden Meeres verträumte Pfade wandern, ihre zarten Hände fassen, ihren knospenden Mund küssen zu können! Beneidenswerter Vater, dem die Jahre nichts anhaben können, der das Leben, das ihm hämisch schon zum Abschied winken will, stark und kühn beim Schopfe faßt, ihm im ungebrochenen Mute zuruft: „Noch bin ich da! Noch gehörst du mir! Noch will ich deine Reize kosten, deine Wunder erleben, deine holden Träume . . .“

Aber nun vernahm er etwas, was in die Glückseligkeit dieser Stunde wenig passen wollte: ein unterdrücktes Aufschluchzen, eine Stimme von wunderbar gebrochenem Klang, und als er auffah, blickte er in zwei Kinderaugen, die die Tränen mit aller Gewalt zurückzuhalten sich bemühten und es doch nicht vermochten.

Jetzt hörte er den Vater reden mit einer Stimme, die immer noch jenes Bestrickende hatte, dessen er sich von seinen frühesten Jugendjahren her erinnerte, jenes Bestimmte und Willensstarke zugleich, für das es kein Entrinnen gab.

Das junge Weib unterbrach ihn mit keiner Silbe. Aber ihre Tränen flossen jetzt ungehemmt, und über ihre zarte Erscheinung lief ein Zittern.

Nun reichte ihr der Vater die Hand. Einen Augenblick zauderte sie, dann streckte sie ihm die ihre entgegen. Da sprach er einen Namen, einen zärtlichen, liebkosenden Namen, der weich und warm durch die stillen Lüfte bebte. Gleich beugte er sich über sie, hob mit der starken Hand ihr Haupt empor und bedeckte ihr Antlitz, ihre Augen, ihre Brust mit langen, glühenden Küssen.

Ein leises Geräusch. Regte sich ein Nachtvogel im Dickicht? Oder fiel ein trockener Zweig zur Erde?

Die junge Frauengestalt schrak zusammen, löste ihre Arme vom Halse des Mannes und eilte von dannen, während er mit ruhigen Schritten, und sie noch einmal mit demselben Namen rufend, folgte.

Am nächsten Vormittag traf Gunther mit seinem Vater im Kurgarten zusammen.

Er hatte das Gefühl, als wäre die Begrüßung des Vaters nicht so warm und herzlich, wie er es sonst von ihm gewohnt war, als läge auf seinem Antlitz der Hauch einer gewissen Verlegenheit. Aber er mochte es sich nach den Vorgängen der gestrigen Nacht nur einbilden.

„Wenn es dir recht ist, dann gehen wir auf einen Augenblick in den Park“, sagte Graf Wolf, nachdem sie mit Frau von Rodow ein Konzertstück angehört hatten, „ich möchte eine Angelegenheit zur Sprache bringen, die nur für uns beide ist, und bei der die Musik und die vielen Menschen störend sind.“

Und als sie in den stillen Nordpark eingetreten waren, in der alten, leichten Art, die gern über das Ernste mit einem schnellen Scherzwort hinwegging: „Ich habe in diesen Tagen einen Jugendstreich gemacht, mein Vieber, über den ich dich unterrichten möchte, da du ihn unvermeidlicherweise doch erfahren wirst, und da er auch für dich nicht ohne Interesse ist. Ich habe nämlich Anstalten getroffen, dir eine Mutter zu geben, gegen die du, wie ich hoffe, nichts einzuwenden haben wirst.“

„Du hast dich verlobt, Vater?“

„Wenn es sich für dich so hübscher anhört — ja.“

„Mit der Desdemona?“

Und nun geschah etwas ganz Seltenes, etwas, das je erlebt zu haben, Gunther sich nicht zu erinnern vermochte: Graf Wolf wurde bis über die Ohren rot und sah seinen Sohn mit fassungslosen, erschreckten Augen an.

„Vater“, sagte da Gunther, „was wollen wir beide uns eine Komödie vorspielen? Ich weiß, daß du die reizende Schauspielerin liebst, ein Zufall, an dem ich unschuldig bin, hat es zu meiner Kenntnis gebracht. Freilich, daß du eine so praktische Folgerung aus diesem Liebespiel ziehen, daß du dich mit einem so jungen Menschenkinde verheiraten würdest, das hatte ich deiner Lebensweisheit, offen gestanden, nicht zugetraut.“

„Da hast du vollkommen recht, mein Junge. Ich denke auch gar nicht daran.“

„Du denkst nicht daran?“

„Nein, obwohl sie die erste ist, um die es mir leid tut . . . von Herzen leid.“

„Du kündetest mir eben deine Verlobung an.“

„Ganz recht —, aber mit einer anderen.“

„Mit einer anderen?“

Voller Erstaunen blickte Gunther den Vater an. Die Szene gestern in der Nacht am Strande, deren unfreiwilliger Zeuge er gewesen, stand vor seinen Augen, jetzt fing er an zu verstehen. Also ein Abschied war es gewesen.

„Ich habe mich mit Frau von Rodow verlobt“, hörte er da die Stimme seines Vaters neben sich, kühl und ruhig wieder, als berichte sie irgendeinen sachlichen Hergang, „ich kenne sie seit einer langen Reihe von Jahren, und sie mich. Sie ist eine vornehme Frau aus gutem Hause, fehlerfrei in Auftreten und Manieren, wie ich sie brauche, auch im Alter und in der Lebensanschauung passen wir leidlich zusammen. Als Frau meines besten Freundes hat sie eine gute Schule durchgemacht und ist für die Ehe erzogen worden, was für jede Frau die Hauptsache ist, soll man erträglich mit ihr leben. Sie weiß sich anzuziehen und ist eine Dame von Welt. Irgendeine Sentimentalität spricht hier nicht mit . . . in meinen Jahren schließt man keine andere, als eine Vernunftstehle — oder man ist ein Narr.“

An Gunthers Ohren glitten seine Worte vorüber, als spräche sie ein ganz anderer von irgendwo her. Er dachte an die rührende Mädchengestalt von gestern Abend, an ihr herzerbrechendes Schluchzen an des Vaters Brust, ihre leidenschaftliche, schmerz erfüllte Zärtlichkeit — aber er hatte den Vater so oft nicht verstanden. Bei aller Liebe und Bewunderung, die er ihm entgegenbrachte, war etwas Trennendes zwischen ihnen, über das er nicht hinfort konnte.

Mit einem Male stand Inge vor seiner Seele. Nun

packte ihn eine große Unruhe. Wie würde sie sich damit abfinden? Sie, die ihren Vater so abgöttisch geliebt, die auch dem Seinen — — hatte er irgend etwas derartiges gesagt? War die innere Erregung seiner Seele über seine Lippen getreten? Hatte er gar ihren Namen genannt? Er hörte mit einem Male des Vaters ruhig kühle Stimme wieder: „Sie wird sich damit abfinden müssen, wie wir es alle müssen, wie das ganze Leben im letzten Grunde nichts ist als ein tägliches, stündliches Sichabfinden mit dem Unabänderlichen.“

Gunther reichte ihm die Hand, langsam und nicht ohne Zaudern: „Ich habe nur den einen Wunsch, daß du dein Glück in dieser Verbindung finden möchtest.“

Ein leises Zucken spielte um den Mund des Grafen. „Mein Glück . . .“, sagte er langsam und sinnend. — „Das Glück, mein lieber Junge, das wir in einem andern finden, bleibt wohl immer nur eine Sehnsucht. Der Mensch, der es uns geben könnte, lebt nur in unseren Träumen, die Wirklichkeit enttäuscht um so härter, je mehr wir uns ihr nähern. Die Nähe entfernt, die Ferne bringt nahe. Das ist ein unverbrüchliches Gesetz, und nie bewahrheitet es sich so wie in der Ehe.“

„Du warst mit der verstorbenen Mutter sehr glücklich.“

„Ich hatte früh geheiratet. Ich war damals eben dreiundzwanzig Jahre alt geworden. Man soll entweder ganz früh heiraten oder gar nicht. Wir lebten wie zwei Kinder zusammen.“

„Du hast es oft gesagt.“

„Darum wurde sie mir auch so früh genommen! Das ist wieder eins jener unverbrüchlichen Gesetze: Haben sich die Menschen einmal gefunden, die für einander geschaffen sind, dann kommen sie entweder nicht zu einander. Oder, wenn es ihnen gelingt, dann reißt sie der töppische Tod auseinander. Die anderen aber leben fort . . . ewig fort. Ja, wäre deine Mutter heute noch — es wäre alles anders gekommen — — und Vieles wäre nie geschehen!“

Da war es wieder das Unbegreifliche in diesem Manne,

über das er nicht hinweg konnte. Kein Wort kam mehr von seinen Lippen; auch Gunther fühlte sich nicht zum Sprechen aufgelegt. Schweigend schritten sie beide durch den Park. Die Sonne griff mit leuchtenden Fingern durch die Fichtenstämme und umgoh sie mit rosigem Dunst. Ein würziger Geruch, aus Kiefernholz und Meeresodem gemischt, war in der Luft. Träge feiernde Mittagsstille breitete die müden Schwingen über die schlummernde Erde, langsam und schwer brandeten die Wogen an den Strand, alles war gemächliches Ausruhen, schläfrige Stille.

Gunther spürte ihren Widerhall am eigenen Körper. Auch in ihm war alles dumpf und schwer, eine bleierne Mattigkeit senkte sich auf seine Glieder, er mochte nicht mehr nachdenken, es hatte so gar keinen Zweck, es war alles so unentwirrbar, so sinnlos und töricht! Sein Blick fiel auf den Vater. Vangsam ausbreitend, ging der ihm zur Seite, die hochgewachsene Erscheinung, die nicht im leisesten gebeugt erschien, das sichere Auge, der festgeschlossene Mund, das starke, eckige Kinn, alles das hatte etwas Beherrschendes, Bezwingendes. Und dennoch war etwas Unfreies in ihm, bei aller Freiheit etwas Gebundenes, aller äußeren Ruhe eine innere Unruhe, die er wohl dem Fernstehenden, aber nicht dem Sohne verbergen konnte.

„Ja, wäre deine Mutter heute noch —, es wäre alles anders gekommen — und vieles wäre nie geschehen!“ Immer wieder klangen ihm diese Worte durch Hirn und Herz.

Was war das Viele, das nie geschehen wäre?!

Da er früh seine Mutter verloren hatte und ganz auf den Vater angewiesen war, so hatte er sich in seinem Innern mehr mit diesem beschäftigt, als es sonst der aufwachsende Sohn mit dem Vater wohl tut. Die wunderbaren Gegensätze, die ihm seit seinen ersten Jugendjahren dabei aufgestoßen, waren gerade in diesem längeren und ungestörten Zusammensein in Zoppot gewachsen. Oft war ihm zumute, als schritte mit dem Vater, wohin er den Fuß setzte, ein großes, ungelöstes Geheimnis dahin, dem er nicht nachspürte, ja, dem er geflüchtig aus-

wich, weil eine unbestimmte Furcht in ihm war, es einmal enträtselt zu sehen.

Aber über all dies Unbegreifliche und Unverständliche hinweg ward er nur um so mehr inne, wie auch er keineswegs von dem Zauber frei war, den dieser seltsame Mann auf alle Menschen übte, die mit ihm in Verbindung traten, wie er ihn mit der ganzen kindlichen Inbrunst seines Herzens liebte!

Aber jetzt empfand er doch etwas wie Mitleid mit ihm. Der arme, stolze Vater! Nun hatte ihm die Stunde geschlagen, nun war es aus mit seiner Freiheit, die ihm Lebenselement gewesen! Nun hatte ihm das Schicksal, das nur scheinbar und nur auf eine kleine Weile mit sich spielen läßt, einen starken Schlag in die Schwingen versetzt und die in die Weite strebenden Flügel gestutzt, so daß es ein Ende hatte mit den wilden Flügen in das Reich des Weiten, Unbegrenzten!

Weshalb?

Er wußte es wohl. Die brutale Macht der Verhältnisse, die hartgebietende Not hatten ihn bezwungen. Aber als vornehmer Mann trug er seine Kette mit Anstand und Größe. Er würde, das war er gewiß, immer den Freien, Stolzen, Ungebrochenen spielen, mochte kommen, was da wollte! Ob andere darunter litten, daran zugrunde gingen, danach fragte er nicht. Sie mußten sich abfinden, wie auch er sich abfinden mußte. Leben war eben nichts anderes, als Sichabfinden, das war seiner Weisheit letzter Schluß!

Nur wenige Tage hatte Inge auf dem Gute ihrer Freundin gewohnt. Aber als sie jetzt nach Zoppot zurückkehrte, war eine merkbare Veränderung mit ihr vorgegangen. Als schämte sie sich der leidenschaftlichen Erregung, die sie anlässlich der Verlobung der Mutter gezeigt hatte, so ruhig und in sich geschlossen trat sie

dieser jetzt gegenüber. Als läge das alles hinter ihr, als wäre sie mit ihm innerlich vollständig fertig.

Doch mochte sie auch dem Grafen aus dem Wege gehen — wenn er in seiner aus frischem Humor und hinreißender Wärme gemischten Art etwas erzählte und die Rede nach alter Gepflogenheit an sie richtete, dann kehrte in die dunklen, jetzt oft so müden Augen jenes stille Leuchten wieder, mit dem sie früher seinen Worten gelauscht. Aber sie zeigte auch jetzt ihre Stärke und kämpfte das Vergangene nieder und zog sich um so geflüchteter zurück, mochte sie auch mehr darunter leiden, als die anderen ahnten.

So war sie in früher Jugend einsam geworden, gerade so einsam wie Gunther, der bei aller Liebe für den Vater diesen immer weniger verstand. Aber wenn sie beide auch das gleiche Leid in den jungen Herzen trugen, keine Brücke führte von der Einsamkeit des einen zu der des anderen hinüber, sie zu erhellen oder wenigstens zu mildern.

Auch Inge pflegte täglich zu baden, und als die Augusttage immer schöner und wärmer wurden, entschloß sich auch Frau von Rochow, die seit längerer Zeit unterbrochene Gewohnheit der kalten Bäder aufzunehmen.

Man ging zur selben Stunde mit den Herren und traf sich mit ihnen in dem Familienbade, das zwischen Damen- und Herrenbad lag.

Inge hatte von dem Tage an, da sie das Nordbad besuchte, dasselbe Bademädchen, ein junges Ding von fünfzehn Jahren, das aus einer Familie stammte, die einmal bessere Tage gesehen und dann durch den leichtsinnigen Lebenswandel des Vaters verarmt war. Käthe hieß sie und war ein hübschgewachsenes Kind mit noch wenig entwickeltem Körper und einem lieblichen Gesicht, über dem ein Kranz voller, gelbblonder Zöpfe lag. Die Härte ihrer Jugend und der traurigen Verhältnisse, die

sie im Esternhause durchgemacht, spiegelte sich in einer gewissen Frühreife, die nicht nur auf ihrem Antlitz, sondern über ihrem ganzen Wesen lag.

Zu diesem Mädchen fühlte sich Inge vom ersten Tage an hingezogen. Wenn sie das junge Ding mit unermüdlicher Gewissenhaftigkeit seine nicht leichte Arbeit vom frühen Morgen bis zum späten Abend leistete, allen Anforderungen und Daunen der verschiedenen Damen Rechnung tragen und diese mit derselben Freundlichkeit und in geschickter Anpassung an ihre Art, ja, oft mit stiller Heiterkeit behandeln, wenn sie es mit den kindlichen, nackten Beinen mit nie rastender Geschwindigkeit über den weiten Steg dahinhuschen, hier eine Zelle öffnen, dort sie schließen und inzwischen allerlei ihr aufgetragene Verpflichtungen verrichten sah, dann empfand sie eine Achtung vor dem Ernst und der Schwere einer Jugend, die für sie in unbekümmertem Nichtstun sorglos dahingeflossen war.

Frau von Rochow, die in der Zellenreihe ihrer Tochter keinen Platz mehr gefunden, hatte ein anderes Bademädchen, das in allem just der Gegensatz zu der kleinen Käthe war und doch mit ihr in bester Freundschaft zu leben schien. Ein raffiges Mädchen, kaum älter an Jahren, aber mit einem viel reifer entwickelten Körper. Um die kirschroten Rippen schon die Andeutung einer gewissen kecken Sinnlichkeit, die pechschwarzen Augen, die unter krausen Haaren brannten und nie geradeaus, sondern immer ein wenig von unten emporstauten, voller Schalk und Tollheit. Sie sowie die gebräunten Wangen, die sonnenverbrannten Arme und Füße gaben der ganzen Erscheinung etwas Fremdländisches, Zigeunerhaftes, wie es in dem strengen Norden wenig zu passen schien. Wie alles an ihr an eine kleine, wilde Katze erinnerte, und wenn sie auch den zahmen Namen „Mieze“ trug, so nannten die Badefrauen und das ganze Badepersonal sie nie anders als die „Wildkatze“.

Nachdem sich Frau von Rochow unter der schnellen

und geschickten Hilfe der kleinen Mieze entkleidet und den mit Sorgfalt gewählten Badeanzug angelegt hatte, begab sie sich mit Inge zu dem gemeinsamen Strand, wo die beiden Herren ihrer bereits harrten. Etwas abseits von dem großen Schwarm ließen sie sich in halb sitzender, halb liegender Stellung nieder.

Nicht unweit von ihnen, von einem Kranze aufbringlicher Verehrerinnen, stark ältlicher oder kaum der Schule erwachsener, in weitem Bogen umgeben, im Mittelpunkt gewissermaßen der ganzen Badegesellschaft, von einem dem anderen gezeigt und neugierig von allen Seiten betrachtet, lag der große Tragöde aus Berlin, der sein Gastspiel immer wieder erneuert und seinen Othello bereits zum zweiten oder dritten Male vor ausverkauften Häusern gespielt hatte. Wie ein Faun reckte und streckte sich die herkulische Gestalt mit der mächtig gewölbten Brust und dem Stiernacken im Sande. Und an einen Faun oder Satyr erinnerten auch die Züge des klugen, geistdurchsprühten Gesichtes unter der gewölbten, niedrigen Stirn mit den buschigen, hoch gezogenen Augenbrauen.

Eine Nymphe ruhte zu seiner Seite, eine junge Frauengestalt von zartem und doch kräftigem Gliederbau, an der alles prickelnde Anmut, schwellender Liebreiz war: seine Frau, eine gefeierte Schauspielerin, die er vor einigen Jahren geheiratet, und mit der er in glücklichster Ehe lebte.

Inge interessierte das berühmte Paar weniger als ihre Mutter und Graf Wolf, der es bereits kennen gelernt und sofort ritterlich begrüßt hatte. Ihr nur der Natur zugewandtes und in ihr aufgehendes Herz hatte für die Welt des Scheins nicht den leisesten Sinn.

Aber der kleine Sohn der Beiden war ihr Entzücken, ein bildhübscher, strammer Bube von vielleicht vier Jahren. Wenn er mit den goldgelockten Haaren, die im frischen Seewinde flatterten, den hellblauen, immer lachenden Augen darunter, den rosig schimmernden

Pausbäckchen und dem halbnackten, gebräunten Körper, überall gelockt und gerufen, aus einem Arm in den anderen in ausgelassener Lust dahintrollte, einem der kleinen Liebesgötter aus der altgriechischen Zeit gleich, dann folgten ihm ihre Blicke mit so sichtbarem Vergnügen, daß sie keinen anderen der vielen Badegäste mehr sah, die ihr in ihren herausfordernden Kleidern gegen diese unschuldige Nacktheit nur um so abstoßender erschienen.

Mit einem Male bemerkte sie, wie der Kleine sich mit einem auffauchenden Ruf aus dem Arme der Mutter, in den er eben nach seinen vielen Wanderungen zurückgekehrt war, loswand und mit den flinken Beindien einer Dame entgegenstürzte, die auf der zu dem Familienbad hinabführenden Treppe erschienen war. „Tante Isa, Tante Isa!“ rief er ihr schon von weitem entgegen und barg, als sie ihn mit den entgegengestreckten Händen zu sich herangezogen hatte, sein blondes Pochenhaupt an ihren blühenden Körper. Inge mußte lächeln. Keiner anderen hatte er so seine ganze kindliche Zärtlichkeit gezeigt, hatte sich vielmehr ihren Liebkosungen gegenüber sehr ablehnend erwiesen. Auch gegen sie, wenn sie einmal seiner habhaft werden und in ihre Arme nehmen konnte, war er immer spröde und zurückhaltend gewesen und ebenso schnell entleert, als er gekommen war.

An diese Fremde aber hing er sich wie eine kleine Klette, hielt sie bei den Händen fest, ließ sich von ihr durch den Sand ziehen, flog ihr dann mit einem Satz an den Hals und küßte sie so herzlich, daß die ganze Umgebung in ein helles Gelächter ausbrach.

Nun wurde auch Gunther, der gerade ein kurzes Gespräch mit Inge begonnen hatte, aufmerksam. Er sah das junge Mädchen, das sich jetzt, von dem kleinen Trabanten geleitet, dem Schauspielerpaar näherte, sah —

„Aber was hast du nur mit einem Male Gunther?“ fragte Inge, der das Erschrecken, das plötzlich in seine bis dahin so ruhigen Züge getreten, nicht entgangen war.

Er antwortete ihr nicht. Sein Auge war unverwandt mit einem halb gespannten, halb hilflosen Blick auf seinen Vater gerichtet.

Der sah unbeirrt in seiner leichten Haltung, führte auch das Gespräch mit Frau von Rochow, ohne eine Sekunde zu stocken, mit der alten Lebhaftigkeit fort. Aber Gunther bemerkte doch den Ausdruck einer Verlegenheit in seinen Zügen, den nur seine starke Selbstbeherrschung den anderen verbergen konnte. Jetzt machte er eine kurze Pause, erhob sich ein wenig aus seiner lässigen Stellung und machte der Fremden, die inzwischen in seine unmittelbare Nähe gekommen war, eine kurze Verbeugung.

Da sah Inge, wie sich in das entzückende Antlitz da drüben eine heiße Blutwelle ergoß, wie es in den träumenden Augen eine Sekunde aufblitze und sie sich dann bestürzt zu Boden senkten.

„Was ist das?“ fragte ihr erstaunter Blick zu Gunther hinüber.

Er hielt ihm stand, auch in seinen Zügen war dieselbe Frage. Zwischen ihnen beiden, die sich mit Worten so oft und geflissentlich aus dem Wege gingen, stellte dies an sich unbedeutende Ereignis eine Brücke her, die sie in der Gemeinschaft eines Geheimnisses verband, das hier seine stillen Bahnen mitten durch sie hindurch zog, das der eine kannte, der andere dämmerns ahnte.

Nur Frau von Rochow blieb ahnungslos. „Wer ist die Dame?“ fragte sie ihren Bräutigam.

„Du hast sie bereits einmal gesehen,“ gab dieser mit einem leichten Lächeln zurück.

„Nicht daß ich wüßte.“

„Besinne dich einmal!“

„Ah . . . im Theater. Jetzt weiß ich. Die entzückende Desdemona. Woher kennst du sie?“

„Ich bin ihr früher einmal vorgestellt.“

„Ich bin selten einem Menschen begegnet, der beim ersten Anblick einen so anziehenden Eindruck auf mich

gemacht hat," sagte Inge, „es ist ein so nachdenklicher Ernst in ihrem Gesicht und zugleich eine Bleichheit, die etwas Rührendes hat.“

Ihr Auge war mit seinem ruhig unbefangenen Glanz auf Graf Wolf gerichtet. Keine Miene regte sich in seinem Antlitz.

„Sie sieht aus, als hätte sie schon Schweres durchgemacht.“

„Es mag sein.“

„Gerade das würde mich zu ihr ziehen. Du könntest mich ihr vorstellen.“

Um Graf Wolfs Rippen spielte ein leises Pächeln. „Sie ist eine Schauspielerin," gab er nicht ohne Betonung zurück.

„Ich hätte sie nie dafür gehalten. Aber es würde mich nicht abschrecken. Siehst du sie öfters?“

„Bisweilen.“

„Und du würdest Gelegenheit haben, mich später mit ihr bekannt zu machen?“

„Ich würde sie suchen.“

„Vergiß dein Wort nicht, Onkel Wolf!“

„Das habe ich noch nie getan.“

Wunderlich sind die Menschen — man muß sie nur im Bade sehen.

Auch im Nordbad hatte jeder seine eigene Methode des Badens. Der eine sah in einem ganz kurzen Bade, das kaum seinen Körper benetzte, das Heil, der andere bewegte sich so lange im Wasser, bis seine Haut in den Farben des Regenbogens erstrahlte. Ruhend badete dieser, schwimmend mit weit ausholenden Ruderschlägen jener, pustend und schnaubend wie ein Walross der andere. Der ging schnell mit heroisch geschlossenen Augen ins Wasser wie in den Tod, jener zauderte, besprengte sich ungezählte Male, schritt dann langsam, immer wieder den Fuß zurückziehend, in die Fluten wie zum Opferdienst.

Ein anderer wieder, ein komischer Kauz, der die Belustigung des ganzen Bades war, erschien Tag für Tag genau zu derselben Zeit, führte nach Stunde und Zahl, gleichviel, ob die Sonne siedend brannte oder ein Gewitterregen seine prasselnden Sturzmogeln hernieder sandte, seine genau vorgeschriebene Reihenfolge von Körperübungen auf dem Steg oder am Strande aus, als ginge es um Leben und Tod. Er beugte und reckte sich, er hopfte und rannte, er legte sich auf den Rücken, fuchtelte mit den Beinen in der Luft herum, er krauchte auf allen Vieren, daß man meinte, ein Kautschukmann eines Wanderzirkusses hielt hier seine gliederverrenkenden Proben ab.

Indes lag ein anderer unbeweglich langgestreckt im Sande, eine halbe Ewigkeit, wie eine Mumie. Und wieder ein anderer benutzte den Seesand, um an sich den Prozeß des Lebendigbegrabenwerdens zu vollziehen, bis schließlich nur noch die kupferbraune Nasenspitze aus dem selbstgewählten Grabe herausragte. Die sonst so ernstlich gerierenden Menschen haben sehr komische Seiten, man muß sie nur im Bade sehen.

Für Stag und Bug war es jetzt schwere Zeit, so daß sie aus dem Pausen und Rennen überhaupt nicht mehr herauskamen und die Tage, da sie im Südbad selber im Wasser umhertollen oder sich nach Lust und Gefallen am Strande räkeln und wälzen konnten, während die wassertriefenden Badegäste vor ihren Zellen sich die Lungen aus dem Peibe rufen und pfeifen konnten, wie ein schöner Traum hinter ihnen lagen. Aber die unentwegte Tätigkeit focht sie nicht an, denn sie machten ihre guten Geschäfte dabei.

Da die Zellen jetzt vom frühen Morgen an begehrt und um die Mittagszeit so überfüllt waren, daß sich ganze Reihen Wartender vor ihnen bildeten, so war für sie die beste Gelegenheit gekommen, ihre „Extravergütungen“ einzuheimsen. Wer die Börse zur rechten Zeit zu ziehen wußte, und wem es auf ein anständiges Trinken

geld nicht ankam, der hatte dafür den Vorzug, gar nicht oder nur wenige Minuten warten zu müssen, denn für ihn hatten die einsichtsvollen Beiden immer eine Zelle frei.

Eines Tages aber drohte diese Herrlichkeit ein jähes Ende zu nehmen. Da erschien nämlich an Stelle des alten, der seine Aufgabe etwas lag erfaßt und sich gegen die Tricks und Kniffe der geriebenen Badejungen gar zu nachsichtig gezeigt hatte, ein neuer Badeinspektor, ein herkulisch gebauter Herr mit einem runden, roten Gesicht, einem martialischen tiefschwarzen Knebelbart und kleinen Augen, die unter buschigen Brauen tatendurstig blickten.

Herr Ohnesorg — so war der Name dieses neuen Machthabers — brachte nicht nur militärischen Drill, sondern auch eine ganz eigenartige Auffassung von seinem Amte in die ihm aufgetragene Tätigkeit mit. Hatte sein Vorgänger aus einer ihm angeborenen Weichherzigkeit die Zügel dem Publikum wie dem Badepersonal gegenüber sehr locker gelassen, so zog er sie um so straffer und erblickte seine Obliegenheit in der Hauptsache darin, beiden auf jede Weise das Leben schwer zu machen.

Seine erste Tat bestand darin, daß er die Badejungen um sich sammelte, ihnen eine Rede hielt, die jeden anderen bis ins tiefste Mark erschütterte hätte — nur diese braven Jungen nicht.

Dann ging er dazu über, ihnen eine solche Menge von Vorschriften einzuschärfen, daß sie auch der Bestgesinnte nicht hätte behalten oder gar beachten können. Die wichtigste von allen aber, die unter seinem Vorgänger unverantwortlicher Weise sehr lässig gehandhabt war, legte er ihnen am Schlusse mit allem Nachdruck ans Herz: auf die an den Zellentüren ausgehängten Schiefertafeln genau die Zeit anzuschreiben, in der der Badende seine Zelle beträte, und sorgsamste Achtung darauf zu geben, daß die für den Aufenthalt in der Zelle als Höchstmäß erlaubte Frist von einer Stunde auch nicht um die Dauer einer Sekunde überschritten würde. Zuwiderhandelnde

wären ihm sofort zu melden, damit er sie zur nachsichtlosen Bestrafung führen könnte.

Stag und Pug, die ihm von vornherein stark verdächtig erschienen, und die er deshalb während seiner Antrittsrede besonders aufs Korn genommen, nickten verständnisinnig mit dem Kopfe und gelobten, genau nach den erhaltenen Weisungen zu verfahren, während sie im Stillen die Maßnahmen erwogen, auch diesem Eingriff in ihre Einnahmen erfolgreich zu begegnen.

Und nun begann ein neues Leben im Nordbad, und Herr Ohnesorg führte ein strenges Regiment. Wie ein Vertreter der hohen Polizei war er auf dem Platze, so wie er nur den leisesten Anlaß witterte, wies Alt und Jung zurecht, duldete keine Auflehnung, schrieb Namen, Stand und Art des auf frischer Tat ertappten Übeltäters in sein großes, braunledernes Notizbuch, das drohend aus seinem Busen hervorragte, beaufsichtigte mit Argusaugen Bademeister und Kontrolleur, wetterte, wie er nur in der guten alten Zeit als Feldwebel hatte wettern können, auf die Badejungen, so daß das friedlich idyllische Nordbad im Handumdrehen sich in einen Polizeistaat gewandelt hatte.

„Stag!“

„Herr Badeinspektor!“

„Stag, mein Sohn, komm doch einmal her. Der Herr auf Nummer hundertsechunddreißig ist noch immer in seiner Zelle. Du hast ihn beim Verlassen zu mir zu führen, er soll wegen Übertretung der erlaubten Zeit eine Mark Nachgebühr für jede Viertelstunde zahlen, verstehst du mich? Behalte ihn im Auge, daß er nicht entwischt, wie dein Herr gestern auf hunderteins. Sonst jage ich dich noch heute zu allen Teufeln!“

Stag wiegte ein wenig das Haupt, ließ die Hände an den Hosennähten auf- und niedergleiten und antwortete mit demütiger Stimme: „Da irrn de Herr Badinspektor aber woll e wenich —, de Herr auf hundertsechunddreißig is erst 'ne Viertelstunde in de Zell', de Herr Bad-

Inspektor könne sich ja selbst überzeugen. Sie han's ja selbstens aufgeschrieben.“

Mit stapfenden Schritten begab sich Herr Ohnesorg an die Tür der Zelle Nummer hundertsechunddreißig, las die Aufschrift und schüttelte den Kopf: „Zum Teufel auch — sollte ich mich so irren? Aber richtig ist's, ich hab's diesmal selber aufgeschrieben!“

Stag jedoch begab sich, einen unverhohlenen Triumph auf dem frechen Gesichte, zu einer gegenüberliegenden Zelle, auf deren Tafel Herr Ohnesorg, weil er ihm nicht ganz traute, ebenfalls höchst persönlich die Zeit vermerkt hatte, und schob auch hier, die steile und krahliche Zahlen-schrift des Badeinspektors tadellos nahahmend, die Uhr um eine halbe Stunde zurück.

„Es kommt mir doch sehr sonderbar vor,“ sagte Herr Ohnesorg am nächsten Morgen zu Stag, „daß ich mich zweimal in der Zeit so geirrt haben soll. Und immer juist bei dir — na, wir werden ja Mittel und Wege finden!“

Und er heckte, von Stagens Gaunerei fest überzeugt, einen Gedanken aus, der jeden weiteren Betrug unmöglich machen sollte. Jedesmal, wenn er oder Stag die Stunde, da ein neuer Besucher die Zelle betrat, auf die Tafel kreideten, zog er gleichzeitig das große braun- lederne Notizbuch aus dem Busen hervor und trug da Nummer der Zelle und Stunde auf das sorgsamste ein.

„So, mein Junge, hem . . hem“, meinte er mit selbstzufriedenem Pächeln, „nun werden wir uns mit der Zeit wohl nicht mehr auseinander rechnen — wenn man älter wird, muß man sein Gedächtnis ein wenig stützen und doppelte Buchführung haben — hem . . hem.“

Aber wenn er glaubte, daß er durch einen so fein ausgeklügelten Schachzug einen Stag matt gesetzt, so irrte er trotz aller seiner Unfehlbarkeit.

Denn schon war dieser auf dem Plan und traf seine Gegenmaßregeln.

Sowie sich Herr Ohnesorg jetzt nach Ablauf der be-

stimmten Fristen mit seinem stampfenden Schritt zu seinen Zellen begab, um nach dem Rediten zu sehen, fand er sie ordnungsmäßig leer.

Daß Stag wenige Minuten vor Ablauf der streng beobachteten Stunde in aller Heimlichkeit die Sachen des betreffenden Herrn in eine andere, zu diesem Zwecke künstlich leer gehaltene Zelle gebracht und ihr Besitzer sich unbekümmert um alle unumstößlichen Vorschriften des gestrengen Herrn Badeinspektors in Wasser und Sonne so lange tummelte, wie es ihm beliebte, das ahnte die alles durchschauende Seele des Herrn Ohnesorg nicht.

Wieder hatte das Zoppoter Kurtheater einen großen Abend. Else Flemming, die mit ihrer Desdemona alle Herzen gewonnen, verabschiedete sich, um ihren Verpflichtungen an einem großen Stadttheater nachzukommen, als Nora, und der berühmte Tragöde vom Stadttheater in Berlin unterbrach ihr zuliebe seine Sommer- ruhe, die er mit Frau und Kind nach beendetem Gastspiel in Zoppot verlebte, und gab den Hellmer.

Gunther, der jetzt meistens auf seinem Gute weilte und nur für diesen Abend mit dem Auto herüber- gekommen war, nahm mit dem Vater die beiden Hinter- plätze derloge ein, während Inge und ihre Mutter vor ihnen saßen.

Aber was war heute nur mit dem Vater?

Ganz gegen seine Gewohnheit schien er von dem, was sich hier vor seinen Augen abspielte, völlig unberührt. Weder der große Gast, der in eigenartiger Auf- fassung aus dem meist nach trockener Theater-schablone gespielten Hellmer einen Menschen aus Fleisch und Blut gestaltete, noch Noras zuerst entzückendes, dann packen- des Spiel schienen irgendwelchen Eindruck auf ihn zu machen. Er rückte auf seinem Sessel hin und her, er streckte bald die Beine von sich, bald schlug er sie über-

einander, einige Male unterdrückte er ein Gähnen, dann flüsterte er, was er sonst nie tat, ein paar Worte zu seiner Braut hinüber, jetzt sah er sogar nach der Uhr, hielt sie einige Sekunden in der Hand, steckte sie wieder in die Tasche, um sie nach kurzer Zeit wieder von neuem hervorzuziehen.

Was in aller Welt war in ihn gefahren? War es Gleichgültigkeit, Vangeweile? Oder war es wieder jene unbegreifliche Unruhe, die ihn so oft erfaßte, auf einem Spaziergange, im Bade, wenn sie beide lang hingestreckt in der Sonne lagen, ja, mitten in einem Gespräch?

Jetzt wurden Gunthers Gedanken doch abgelenkt und von Vater und Inge fort auf die Bühne gezogen: Noras große Szene war gekommen, in der sie, die Todesangst im Herzen, vor ihrem Gatten die Tarantella tanzt. Es war ein Doppelspiel von so elementarer Leidenschaft und so überzeugender Wahrhaftigkeit, daß man für diesen Augenblick nichts anderes sehen und hören konnte und mit Leib und Seele in ihren Banden war. Dazu hatte sie nie so hinreißend ausgesehen wie in dieser Szene, mit dem langen bunten Schal um den Nacken, dem Tamburin in den lebenden, jeden Rhythmus der Musik begleitenden Händen und dem gelösten Haar, das wie eine große goldene Welle über Schulter und Rücken dahinflutete.

Was wird der Vater dazu sagen? Wird jetzt nicht auch sein Gleichmut und seine Kälte gebrochen sein? — da merkte er, daß der Stuhl neben ihm leer war.

So ganz versunken mußte er in das aufregende Spiel auf der Bühne gewesen sein, so leise mußte sich der Vater in dem Dunkel derloge entfernt haben, daß er nichts davon gemerkt hatte.

Der Vorhang fiel — aber der Vater war immer noch nicht da. Was mochte geschehen sein?

Auch Frau von Rochow schien beunruhigt. Zuerst sah sie sich mehrere Male um, dann fragte sie ihn und

Inge. Aber niemand konnte ihr eine Auskunft geben, niemandem hatte der Vater irgend etwas gesagt.

Endlich, als die Pause bereits ihrem Ende entgegen ging und das Glockenzeichen erklang, erschien er, ein verbindliches Lächeln um die Lippen, aber in der Tiefe des Auges jenes unruhige Flackern, das eben nur Gunther kannte.

Er nahm seinen Sitz hinter seiner Braut, sagte ihr ein paar liebenswürdige Worte, ohne jedoch sein Fernbleiben mit einer Silbe zu erwähnen. Erst als Gunther äußerte: „Du hast viel versäumt, Vater,“ erwiderte er mit einem leichten Achselzucken: „Ich hatte eine wichtige Unterredung.“

„Gerade jetzt während der Vorstellung?“ fragte Frau von Rochow mit einigem Bestremden. „Ließ sie sich nicht aufschieben?“

„Sie ließ sich nicht aufschieben.“

Der Vorhang ging in die Höhe, das Spiel nahm seinen Fortgang.

Der nächste Morgen brachte seit längerer Zeit regnerisches und stürmisches Wetter. Als hätten Himmel und Erde ein tiefes Leid erfahren, so dunkel und traurig war mit einem Male ihr Antlitz geworden. Über das Meer aber raste in wilder Jagd ein ganzes Heer betrunkenen Saune dahin, wühlte die Wogen von Grund auf empor, packte sie an den hoch emporzischenden Gischtkämmen, warf sie hin und her, bis sie in einem Sturzregen diamantener Splitter verstorben, und hohnlachte über die armen Schiffe, die da draußen den Totentanz tanzten.

In den Bädern waren die größten Vorsichtsmaßregeln getroffen, der Außensteg durfte überhaupt nicht betreten werden, die Treppen, die von hier aus in das Wasser führten, waren mit Holzleisten gesperrt.

Aber ein Vergnügen war es, heute zu baden, wenn

die Wellen hoch oben von der tiefgewühlten See in weitgeschweiftem, königlichen Zuge dahingerollt kamen, man sich ihnen entgegenwarf, sie einem mit wuchtigem Keulenhieb auf den Rücken schlugen oder mit Donnergetöse über einem zusammenstürzten, daß man wie ein Spielball dem Strand entgegengeschleudert wurde, einen Augenblick wie betäubt da stand und sich dann mit aufjauchzender Lust der nächsten entgegenwarf, die in ebenso königlichem Zuge dahingerollt kam, mit ebensolchen Donnerkeulen schlug.

Gunther weilte schon weit über die gewohnte Zeit im Wasser, es war gar nicht möglich, sich von diesem herrlichen Wellenspiel, diesem lustigen Jagen und Peitschen, das das Blut in so frische Wallung brachte, zu trennen.

Endlich aber mußte es doch sein. Tor Tehnzen, stand bereits seit zehn Minuten mit dem Badelaken und dem Bademantel bereit, und wenn er auch nicht wagte, dem da draußen, der sich mit so sichtbarem Entzücken in den heiß zusammenstürzenden Strudeln tummelte, irgendwelche Zeichen zu geben, so merkte man ihm doch eine gewisse Sorge an, wenn jener sich zu weit in die brodelnden, wild überkippenden Gischtmassen hinauswagte und sich selbst durch das bereits zweimal gegebene Hornsignal nicht abschrecken ließ.

„Der Herr Graf sind heute aber sehr lange draußen geblieben — 's ist solche Sache, so'n Wetter haben wir hier noch nicht gehabt. Manchmal sah es wirklich ganz gefährlich aus, und der Wächter wollte schon zum dritten Male tuten.“

„Was bei Nichtbefolgung meine schwere Bestrafung seitens des gestrengen Herrn Badeinspektors, womöglich meine Ausweisung aus dem Bade nach sich ziehen würde. Aber es war zu schön draußen, und es tut einem so not, daß einem mal die bösen Gedanken aus Herz und Hirn fortgespült werden!“

„Der Herr Graf haben doch keine bösen Gedanken.“

„Ach, mein Junge, wenn du wüßtest! Böse Gedanken und allerlei anderes.“

„Hm . . . daß der Herr Graf Sorgen haben, das habe ich wohl gemerkt.“

Gunther sah den Jungen an. Er hatte immer Wohlgefallen an ihm gefunden. Diese treue Teilnahme, die schlichte Art, in der er sie kundgab, taten ihm wohl.

„Hast du meinen alten Herrn nicht gesehen, Tor?“

Er mußte, er konnte mit dem Jungen in vertraulichem gemütlichem Ton sprechen. Der würde die Grenze nie überschreiten, die Formen stets bewahren.

„Der Herr Graf sind heute noch nicht hier gewesen.“

„Das Wetter mag ihm zu wüst gewesen sein.“

„Der Herr Graf lieben sonst den Sturm am meisten. Es kann ihm gar nicht toll genug sein.“

„Dann kommt er vielleicht noch. Als ich aus dem Hause ging, war alles still bei ihm. Du kannst mich in der Zelle frottieren. Ein Luftbad ist heute kein Vergnügen.“

Als Gunther in das Schausslersche Fremdenheim zurückkehrte, fragte er das Zimmermädchen, ob sein Vater noch oben auf seiner Stube wäre. Das sah ihn mit einem erstaunten Blick an: „Der Herr Graf sind doch verreist.“

„Verreist?“

„Ja, wissen denn das der Herr Graf gar nicht? Gestern abend, es mochte so um halb Neun sein, kamen der Herr Graf mit einem Dienstmann hier an und ließen sein Gepäck, das schon fix und fertig gepackt war, auf den Bahnhof schaffen. Hier ist übrigens ein Brief für den Herrn Grafen.“

Gunther öffnete und las:

„Mein lieber Junge. Du konntest Deinen Vater nie alt genug machen und riebst ihm seine sechsundvierzig so beharrlich unter die Nase, daß er schließlich selber an sie glaubte. Aber zum Kuckuck, so alt und lebensmüde ist er doch noch nicht geworden, um sich

begraben zu lassen — sei es auch in der behaglichsten Ehe mit der besten Frau der Welt. Nein, mein Junge, ich kann noch nicht in den goldenen Käfig, ich muß die Schwingen regen, so lange sie noch ein bißchen Schwingkraft haben. „Carpe diem“, das war meine Losung. Je älter man wird, um so mehr hat man die Pflicht, sich jung zu erhalten.

An Frau von Rochow habe ich geschrieben und mich zu rechtfertigen gesucht, wenn das überhaupt möglich ist. Sie wird mich nicht verstehen. Ich verarge es ihr nicht. Sie ist in ihrem Rechte. Jeder muß die Folgen seines Tuns allein tragen — ich habe schon schwerere auf mich genommen und lerne mich auch mit ihnen abzufinden. Auch Du wirst meine Handlung verurteilen. Du mußt es. Aber ich habe manchmal das Gefühl, als wärest Du dem Verständnis für Deinen Vater nicht ganz so ferne wie die anderen, wenn Du auch glücklicherweise seine Anlagen nicht geerbt hast, sondern mehr Deiner Mutter gleichst. Ich mache jetzt meine Reise mit Fräulein Flemming, dem lebenswertesten Geschöpf, das mir bisher auf meinen Wanderungen durch diese arme Erde begegnet ist. Sie tritt ihre neue Stelle erst nach einigen Wochen an. Wo ich dann bleibe, weiß ich noch nicht. Jedenfalls wirst Du mich sobald nicht wiedersehen. Aber wenn ich einmal flügelstumm geworden, was hoffentlich nicht sobald geschehen wird, weiß ich den Winkel, in den ich mich verkriechen kann. Dann komme ich zu Dir. Bis dahin lebe wohl, mein Junge. Denke nicht zu schlecht von Deinem Vater, dessen einzige Beruhigung ist, daß er Dich auf Deinem herrlichen Besitze gut geborgen weiß.“

Eine lange Weile sah Gunther wie festgewurzelt auf seinem Platze.

Allerlei Gedanken stiegen in ihm auf und nieder, schwere, traurige.

Beim Mittagessen fand er Inge allein am Tische. Frau von Rochow hatte sich auf ihrer Stube anrichten lassen.

Sie begrüßte ihn in der alten Weise. Als wäre nicht das Geringste geschehen. Aber sie tat keine Frage nach seinem Vater. Da war ihm klar, daß sie alles wußte.

Jetzt fiel ihm auch auf, wie bleich sie war, und wie eine mühsam verhaltene Erregung auf ihren schönen Zügen lag. Aber sie wollte sie auch jetzt nicht auskommen lassen.

„Ein so schönes Bad wie heute haben wir den ganzen Sommer nicht gehabt.“

„Du hast gebadet?“

Ein Befremden war in seiner Frage, das ihr nicht entging.

„Ich erfuhr es ja erst nachher.“

Nun war das Eis gebrochen. Aber mehr zu sagen waren sie beide noch nicht fähig. Inge, obwohl sie in der Freiheit der Natur groß geworden, zeigte sich stets als Dame der Welt, sowie sie in Gesellschaft anderer war, noch dazu so vieler Fremder, wie sie hier um sie herum aßen, schwatzten und die neugierig verstohlenen Blicke auf sie beide richteten. Als wüßten sie alle schon das Ungeheure, das jetzt als der neueste Skandal, tausendfach entsteht und übertrieben, durch ganz Zoppot gehen würde. Sie nahm von den zahlreich gebotenen Schüsseln und ließ nicht die geringste Veränderung in ihrer Haltung spüren.

Er aber, der sich nicht in derselben Weise beherrschen konnte, ließ die meisten Gänge an sich vorübergehen, berührte auch die auf den Teller gelegten Bissen kaum und blickte immer noch mit dem umflorten Auge vor sich hin.

Da fühlte er mit einem Male ihre weiche Hand auf der seinen, nur für eine Sekunde. Und nur für eine Sekunde senkte sich ihr dunkles Auge in das seine.

„Du mußt es dir nicht so zu Herzen nehmen!“ sagte sie ganz leise, aber mit einem warmen Klang in der Sprache.

Nie hatte ihn ein Wort von ihr so tief berührt wie dieses, nie hatte er gefühlt, wie lieb er sie hatte wie in dieser Stunde. Zugleich ergriff ihn die Selbstlosigkeit, die aus ihren Worten sprach.

„Und du, Inge?“, fragte er ebenso leise zurück. „Ich weiß ja, daß du ebenso schwer daran trägst. Er stand dir näher als all die anderen. Und wenn er deine Mutter geheiratet hätte —“

„Sprich davon nicht, Gunther — kein Wort, wenn ich dich bitten darf!“

„Du hast meinen Vater geliebt,“ sagte er da.

Sie hielt seinem forschenden Auge stand.

„Ich weiß es nicht, Gunther,“ erwiderte sie. „Er war mir der Vater, mehr kann ich dir nicht sagen. In ihm lebte er mir fort. Er war gerade wie der Vater: so ganz anders als die anderen. Alles an ihm war so eigen, so voller Kraft, weißt du, und schäumenden Lebens. Man mußte ihm folgen, ob man wollte oder nicht. Darum kann ich ihm nicht zürnen.“

„Obwohl er deiner Mutter ein so schweres Leid angetan?“

„Ja, obwohl er das getan hat.“

„Nein, Inge, du weißt, was mir der Vater ist. Auch ich habe für manches Verständnis gezeigt — aber über dies denke ich nicht wie du.“

„Er konnte nicht anders. Er wird sein Leben ausleben bis zu seinem letzten Atemzug und es dann ausgehen lassen — vielleicht auch selber auslöschen wie ein Licht, das einmal noch aufzuckt und dann schnell verglimmt.“

Er sah sie mit einem erschreckten Blick an. Woher kam ihr diese Kenntnis, diese Tiefe des Urteils über seinen Vater?

„Selber auslöschen? Meinst du das wirklich, Inge?“

„Daß das jetzt, Gunther! Hier kann ich über so etwas nicht sprechen. Aber komm, laß uns aufstehen und eine kurze Wanderung am Strande machen. Ich habe ein Verlangen nach Meer und freier Luft.“

Immer noch tobte da draußen der Sturm und wühlte das Meer bis in seine tiefsten Tiefen auf, daß die Wogen mit den weißen Gischtköpfen wie reißende Ungeheuer dahinstrasteten, im donnernden Zusammenstoß aufeinander prallten und die ganze See eine blaugrüne, kochende, brodelnde Masse erschien, über die die Möwen mit scharfem Schrei dahin flatterten.

„Die Mutter ist jetzt außer sich,“ sagte Inge, als sie über die jenseits der Düne gelegene Promenade dahinschritten, die gegen den Sturm mehr geschützt war. „Sie will niemand sehen. Auch mich nicht. Sie hat sich auf ihr Zimmer eingeschlossen und ist mit sich und der ganzen Welt zerfallen. Aber das wird sich wieder geben, und sie wird überwinden — schneller als alle anderen.“

„Er hat unverantwortlich an ihr gehandelt.“

„Du darfst deinen Vater nicht nach dem gewöhnlichen Maßstabe messen, Gunther.“

„Weißt du, Inge —, du bist ja der einzige Mensch, dem gegenüber ich mich über alles dies einmal aussprechen kann, es lastet oft so unerträglich schwer auf mir. Es ist das Rätselhafte in ihm — und manchmal packt mich eine große Furcht.“

„Eine Furcht, Gunther?“

„Ja, als trüge er irgendetwas mit sich herum, etwas Dunkles, Schweres. Als ginge es immer mit ihm und ließe ihn nie los.“

„Er liebt dich!“ sagte sie schlicht und wahr. „Kei-

ner weiß wie ich, wie sehr er dich liebt. Für dich täte er alles, Gunther . . . alles!"

"Und doch bleibt immer etwas zwischen uns. Verstehst du das, Inge? Etwas Unausgesprochenes, über das ich nicht hinweg kann."

Das Wetter fing an, sich aufzuklären. Die Kuppen, die bis dahin in Nebel gelegen hatten, traten scharf hervor, zuerst die Adlershorster, dann auch die fernere Oghöster.

"Ich nehme morgen mein Abschiedsbad," sagte Gunther, "dann will ich nach Altstürckow zurück und freue mich auf die Ruhe des Landes. Auch deine Mutter wird kaum hier bleiben."

"Sie will morgen schon fort. Wohin, weiß sie selber noch nicht."

"Und du?"

"Ich gehe mit ihr — wo sollte ich sonst auch hingehen?"

"Nach Altstürckow."

Sie sah ihn mit den ernstesten Augen an.

"Nein, Gunther, jetzt nicht. Später vielleicht, es kann sein. Aber jetzt noch nicht."

Da wußte er, daß es keinen Widerspruch mehr für ihn gab, und daß er ganz allein sein würde. Der Vater war gegangen, er wußte nicht, wohin, und wann er einmal zu ihm zurückkehren würde. Nun ging auch sie, und er wußte wieder nicht, wohin, und ob sie noch einmal zu ihm zurückkommen würde.

"Wir wollen umkehren," sagte sie, "es wird kalt und mich fröstelt. Die schönen Tage sind zu Ende."

"Ja, sie sind zu Ende", gab er zurück.

Nun war auch für ihn die Stunde der Trennung gekommen. Von Menschen hatte er keinen Abschied zu nehmen. Nur von der See wurde ihm das Scheiden schwer. Denn die hatte er geliebt von den frühesten

Tagen seiner Kindheit an, mit der hatte er sich um so tiefer verwachsen gefühlt, je älter er geworden war.

Der Himmel war noch trübe, wenn auch nicht mit so schwarzen Schleiern mehr verhangen wie am gestrigen Tage, und das Meer grollte wohl noch, aber es war nicht mehr der kochende Aufruhr entfesselter Elemente, wie er gestern alle Schranken gesprengt hatte. Es war ein mehr verhaltenes, dumpf emporsteigendes Branden, dessen regelmäßigem Rhythmus sich das Rauschen der Sichten im Nordpark eigenartig anpaßte; ab und zu schrie ein Raubvogel.

Als Gunther zu seiner gewohnten Stunde in's Nordbad kam, hatte die Sonne gerade nach zähem Kampfe die dicke Wolkenwand durchbrochen. Schnell entkleidete er sich, um heute zum Abschied noch ein Sonnenbad zu erhaschen.

Aber die vielen Gedanken, die in ihm lebten, ließen ihn zu dem Genuß nicht kommen, den er sonst von diesen Sonnenbädern hatte. Goethes Worte fielen ihm ein: "Beim Baden sei die erste Pflicht — Daß man sich nicht den Kopf zerbricht — Und daß man immer nur studiere — wie man ein lustig Leben führe!"

Ein lustig Leben! Schließlich war er doch noch jung, war gesund, hatte sein schönes Gut und sein reichliches Auskommen — warum führte er nicht auch jenes lustige, unbekümmerte Leben, das er den ganzen Sommer hindurch hier um sich her in ausgelassener Heiterkeit, in nie ermüdender Daseinsfreude sich abspielen sah?

Ein Durst nach einem neuen Leben voller Licht und Freiheit erwachte in ihm, wie er ihn nie gekannt, und so war seine Seele von ihm erfüllt, daß er es gar nicht merkte, daß die aufsteigenden Wolkenungeheuer dort oben die arme Sonne, die sich nur so kurzer Zeit ihrer Freiheit und ihres Lichtes erfreut hatte, mit den gierigen Krallen bereits gepackt und in ihren mächtigen Schoß hinuntergezogen hatten.

Gab es auch in seinem Leben so aufsteigende und wieder hinabziehende Gewalten, die den Menschen rettungslos in ihren Banden halten, mag er sich auch noch so frei dünken und wähnen, sein Leben auf- und abwärts führen zu können, ganz wie es ihm beliebt?

„Der Herr Graf werden sich erkälten. Das ist doch heute kein Sonnenbad mehr,“ hörte er eine jugendliche Stimme hinter sich, und als er sich umblickte, stand Tor Tehnzen vor ihm.

„Dann ist es ein Luftbad, das Kopf und Sinne frisch macht.“

„Aber das Blut darf sich vor dem Bade nicht abkühlen!“ erwiderte Tor mit einer von Herrn Budde gelernten Weisheit, über die Gunther lächeln mußte.

Er brauchte heute längere Zeit zum Ankleiden als sonst. Es ging ihm alles mit einer gewissen Schwere von der Hand.

„Wenige Stunden noch, dann sah er auf seinem Gute. Niemand erwartete ihn dort, niemand kümmerte sich um ihn. Er hatte zwar eine Wirtin, die für sein leibliches Wohl in bester Weise sorgte, und auch einen fleißigen Inspektor, das war aber alles.“

Der melancholische Herbst kam und der Winter mit seiner frierenden Einsamkeit . . . er war allein.

Mit einem Male tauchte ein Gedanke in ihm auf.

„Tor!“ rief er über den Steg, und schnell wie ein Pfeil war der Junge, der ihn eben verlassen hatte, wieder bei ihm.

„Sage mal, Tor, wie lange dauert deine Tätigkeit hier eigentlich noch?“

„Nu — bis die Badezeit zu Ende ist. Am ersten Oktober werde ich entlassen.“

„Und was wirst du dann machen?“

„Was ich dann machen werde? Hm . . . ich weiß es noch nicht. Vielleicht gibt mich mein Vormund dann wieder zu einem Schlosser, vielleicht auch wo anders hin.“

„Hättest du vielleicht Lust, auf mein Gut zu kommen?“

Mit großen Augen sah ihn der Junge an. „Auf Ihr Gut, Herr Graf?“

„Nun ja, ich meine: zu meiner persönlichen Bedienung. Wenn du dich brav und zuverlässig zeigst, würde es dir nicht schwer werden, später zu einer gewissen Vertrauensstellung bei mir aufzurücken, vielleicht als mein Sekretär oder dergleichen. Ich brauche solchen Menschen.“

„Herr Graf — —“

Er vermochte weiter nichts hervorzubringen. Zweifel und Befangenheit spiegelten sich in seinen kindlichen Zügen. Zugleich ein großes Glück, das sein ganzes Antlitz durchleuchtete.

„Nun, willst du?“

„Ob ich will? Mit tausend Freuden will ich!“

„Gut. Zum ersten Oktober trittst du deine Stelle bei mir an. Das übrige wird sich leicht finden.“

Der Sommer ging mit Riesenschritten seinem Ende entgegen. Das Wetter war wieder hell und freundlich geworden, die schönste Zeit für Zoppot, der Herbst, war gekommen. Diese unvergleichlichen Morgen, wo die Sonne aus dunstigen Schleiern sich schälte wie eine junge Königin aus ihren Gewändern, der wolkenlose Himmel wie von blaßblauer Seide schien und alles so herb und klar und durchsichtig war, daß jeder Atemzug würzige Frische und neue Kraft in die Seele trug.

Aber die Menschen sind Herdentiere. Die Kurzeit war nun einmal beendet, da kam man nicht mehr nach Zoppot; nur hier und da erschienen einige Danziger, ihr Bad fortzusetzen.

Herr Ohnesorg, der Badeinspektor, war der einzige, an dem die veränderten Verhältnisse spurlos vorübergingen. Obwohl die Badezellen jetzt den ganzen Tag leer standen und für jeden Besucher zehn bis zwanzig zur Verfügung waren, kreidete er, genau und gewissenhaft wie in der bedrängten Hauptzeit, die Stunde des

Eintritts auf die Tafeln und in das große braun-leberne Notizbuch ein und achtete mit unbeirrtem Eifer, daß sie ja nicht um eine Minute überschritten wurde.

Aber Star konnte keine Schiebergeschäfte mehr machen und Pug sein Steuersystem nur mit sehr geringem Erfolge fortführen, so daß ihnen beiden die Arbeit nicht mehr lohnte und sie, wie zum Anfange der Badezeit, am Strande, Zigaretten rauchend und Süßigkeiten lutschend, herumlungerten. Ihr Hauptvergnügen aber war, aus großen Haufen erledigter Eintrittskarten ein Feuer anzulegen und mit Entzücken dem Rauch und Qualme zuzusehen, der, die wundervolle Luft vergiftend, in allerlei dunklen Gebilden weit über den Strand und das Wasser zog.

Sie waren jetzt nur noch ihrer drei; die anderen waren als überflüssig entlassen. Das brachte sie einander näher, und auch Tor wurde jetzt ihres Verkehrs gewürdigt, zumal ihn Star, der sich mit wachsendem Eifer der „Feinheit“ befleißigte, zur Vervollkommnung seiner Sprache und Ausdrucksweise, die bisher sehr im Argen gelegen, gut brauchen konnte und in der vielen Mußzeit förmliche Unterrichtsstunden in der deutschen Sprache bei ihm nahm.

Seine Belohnung dafür sollte nicht ausbleiben.

„Hör mal, Mänsch“, sagte eines Tages Star — das „Mänsch“ konnte er sich trotz aller Bemühungen Tors immer noch nicht abgewöhnen — „morje is mei Jeburtstach, da will ich 'n klein Sät jebe, obe im Bergschlöschchen, janz was Fein' und Aparts solls sein. — Kaffee un Kuche un 'n warm Abenbrot mit Schweinbraten und Kumpst und nachher Vanilleeis. Die beide Mäde vom Damenbad, die schwarze Meeze und die joldne Käthe hab ich einjelade, dazu zwei Elevinnen vons Ballett in Danzig, und zwei janz feine junge Kaufleute — dem Pug mußt ichs auch sage, nämlich, weil er doch so lange mein Kollege jewese, obwohl er jarnich zu's janze paßt. Aber dich wollt ich invitiere, du wirst mir jawoll die Ehr antun.“

„Treffpunkt an der Kunsthalle, dem Nordbade gegenüber, nachmittags um 5 Uhr.“

So hatte es in den Einladungen geheißen, die der Festgeber Star mündlich oder schriftlich an seine Gäste erlassen hatte.

Bis vier Uhr hatten die Badejungen und Bademädchen ihren Dienst zu verrichten. Von da an waren sie aus Anlaß von Stars Geburtstag beurlaubt. Eine Stunde blieb ihnen also, sich, der Bedeutung des Tages angemessen, umzukleiden.

Tor Tehnzen hatte seinen schönsten Sonntagsnachmittagsanzug gewählt: einen marineblauen Anzug mit langen Hosen und einer schmuck behänderten Mütze dazu, den er erst kürzlich von seinen Ersparnissen als Badejunge gekauft, und in dem er wie ein junger Matrose von einem Kriegsschiffe ausfuhr.

Aber der Stolz, mit dem ihn diese mühevoll erarbeitete Kleidung erfüllte, schmolz wie ein Nichts dahin, als er zwischen den vor der Kunsthalle angelegten Blumenbeeten einen Herrn umherwandeln sah, in dem er zu seinem Erstaunen seinen Kollegen Star erkannte, der hier seiner Gäste harrete.

Wie hatte der sich verändert! Er trug einen Anzug, wie er ihn nur ganz selten einmal bei einem der Kellner im Kurhause oder bei einem ganz feinen Herrn, der im Gesellschaftsanzuge in das Bad gekommen war, gesehen hatte: eine Art von Halbfrack, der ihm ein wenig zu groß war, eine Weste aus demselben Stoff, deren tiefer Ausschnitt ein Vorhemde von blendendem Weiß zeigte, einen riesig hohen Kragen, aus dem das verschmitzte, heute rasierte Gesicht mit den pfliffigen, mausgrauen Augen klein und rund herauschaute, wie der Vollmond aus einem gewaltigen Hofe.

Deutseliger, als je in der Badeanstalt, begrüßte er Tor, ließ den kritischen Blick mit einem leisen Kräuseln der wulstigen Lippen über dessen kindliche Kleidung fal-

len und hieß ihn dann mit einigen wohlgesetzten Worten willkommen.

Nun stellten sich auch die Gäste aus Danzig ein: ein langaufgeschossener, bleicher Kaufmannslehrling aus einem Kolonialwarengeschäft in der Breitgasse, mit einem faden, sommersprossenbesetzten Gesicht, kunstvoll und mit viel Aufwendung von Pomade bis über den Hinterkopf gescheiteltem Haar und krebsroten Händen — und ein kleinerer, dickerer, mit einem engen Kammgarnanzug, der die feisten Glieder prall umschloß, ebenfalls im Kolonialfach tätig, aber „en gros“, und daher auf den anderen geringschätzig herabblickend. Dazu zwei kleine, aber schon damenhaft gekleidete Schülerinnen der Ballettschule des Danziger Stadttheaters.

„Nun fehlen nur noch de Mietz und de Käth!“ sagte der Gastgeber, „sonst könnte wir losjehe.“

Da ertönte ein heller Jauchzer. Zwei Mädchen tauchten hinter der Kunsthalle auf, die eine im kurzen Kleid mit enganschließendem Mieder von lebhaft roter Farbe, das den kupferbraunen Hals und die ebenso braungebrannten Beine bis zu den in zierlichen Sandalen steckenden Füßen frei ließ, rassig und temperamentvoll in schnell ausschreitendem Gang, in jeder Bewegung des reisenden Körpers, ein helles Vachen um die roten Rippen, tausende Kobolde in dem hübschen Antlitz und den dunkel glühenden Augen. Die andere, die ein einfaches, weißes Feinenkleid trug, gelassener in ihren Bewegungen, aber von einem so natürlichen Liebreiz in dem schlachten, unter einem Kranze goldblonder Zöpfe ruhenden Gesicht, daß die beiden Ballettschülerinnen wie gedrechselte Puppen ihr gegenüber erschienen.

Man begab sich auf die Wanderung und marschierte die Nordpromenade entlang, dem Bergschlößchen zu, wo in einer nach dem Meer ausschauenden Nische die Kaffeetafel gedeckt war. Mit schlecht verholener Gier machte man sich über die hochgetürmten Kuchenstüßeln.

Dann kam die Hauptsache: der Tanz, für den Stag,

dem es bei dem glänzenden Ergebnis des Sommergeschäftes auf nichts ankam, zwei Herren, einen Klavierspieler und einen Violinisten, aus der Stadt bestellt hatte.

Er selbst tanzte fast nur mit den beiden Bademädchen, abwechselnd mit dem blonden und dem schwarzen. Die Schwarze aber bevorzugte er; und wenn die Beiden durch den Saal wirbelten und einer immer hübschere und wildere Einfälle als der andere ausführte, dann unterbrach die übrige Gesellschaft ihren Tanz und sah ihnen mit großen Augen und offenem Munde zu.

„Jetzt, Kinder, würde ich euch mal was vortanzen!“ rief die schwarze Miese, als man sich zu einer kurzen Pause niedergelassen hatte.

Schon begann sie zu tanzen. Erst langsam mit leisen, fast bedächtig schlürfenden Schritten, dann schneller, immer schneller, daß sich die ganze anmutige Erscheinung bald wie ein Kreisel um sich selber drehte, bald wie ein Wirbelsturm durch den Saal dahintollte. Indeß das rote Kleid den knospenden Leib wie eine große Flamme umfloß. Sie tanzte nicht einen bestimmten, gar einstudierten Tanz. Ohne Plan und Ziel ließ sie sich führen und tragen von den Wogen der Musik, paßte sich ganz ihren Weisen an und schmückte sie mit den Eingebungen ihrer Phantasie.

Der Abend war bereits vorgeschritten, als man das Bergschlößchen verließ.

In einem geringen Abstände von den anderen gingen Tor Tehnzen und die blonde Käthe, diese unschuldig noch und unberührt und doch dem schmucken Jungen an ihrer Seite nicht ohne Gefallen begegnend. Er hingegen zum ersten Male in seinem Leben das leise Erwachen der Zuneigung zu einem Wesen anderen Geschlechts in der jungen Seele spürend.

„Du bist auch erst diesen Sommer ins Nordbad ge-

kommen?“ fragte er sie, nachdem er eine ganze Weile schweigend neben ihr hergegangen.

„Kurz nach der Eröffnung trat ich meinen Dienst an.“

„Warst du vorher zu Hause?“

„Ja, ich war bei den Eltern.“

„Da hast du es gut, daß du noch Eltern hast.“

„Ach,“ erwiderte sie mit einem traurigen Ton in der Stimme, „so gut habe ich es nicht zu Hause gehabt. Hast du denn keine Eltern?“

„Nur eine Mutter.“

„Und dein Vater? Ist der tot?“

„Ich weiß es nicht.“

„Du weißt es nicht?“

„Nein, ich habe ihn nie gekannt.“

Sie sah ihn mit einem Blick an, in dem ein großes kindliches Mitleid war. „Ach, das ist auch traurig,“ sagte sie. „Aber deine Mutter ist gut zu dir, nicht wahr?“

„Ich sehe sie nie. Sie ist irgendwo auf einem Gute in Pommern.“

„Was macht sie denn da?“

„Sie ist Wirtschaftlerin bei einem alten Herrn, der seine Frau verloren hat.“

„Schreibt sie öfter an dich?“

„Das tut sie wohl.“

„Und sie schickt dir schöne Sachen, nicht wahr?“

„Das tut sie nur selten.“

„Ja, wer sorgt denn für dich?“

„Eigentlich niemand. Aber jetzt werden bessere Zeiten für mich kommen.“

„Wieso denn?“

„Ich gehe aufs Land.“ Und mit gewichtiger Stimme fuhr er fort: „Auf ein großes, schönes Gut komme ich, gar nicht weit von hier. Zu einem Grafen.“

„Zu einem Grafen kommst du?“ fragte sie voll kindlicher Bewunderung.

„Ja, zum Grafen Gunther Trockau auf Altstürkow.“

Und weißt du, was er jetzt zu mir sagte? Ich brauche einen Menschen sagte er.“

„Einen Menschen? Was meinte er denn damit?“

„Nun, daß er sich doch wohl allein fühlt auf seinem großen Gute.“

„Kann ein so reicher und vornehmer Herr denn allein sein? Ich dachte, der hätte den ganzen Tag Freunde um sich.“

„Das muß doch wohl nicht so sein. Sonst hätte er es doch nicht gesagt.“

„Höre mal, Cor,“ sagte sie nach einer kleinen Pause, „kannst du mir nicht auch solche Stelle besorgen, irgendwo auf einem schönen Gute, bei einer vornehmen Dame — ja, nun hab ich's —, vielleicht bei der schönen Baronesse Inge von Rochow, die ich immer im Bade bedient habe, und die stets so freundlich zu mir war, obwohl sie doch eine Baroness war. Zu der ginge ich für mein Leben gern. Und dein Herr Graf ist doch mit ihr gut bekannt, vielleicht sogar verwandt.“

Er dachte einen Augenblick nach. „Ja, das wäre nicht übel.“ Und nun mit einem Anflug von Wichtigkeit: „Ich will sehen, was sich machen läßt. An mir soll es nicht liegen, Rätke.“

Er nannte sie zum ersten Male bei ihrem Vornamen. Er ging ihm nicht leicht über die Lippen. Doch er fand den Namen wunderbar schön.

„Aber, wirst du nicht bei deinen Eltern bleiben, wenn jetzt die Badezeit zu Ende ist?“

„Nein, nach Hause will ich nicht — niemals!“ erwiderte sie voller Entschiedenheit. „Ich will auch nicht mehr da schlafen, wie ich es jetzt muß. Die Nächte sind so fürchterlich bei uns. Dann höre ich die Mutter immer weinen, und der Vater kommt so spät und so laut nach Hause. Und dann — ich ziehe die Decke immer weit über die Ohren, weißt du. Aber schlafen kann ich doch nicht... Nein, ganz fort will ich und mir mein Brot allein verdienen.“

Er erschrak. So bitter und hart war es von ihren Lippen gekommen. Und doch stieg inmitten aller Traurigkeit ein heißes Glücksgefühl in seinem Herzen empor und verschlug ihm den Atem.

Wenn er das zuwege bringen könnte! Wenn es ihm gelänge, der kleinen blonden Leidensgefährtin an seiner Seite zu ihrem Glück zu verhelfen!

Statt einer Antwort nahm er ihre kleine verarbeitete Hand in die seine und streichelte darüber hin, ganz schüchtern, ganz vorsichtig. Und sie ließ ihm die Hand und wußte nichts mehr von Heimatlosigkeit und Zukunfts-bangen.

Noch einmal winkte die blonde Käthe Tor im Davoneilen mit der erhobenen Hand zu. Dann war sie seinen Blicken entschwunden.

Zweites Buch





Ein Jahrzehnt war vergangen. Zuerst in friedlich dahingleitenden Zeiten. Dann waren Jahre gekommen, die kein Mund ausfagen, keine Feder beschreiben kann. Wilden Tieren gleich hatten sie sich aus dem geordneten Kreislauf der Zeiten losgerissen, waren mit den zerstampfenden Schritten über verheißende Blüten, fruchtstrotzende Täler dahingeraust, hatten zertreten, zermalmt, zerrissen, was geborgen und friedlich unter lachendem Himmel der Zukunft entgegenreiste, so daß von der Welt, in der sie gehaust, nichts geblieben war als ein weitgähnendes Trümmerfeld.

Auch in Altstürckow, das nur im Anfang und ganz von Ferne vom russischen Einfall bedroht, sein altländliches, friedumhegtes Dasein weiter geträumt hatte, war jetzt mit dem trostlosen Ende des Krieges ein neuer Geist eingezogen.

Es mochte nicht zum mindesten daher gekommen sein, daß es so lange herrenlos geblieben war. Denn sein Besitzer hatte sich mit dem ersten Mobilmachungstage seinem Regiment gestellt.

Er hatte ja seinen Vater, der ihn in Altstürckow vertreten konnte. Nachdem es ihm gelungen war, seinen Aufenthalt in einem Gebirgsorte Oberbayerns ausfindig zu machen, hatte er ihn in einem dringenden Briefe gebeten, sich während seiner Abwesenheit des verlassenen Gutes anzunehmen.

Umgehend war die Antwort eingetroffen. Sie enthielt eine empörte Absage.

Es wäre ihm unverständlich, schrieb Graf Wolf, wie sein Sohn auf einen so verschrobenern Gedanken hätte kommen können. Wenn er auch in Folge eines Herzfehlers, den ein nicht ganz zurechnungsfähiger Stabsarzt, der Spezialist für solche wunderliche Entdeckungen war, früher einmal bei ihm festgestellt, von dem er jedenfalls in seinem ganzen Leben nicht das geringste bemerkt hätte, niemals Soldat gewesen, so wäre es doch jetzt nichts als selbstverständlich, daß er sich seinem bedrohten Vaterlande zur Verfügung stellte. Auch nur eine Stunde in Altstürckow Kohl zu bauen, während sein Sohn und tausend andere brave Männer sich mit dem Feinde herumschlugen, wäre ihm so undenkbar, daß er nur annehmen könnte, man hätte ihn nach so langem Fernbleiben bereits zu den am Wege Gestorbenen gerechnet. Noch aber lebte er, fühlte sich sehr frisch und wohl, und hoffte, es da draußen nachdrücklich beweisen zu können.

So hatte sich der fast Fünzigjährige, der nie den leifesten Handgriff geübt und bis dahin nur ein Dasein in allem Luxus verfeinerter Kultur gekannt, als Kriegsfreiwilliger bei einem reitenden Jägerregiment gemeldet, hatte mit jener Energie des Willens und der Selbstbeherrschung, die ihm sein ganzes Leben lang zu eigen gewesen, wie der jüngste Mann seinen Dienst vom frühen Morgen bis zum späten Abend getan, hatte mit einem Heißhunger, wie er ihn nie für möglich gehalten, nach schwerer Arbeit und wildem Kampfgetümmel die Kost der Feldküche gegessen und sich dem schlichtesten Soldaten unter ängstlicher Verleugnung seines hohen Standes in guten wie in bösen Tagen als treuer, zuverlässiger Kamerad erwiesen.

Die unerbittliche Disziplin, die er stets seinem Körper gegenüber angewandt, die überall geübte Gewohnheit des Reitens, Schwimmens, Bergersteigens kam ihm

zu Hilfe. Er rückte allmählich zum Leutnant auf; die verschiedensten Auszeichnungen zierten seine Brust, öfter verwundet als sein Sohn, zeigte er sich nach jeder Entlassung aus dem Lazarett, die er nie schnell genug herbeiführen konnte, nur um so tollkühner, machte gefährliche Patrouillen mit, blieb ruhig und unerschrocken, wenn die Geschosse hageldicht neben ihm einschlugen, den Boden aufwühlten, den Genossen an seiner Seite dahindrasteten oder ihn selber verletzten.

„Er spielt mit dem Leben,“ sagte man im Regiment von ihm.

„Er hat ja auch nichts zu verlieren,“ fügte ein anderer hinzu.

Seinen Kameraden fiel das Ruhelose und Unstete seines Wesens auf, so sichtbare Mühe er sich auch gab, es hinter der harten Mannesdisziplin des Soldaten zu verbergen. Sie mochten ihn alle gern, schätzten ihn seiner Tapferkeit halber, suchten das Zusammensein mit ihm und freuten sich seiner gesellschaftlichen Gaben und seines treffenden Humors — näher kam ihm nicht ein einziger.

Nie sprach er von sich, ganz selten nur von seinem Sohne. Er empfing Vertrauen, sogar ein großes, insbesondere von den jüngeren Kameraden, die ihn vergötterten. Aber niemals gab er es wieder.

Mußte Altstürckow unter solchen Umständen auch des Herrn entbehren, so hatte es doch eine Herrin gefunden.

Inge, die mit ihrer Mutter unmittelbar vor Ausbruch des Krieges aus dem Süden nach Dresden zurückgekehrt war, trennte sich dort auf einen Brief Gunthers von dieser und begab sich nach dem verlassenen Gute.

Da war sie nun, fast wider Wunsch und Willen, in der alten Heimat, in die sie so lange den Fuß nicht gesetzt hatte. An den alten Stätten weilte sie, an denen

sie einst so sorglos glücklich gewesen. Ihre Kindheit und Jugend wurden wieder wach, und, wohin sie ging, überall folgte ihr das Bild des Vaters, den sie in seiner jugendlichen Kraft und in dem stillen Zauber, der von seinem ernstern, geschlossenen Wesen ausging, niemals so lebendig vor sich gesehen, als hier in den verschwiegenen Gängen des Parkes von Altstürckow, auf dem großen Hofe und unter den dunklen Tannen des Waldes.

Und auch sie, das war ihr immer ein besonderer Trost und Aufrichtung, war ihm trotz ihrer Jugend viel gewesen; gesagt hatte er es ihr nie, das lag nicht in seiner Art. Aber er hatte es sie fühlen lassen, noch kurz vor seinem Tode bei einem gemeinsamen Ritt durch die Felder und Wälder, der ihr letzter gewesen sein sollte. Da hatte er in der freien Gottesnatur unter rauschenden Bäumen, zwischen wogenden Halmen über so manches mit ihr gesprochen, über das er, das wußte sie, und das gerade machte sie so stolz, mit keinem andern redete.

Höchstens mit dem Einen, der ihm doch noch mehr war als sie mit all ihrer warmen kindlichen Liebe und Verehrung, den er den einzigen Freund nannte, den er je besessen.

Die Abende wurden in ihr wach, da er mit ihm bei einer Flasche Wein in seiner Arbeitsstube saß, wie in einem streng verschlossenen Heiligtum, zu dem er niemand Zutritt gewährte, nicht einmal der eigenen Frau.

Nun ruhte der Vater längst unter der hohen Linde auf dem Altstürckower Friedhofe da drüben, und der andere war als einfacher Soldat an die Front gegangen, und so manches, das dunkel in seinem Leben war, das auch sie schmerzlich getroffen hatte, wengleich sie ihn den anderen gegenüber stets verteidigte, war nun ausgelöscht für sie und vergessen.

Einige Wochen, vielleicht Monate, hatte sie sich vorgenommen in Altstürckow zu bleiben.

Aber aus den Wochen und Monaten waren Jahre

geworden; der ganze Krieg war darüber hingegangen, und sie hatte sich von dem stillen Landleben und den vielen Pflichten, die sie eine nach der anderen auf sich genommen, nicht lossagen können.

Zweimal waren Gunther und sein junger Bursche, Tor Tehnzen, zu kurzem Urlaub aus dem Felde gekommen. Onkel Wolf war nicht ein einziges Mal gekommen.

Wenn sie so allein des Abends auf ihrem Zimmer saß, dann tauchte wohl die alte Frage wieder in ihr auf, die sie so lange Zeit auf das heftigste erregt hatte: Weshalb der Vater, dem sie doch so nahe gestanden, das herrliche Gut nicht ihr, sondern einem andern vermacht hatte?

So lange war alles wohl und gut gegangen. Dann aber kamen die Zeiten der langsam einsethenden Gärung und Unsicherheit, der weniger zuverlässlich lautenden Botschaften von draußen, des letzten, für sie in ihrer ländlichen Abgeschlossenheit ganz unerwarteten Zusammenbruches.

Nun war es auch um ihre Sicherheit und Geborgenheit geschehen. Die bis dahin wohlthuende Einsamkeit begann sie zu drücken, die immer schneller sich ablösenden, immer Schwereres und Traurigeres meldenden Botschaften, die jetzt keine ländliche Stille mehr zurückhielt, begannen ihr Gemüt zu beunruhigen.

Furchtbare Gerüchte sickerten durch, gemannen Boden: daß das Heer in der Auflösung begriffen und viele Offiziere stark gefährdet wären.

Nun bangte sie für Gunther und auch zum ersten Male während des ganzen Krieges für seinen Vater. Ja, für diesen plötzlich in noch höherem Grade, denn sie wußte, daß er nicht die allergeringsten Zugeständnisse machen, sondern lieber alles aufs Spiel setzen würde, ehe er sich und seiner Art das Beste vergäbe.

Jeden Tag, jede Stunde erwartete sie mit fiebrhafter Spannung seine oder Gunthers Rückkehr. Jeder

ungewohnte Schritt auf dem Hofe, jedes Fahren eines Wagens über das holprige Pflaster der Landstraße, jeder Hufschlag da draußen ließ sie aufschrecken. Viele der Leute vom Gute oder den benachbarten Höfen waren längst zurückgekehrt — von Gunther oder seinem Vater vernahm sie keine Spur.

Da, ein trüber Novemberabend. Die Arbeit hatte den ganzen Tag geruht, die Leute hatten sie dem Inspektor zum ersten Male, so lange Altstürckow bestand, abgefragt, weil der alte Beamte ihnen ihre Forderungen, die ihm ungeheuerlich erschienen, ohne die Zustimmung des abwesenden Herrn nicht gewähren wollte. Ungewohnte, lähmende Stille herrschte auf dem Hofe, nur von ferne hörte man die Töne einer Ziehharmonika, und aus den Ställen das Brüllen der hungrigen Tiere.

Inge sah mit ihren Gedanken und Sorgen allein an ihrem mit allerlei Wirtschaftsbüchern und Papieren bedeckten Schreibtisch.

Da war ihr, als hörte sie etwas wie das Knirschen eines schweren Schrittes vor dem Hause.

Doch sie hatte das schon tausendmal in dieser aufgeregten Zeit gehört, besonders in den stillen, dunklen Abendstunden, und tausendmal hatte es sie getäuscht.

Aber diesmal — sie war aufgesprungen, hatte mit starkem Ruck den Riegel von der jetzt sorgfältig verschlossenen großen Eichentür geschoben —

„Onkel Wolf!“ rief sie, ohne auch nur das geringste sehen zu können, in die dunkle Nacht hinein.

Da stand sie einer herkulischen Gestalt gegenüber, die wie ein schwerer Schatten aus der Finsternis empor in das helle Licht des Flures trat, fühlte sie eine fest umspannende, feuchte Hand in der ihren — —

„Guten Abend, Inge! Sieh, ich habe es gewußt, daß du so auf mich warten, mir so entgegenkommen würdest, gerade so!“

Sie hörte seine Worte wie im Traume. Als hätte sie den Klang dieser tiefen, wohlklingenden Stimme wer

weiß, wie lange, nicht gehört, als dränge er zu ihr hinüber aus einer fernen fremden Welt.

„Du hast es gewußt, daß ich so . . . so auf dich warten würde?“

„Ganz genau gewußt, mein tapferes Mädchen! Aber nun stehe nicht da, als wäre ich eine Erscheinung aus einer anderen Welt, sondern sei so gut, mir ein wenig beim Ablegen des Mantels behilflich zu sein. Er ist schwer und naß vom Regen und von dem langen Gang durch den unwirschen Abend geworden.“

Sie half ihm, mechanisch und langsam, wie es sonst so gar nicht ihre Art war, sie spürte nichts von der Nässe des Kleidungsstückes an den Händen, sie hatte jede Empfindung verloren und konnte es kaum fassen, daß er es nun wirklich war, der heimgekehrt war nach so langen Jahren. Manchmal fühlte sie eine unaussprechbare Freude, die warm und weich ihren ganzen Körper durchrieselte, dann war das andere wieder da: das Unbegreifliche, das Ferne und Fremde.

Sie waren in das Zimmer getreten. In dem Feldgrau kam er ihr fast unbekannt vor, und insbesondere paßte das Abgetragene und Schmutzige der Uniform, die er gewiß lange nicht abgelegt hatte, zu wenig zu der peinlichen Sorgsamkeit, mit der er von jeher seinen äußeren Menschen behandelt hatte.

Aber in seinem Gesicht war er gar nicht oder höchstens zu seinem Vorteil verändert. Wohl waren die Haare an den Schläfen ein klein bißchen grauer geworden, aber auch nur ein klein bißchen, und nur für den merkbar, der ihn genau kannte. Wohl hatte sich die Falte zwischen Stirn und Nasenwurzel um ein geringes verschärft. Dafür war aber die Farbe seines Gesichtes so viel frischer und gebräunter geworden, und das Feuer der dunklen Augen blitzte beinahe noch jugendlicher als früher.

Es war heißer Unmut und mühsam gedämpfter Zorn in diesem Blitzen, sie merkte es wohl, obgleich er

sie nichts fühlen lassen wollte als die Freude, nach so langer, schwerer Zeit bei ihr und in seinem geliebten Altstürckow sein zu können.

Sie ließ ihn sein künstlich zurechtgemachtes Spiel spielen, sie empfand es nicht einmal, es war alles in ihr noch so unfrei, so festgebunden.

Endlich aber hatte sie sich wiedergefunden.

„Mit mir brauchst du doch keine Komödie zu spielen, Onkel Wolf,“ hatte sie zu ihm gesagt und ihm ganz leicht und weich dabei die schlanke Hand auf den Arm gelegt, „ich weiß ja doch, was du in diesen Tagen durchgemacht, wie das alles an dir fressen muß!“

Da hatte er sie mit großen, weit aufgerissenen Augen angesehen:

„Ja, weißt du das, Inge, weißt du es wirklich? Aber ich glaube es dir. Du bist ja nach deines Vaters Tod immer die Einzige gewesen, die für mich und meine Art Verständnis gehabt hat.“

Das hatte er noch ganz ruhig, mit beinahe heiterer Freundlichkeit gesagt. Dann aber war es losgebrochen, heiß und schwer.

„Diese Gemeinheit, diese Schlampererei, diese Verdrüththeit, die zum Himmel schreit! Dafür hat man seine Haut zu Markte getragen, dafür vier Jahre und darüber hinaus seinen ganzen Menschen umgekrempeelt, allen seinen Freiheitsdrang, seinen heißen Lebenstrieb, sein eingeborenes Herrentum drangegeben, ein Skavenleben in unterirdischen Gräben und verfallenen Hütten geführt, um jetzt vor einer Horde Wahnsinniggewordener sein nacktes Leben schützen zu müssen, um den ganzen herrlichen, stolzen Bau elend in Trümmer fallen zu sehen! Wie manchesmal habe ich den Tod deines Vaters beklagt, wie hat es kaum eine Stunde gegeben, in der er mir nicht gefehlt, jetzt preise ich ihn glücklich. Wohl dem, der dies nicht mit anzusehen, mit zu erleben braucht! Tod und Teufel und Pestilenz über das verrücktgewordene Deutschland!“

„Onkel Wolf!“

„Du hast recht. Ich vergaß mich, verzeih! Das Pathos liegt mir übrigens auch wenig. Ich habe auf meinem Zimmer oben meine Zivilsachen. Ich werde mich umkleiden, und du hast wohl die Freundlichkeit, inzwischen ein kleines festliches Mahl zu bereiten, denn ich habe schon lange nicht mehr an einem gedeckten Tische gegessen.“

Er blieb sehr lange auf seinem Zimmer. Als er endlich wieder unten erschien, war es Inge, als wären mit seinem Erscheinen die alten Zeiten wach geworden. Er hatte blendend weiße Wäsche und den gewohnten tadellosen Kammgarnrock angelegt, in dessen Knopfloch eine dunkelrote Rosenknospe befestigt war, die er sich wohl aus dem Treibhause hatte kommen lassen. In der schwarzen Binde funkelte die kostbare Perle, ohne die sie sich ihn nie hatte denken können, und ihr wundervoller Glanz, den sie schon in ihren Backfischjahren bewundert hatte, schimmerte wie früher durch den spitzen Bart, den er stärker gestutzt hatte wie sonst, vielleicht weil die weißen Fäden, die sein Blauschwarz durchsetzten, in den vier Kriegsjahren ein wenig zahlreicher geworden waren.

Sie hatte ein sorgsam gewähltes Mahl zusammengestellt. Pauter Sachen, von denen sie wußte, daß er sie gerne aß: Karpfen aus den Altstürckower Gewässern, Rebhuhn mit Sauerkraut und einen Auslauf von Pfirsichen. Nur die Weine, die sie reichen lassen wollte, fanden mit Ausnahme von dem alten Vollradser zu den Fischen, nicht seine Billigung. Er wollte etwas Schwereres, Aufpeitschendes haben. Burgunder zum Braten, und zur süßen Speise französischen Champagner. Es sollte ein kleines Festmahl sein, mit allem, was dazu gehört.

„Du hättest dich ein wenig anders anziehen können,“ meinte er, den prüfenden Blick über ihre Gestalt dahingleiten lassend, „nicht dies dunkle, eintönige Kleid, son-

bern etwas Vehaftes. Du pflegst doch sonst immer das Rechte zu wählen.“

„Es erschien mir diesmal auch das Richtige,“ gab sie zurück, „diese furchtbare Zeit —“

„Erfordert, daß wir sie verachten und ihren pöbelhaften Auswüchsen zum Troste bleiben, was wir sind: Edelleute, die von ihrer Art und Gewohnheit um keinen Zoll abweichen. Als es noch etwas gab, was man die „Sache“ nennen konnte, etwas Großes und Heiliges, ein Vaterland, wenn du so willst, da haben wir ihm Opfer gebracht, du und ich — für wen oder für was sollten wir sie heute bringen?“

„Dieser trübe Novembertag ließ mich unwillkürlich das entsprechende Gewand wählen.“

„Und daß ich an ihm heimkehrte, nach vier schweren Kriegsjahren, in denen ich wahrhaftig an alles andere eher als an mein armseliges Leben dachte, gesund und unverfehrt heimkehrte —“

„Du hast recht, Onkel Wolf,“ unterbrach sie ihn mit aufleuchtenden Augen, „verzeih, daß ich daran nicht zu allererst dachte. Entschuldige mich für wenige Minuten. Es ist noch nicht angerichtet, und ich werde mich beeilen.“

Als sie nach kaum einer Viertelstunde wiederkam, hatte sie ein mattgrünes Seidenkleid angetan, und von dem freigelassenen Halse hing wie ein großer schimmernder Taupfen ein kostbarer Brillant herab. Er stutzte, wollte ihr ein Wort der Anerkennung und Bewunderung sagen, aber es wollte ihm nicht von den Lippen.

Das war das Kind nicht mehr, das er hier in diesen Räumen hatte groß werden sehen, das wilde Mädchen war es nicht, mit dem er zu Pferde dem Fuchs nachgejagt war; das zu seiner Reife erblühte Weib war es voller unaussprechlicher Reize und lockender Holdseligkeit.

Noch immer war jenes Herbverschlossene in ihrer

Gestalt, aber auch aus dieser Verslossenheit leuchtete ihm warm und weich ein Strahl der erwachten Weiblichkeit entgegen.

Es war ja auch kein Wunder: über fünf Jahre waren es her, daß er sie nicht gesehen hatte, die hatten ihr stilles Zauberwerk an diesem Mädchen verrichtet, hatten es inmitten aller Not und Schwere der Zeit zur Frucht voller Reife und Schönheit heranwachsen lassen.

Er ließ sie von seinem Erstaunen nicht das Feinste merken, er durfte die Unbefangenheit nicht stören, die von jeher zwischen ihnen geherrscht. So plauderte er in seiner gewohnten Weise, alles Trübe und Verstimmte an der festlich gedeckten Tafel von sich weisend und nur dem Augenblicke sein Recht lassend, von lauter frohen Dingen, erzählte kleine scherzhafte Geschichten und machte seine welterfahrenen, immer in Humor gekleideten Anmerkungen, die sie von jeher so gerne von ihm gehört hatte.

Nur vom Kriege sprach er mit keiner Silbe, nicht ein einziges Wort von dem, was er dort getan oder erlebt hatte, kam aus seinem Munde. Und als sie einmal eine Frage danach tat, lenkte er ab und gab dem Gespräch eine andere, harmlose Wendung.

Tautlos trug der neue Diener, der erst seit einigen Wochen seine Stellung angetreten, die Schüsseln auf, lautlos schenkte er die Weine. Man hörte weder seinen Schritt noch irgendeine Bewegung von ihm. Wie ein Schatten glitt er durch das Zimmer.

Die vorzüglich bereiteten Speisen, die feurigen Weine taten das ihre. Indessen da draußen der Novembersturm um das alte Herrenhaus seine wilden Pieder sang, der stärker gewordene Regen, dem sich dann und wann einige Hagelschauer zugesellten, gegen die geschlossenen Rollvorhänge der Fenster prasselte und das große Elend durch die entfesselte Welt zog, sahen die Beiden im warm erleuchteten Zimmer an der blumenduftenden Tafel, sprachen von vergangenen

Zeiten und ließen die Stunden, unbekümmert um alles, was da war und kommen würde, sorglos dahingleiten.

Nachdem sie die Mahlzeit mit aller Gemächlichkeit beendet, begaben sie sich, wie sie es früher auch getan, in das Herrenzimmer.

Sie hatten beide denselben Gedanken, als sie dies Zimmer betraten, in dem jeder Sessel, jeder Winkel von Erinnerungen sprach, in dem alles beim alten geblieben und selbst der antike lederüberzogene Armstuhl, in dem der Heimgegangene Abend für Abend gegessen, an seiner gewohnten Stelle stand.

Aber sie gaben diesen Gedanken keinen Ausdruck. Alles Trübe, Traurige sollte heute beiseite gelassen werden; es war wie eine gegenseitige schweigende Verabredung.

Eins jedoch entging Inge nicht: Daß über Onkel Wolf von dem Augenblick an, wo sie dies Zimmer betreten hatten, eine Unruhe gekommen war, die aus seinem ganzen Wesen sprach. Wohl plauderte und erzählte er auch hier in derselben angeregten Weise, wie vorhin bei Tische. Aber mitten im Gespräche stand er vom Stuhl auf, durchmaß mit schnellen Schritten das Zimmer, setzte sich für eine kurze Zeit wieder und begann seine Wanderungen von neuem.

„Was ist das denn für ein neuer Diener, der da bei Tisch aufwartete?“ fragte er, ein eben begonnenes Gespräch abbrechend.

„Ich kenne ihn noch wenig. Er ist erst seit vierzehn Tagen hier. Aber ich finde, daß er seine Sache gut macht. Er ist gewandt, weiß mit allen Dingen Bescheid und spricht kein überflüssiges Wort. Bei Tisch ist er geradezu lautlos.“

„Beinahe zu lautlos.“

„Wie meinst du das?“

„In meiner nächsten Umgebung, besonders bei Tisch, mag ich gern frische Menschen um mich sehen, mit offenen Zügen und freiem Blick. Wie heißt er denn?“

„Ich weiß es nicht. Wir nennen ihn, wie den vorigen, Johann.“

Die Zeit schritt vor. Er aber machte nicht die geringste Anstalt aufzubrechen, ließ noch eine zweite Flasche von dem französischen Sekt kommen und füllte die Kelche bis oben an.

„Wunderbar, daß wir beide heute wieder so zusammensitzen, als wären die Jahre ein Nichts gewesen,“ sagte er; „wir beide nun ganz allein — und nur der Dritte fehlt.“

„Der Dritte?“ fragte sie, und ein bleicher Schatten glitt über ihr bis dahin blühendes Antlitz.

Aber er hatte etwas anderes gemeint. „Nun ja — Gunther!“ sagte er. „Wo, zum Teufel, mag der Junge stecken? Reicht wird er es nicht gehabt haben!“

Sie erschrak. Den ganzen Abend über hatte sie nicht ein einziges Mal an Gunther gedacht, so viel sich auch sonst ihre Gedanken und Sorgen mit ihm beschäftigt hatten.

„Hast du ihn öfter gesehen?“ fragte sie.

„Ich habe ihn mehrere Male besuchen können. Unsere Regimenter lagen nicht weit voneinander. Er ist da draußen ein anderer geworden. Männlicher und härter. Und das freut mich. Denn es war zu viel Weichheit in ihm. Die darf man sich in diesem Leben nicht gestatten.“

„Wann sahst du ihn zum letzten Male?“

„Erst kurz vor Ausbruch . . .“

Er konnte das Wort nicht über die Lippen bringen, seine Brauen zogen sich zusammen, sein Gesicht verfärbte sich. „Hol sie der Teufel, diese . . . Verzeih mir, Inge! Es bringt mich jedesmal zur Raserei. Aber laß uns den Abend nicht mit einem Mißklang beschließen. Dazu war er zu schön. Ich trinke auf dein Wohl, Inge. Und morgen satteln wir die Pferde und reiten trotz Sturm und Hagel weit hinaus ins Land, wie in den alten schönen Zeiten. Du reitest jetzt den Suchs

mit der weißen Blöße, der damals noch in der Koppel war, und von dem ich dir gleich sagte, er würde mal das rechte Reitpferd für dich werden. Nun gut, dann nehme ich den Jaromir, den schwarzen Hengst. Er ist nicht mehr jung. Aber er hat Feuer in den Adern. Wir passen zueinander.“

Und sie machten am nächsten Morgen den Spazierritt, wie sie ihn am Abend verabredet hatten: Inge auf dem zierlich gebauten Fuchs mit der großen weißen Blöße und den weißen Fesseln, Graf Wolf auf dem Jaromir, der schon zwölf Jahre zählte, aber nur von einem Reiter ersten Ranges geritten werden durfte.

Regen und Sturm hatten sich gelegt. Wie eine durchgoldete Glocke hing der Himmel über der Welt der Vergänglichkeit. Eine helle Sonne schien mit weicher Schwermut über leere Felder, äugte durch kahle Bäume und strich mit glühenden Händen über das Meer von bronzeleuchtenden Blättern auf dem Waldboden, in dem die stampfenden Hufe versanken.

Auf den weiten Felderstrecken ließen sie den Pferden freien Lauf. Dann stoben sie dahin, einer immer ausgreifender, übermütiger als der andere, daß man nichts mehr sah und hörte und einem zumute war, als würde man von großen, weichen Armen durch die Lüfte geschaukelt. Es gibt nichts Schöneres, als den Galopp über freie Felder auf federndem Pferde, nichts, was Kopf und Herz gründlicher von überflüssigen Gedanken und Sorgen säubert.

„Wird es nicht zuviel?“ fragte er wohl dann und wann, indem er den feurigen Rappen mit einem Ruck parierte.

Aber sie schüttelte nur den Kopf und lachte: „Herrlich ist es, Onkel Wolf, ganz herrlich! Wie lange habe ich das nicht gehabt — und wie habe ich mich danach gefehnt!“

Dann war sie sein mildes Mädchen wieder wie in früheren Jahren, da sie noch nach Herrenweise mit ihm auf dem Schimmel Sogosch ritt; das rechte warmblütige Kind der Natur war sie ihm, der Scholle entsprossen, über die sie in leuchtender Luft dahinjagte, mit ihr verwurzelt und verwachsen wie mit dem Pferde, auf dem sie wie eine Amazone saß.

Dann war auch das Alte wieder zwischen ihnen, das Unbefangene, Ungezwungene, das sich gestern abend trotz aller Versuche nicht ganz einstellen wollte.

So gingen die Tage in Altstürckow dahin. Einer nach dem anderen, im ungebundenen Leben mit der Natur, in Ritten durch die Felder und Wälder, in Fahrten in die Wirtschaft auf dem zweifelhigen Dogcart, in nie ruhender Arbeit draußen und drinnen.

Nun merkte man auch wieder auf dem Gute die starke Herrnhand, die sich trotz aller Wirrnisse der Zeit und mancher Versuche, das Szepter nicht entreißen ließ, sondern es fest und unbeugsam hielt; manchmal vielleicht zu fest, denn die umwälzenden Ereignisse da draußen waren auch auf die abgelegene Stille Altstürckows nicht ohne Einfluß geblieben, und an einem Morgen, als sie beide beim Frühstück saßen, ließ sich eine Abordnung der Arbeiter melden.

Graf Wolf empfing sie in seinem Herrenzimmer.

„Was wollten die Leute?“ fragte Inge, als sie auf dem Dogcart in die Wirtschaft fuhren.

„Sie stellten einige Forderungen, wie sie jetzt an der Tagesordnung sind, und wie sie sie auch auf den Nachbargütern durchgesetzt haben.“

„Du wirst sie gewähren?“

„Ich werde sie mir überlegen. Was recht und billig ist, soll jedem werden. So habe ich's im Felde gehalten und bin damit am weitesten gekommen.“

Eine Weile schwieg sie.

„Du solltest vielleicht ein wenig nachgiebiger gegen die Leute sein, Onkel Wolf“, sagte sie dann zaghaft,

denn es war das erstemal, daß sie ihm einen Rat zu geben wagte.

Er sah sie an und lächelte. „Sieh da, mein kleines Mädchen! Wir sind doch sonst schneidiger und tapferer gewesen. Aber ich weiß es wohl, der alte Klausmann . . . ja, ja, er ist brav und tüchtig — aber ein altes Weib ist er auch!“

„Die Zeiten haben sich geändert —“

„Mögen sie sich ändern, wie sie wollen, und umstürzen, was sie können. Eins werden sie nie abschaffen: den Herrn und den Knecht. Das liegt nun einmal in der Natur beschlossen, und gegen die Natur kann niemand an, kein einzelner und kein Volk. Es gibt im Grunde nur zwei Klassen von Menschen. Die einen sind geboren zum Herrschen, die anderen, sich beherrschen zu lassen. Ich bin zum Herrschen geboren. Darum werde ich herrschen, so lange ich lebe.“

„Ja“, sagte sie, indem ihn ihr klares Auge mit einem kurzen Blicke streifte, „du bist zum Herrschen geboren. Das ist wahr, und du wirst nie gegen dich selber ankönnen — selbst wenn du dir damit eines Tages das Grab graben solltest.“

Sie hatte es nicht sagen wollen, es war ihr unwillkürlich über die Lippen gekommen. Er zog die Zügel an, langsam fuhr das Dogcart über den holprigen Acker.

„Oho, meine liebe Kleine, bist du schon so weit? Ich noch nicht. Wer Gefahren fürchtet, gräbt sich sein Grab; nicht wer sie verachtet. Glaube mir, in einer Zeit wie dieser wird nur der sich behaupten, der fest und furchtlos seinen Mann steht, der bleibt, was er ist, weil er gar nicht anders kann. Nur der Herr macht Eindruck auf den Knecht, nicht wer sich aus Furcht und feigem Zugeständnis auf seine Stufe hinunterbegibt. Ich las heute morgen erst von einem Großgrundbesitzer, gar nicht weit von hier, der seine Peute mit der größten Güte und Freundlichkeit behandelt hatte, und den

ste niederschlugen, weil er sich einer Forderung von ihnen widersetzte. Freilich gegen die rohe Gewalt kann niemand. Aber sie deshalb fürchten? Den Tod gar fürchten, dem man im Felde tausendmal ins Antlitz gesehen? Das stünde einem Grafen Trockau wohl wenig an. Und schließlich, wenn es geschieht — wer verlöre etwas, wen ginge es überhaupt an?“

Ein ernster Zug war plötzlich in seinem Antlitz, hart und scharf sprang die Falte zwischen Augen und Nasenwurzel hervor.

„Höchstens den Jungen, den Gunther . . . weiß Gott, daß man immer noch nichts von ihm hört!“

Eine fühlbare Angst klang aus den letzten Worten.

„Nur Gunther — — nur deinen Jungen? Und ich, Onkel Wolf . . . dein kleines, wildes Mädchen?“ —

Etwas Unsagbares war in ihrem Blick, der scharf und schalkhaft und bittend zugleich zu ihm empor stieg; nur für eine kurze Weile, dann senkte er sich schnell auf den Federerschlag des Dogcart.

„Ja, du . . . du vielleicht . . . mir beide gehören ja so ein bißchen zusammen. Du bist meines Vaters Tochter . . . das Einzige, das Beste, was mir von ihm geblieben.“

Da hob sich ihr Auge hell und frei ihm entgegen.

„Das war nett und gut von dir, Onkel Wolf, daß du mir das einmal gesagt hast. Ich danke dir.“

Ihre Hand streckte sich ihm auf dem Federerschlag entgegen. Aber eine kurze Sekunde nur hielt er sie in der seinen, dann entzog er sie ihr.

„Und schließlich . . . ist der Tod die Sühne.“

Ganz leise hatte er das gesagt, mehr zu sich selbst als zu ihr. Aber sie hatte es wohl gehört.

„Die Sühne, Onkel Wolf? Der Tod? Ich verstehe nicht, wie du das meinst; erkläre es mir, bittel!“

Aber er antwortete nicht. Hoch hob er die Peitsche und ließ sie mit einem Fußstreich haarscharf über den Rücken des träge gewordenen Pferdes dahinstreichen.

Dies stieg in seinem Geschirr. Die Landstraße war erreicht; in rasender Fahrt flog das leichte Gefährt über sie dahin dem Gute zu.

Als man auf den Hof einbog, fiel ihnen die Gestalt eines Soldaten auf, die an der Tür des Kutschstalles stand.

Uniformen waren jetzt nichts seltenes. Täglich kehrten noch Krieger zurück.

Aber diese — —! Graf Wolf hielt sofort und winkte den Mann an den Wagen heran.

In militärischer Haltung stand er vor dem Grafen. Eine jugendliche Gestalt von tadellosem Wuchse, mit freiem offenen Gesichtsausdruck und treuen, blauen Augen.

„Bizewachtmeister Tor Tehnzen, zu Befehl, Herr Leutnant.“

„Tor Tehnzen!“ rief der Graf freudig überrascht und reichte dem Manne die Hand. „Unser alter Badegunge aus Joppot, nachher, wie ich vernahm, Bursche beim jungen Herrn Grafen, meinem Sohn, und jetzt Bizewachtmeister, stramm und deutsch, wie ich ihn liebe! — Das laß ich mir gefallen, mein Sohn, du hast gut ausgelegt seit damals, und deine Laufbahn hast du auch gemacht. Doch nun —?“

„Bleibe ich beim Herrn Grafen, wo er und solange er mich haben will!“

„Recht, mein Junge, solche Beute tun uns heute not, und ihm nicht zum mindesten. Aber wo ist er? Wo kommt ihr her?“

„Direkt aus Belgien, Herr Leutnant! Haben uns tapfer durchgeschlagen! War oft keine Kleinigkeit. Bin aber dem Herrn Rittmeister nicht von der Seite gewichen.“

„Das glaube ich dir. Aber wo ist er? Ist er noch unterwegs? Ist er schon auf dem Hofe?“

Die Ungeduld, die aus seinen Worten sprach, war kaum noch zu zügeln.

„Dort, Herr Leutnant!“

Und Tor Tehnzen wies mit der Hand auf die Tür des Schlosses, aus der eben Gunther trat, auf das Dogcart zueilte, dem Vater, dessen ganzes Antlitz leuchtete, beide Arme entgegenstreckte und nun mit sichtbarer, aber doch etwas besangener Freude seine Jugendgespielin Inge begrüßte.

Er hatte die Uniform zum Teil abgelegt und trug zu den hohen Reiterstiefeln und Hosen die engan-schmiegende Joppe, und Inge merkte auf den ersten Blick, daß der Vater recht gesehen hatte: er war männlicher und härter geworden. Auch in seinen Augen, die denen des Vaters sehr ähnlich waren, glühte dasselbe, was ihr gleich damals bei diesem aufgefallen war: tiefe Schmach und bitterer Groll über alles, was er in dieser letzten Zeit erlebt und erlitten hatte.

Sie waren eben beide Männer, und beide deutsch, die Grafen Trockau, der Vater wie der Sohn. Deshalb empfanden sie ihres Vaterlandes Schmach und Pein wie die eigene.

Ein etwas anderes Gesicht hatte das Leben in Altstürckow nun doch bekommen. Gunther stürzte sich mit frischer Tatkraft auf seine ländlichen Arbeiten und war seinem Gotte dankbar, daß er ihm ein so reiches Wirkungsfeld zu einer Zeit gegeben, wo die meisten seiner Kameraden, die sich da draußen alle die Jahre hindurch gerade so tapfer geschlagen wie er, nicht wußten, wo sie ihr Haupt hinlegen sollten.

Eines Tages rief er Tor Tehnzen, der inzwischen auch den Soldatenrock mit einem bürgerlichen vertauscht hatte, in sein Zimmer.

„Es freut mich, daß du dich entschlossen hast, jetzt nach dem Kriege bei mir zu bleiben, ich habe es auch nicht anders erwartet und meine, wir beide gehören zusammen. Mein Kammerdiener wirst du nicht mehr sein,

sondern mein Sekretär und Vertrauter, der mir in allen Dingen zur Hand geht.“

„Ich bleibe gern des Herrn Grafen Kammerdiener.“

„Nun gut, so bleibe es dem Namen nach. Alles andere wird sich dann von selbst ergeben. Und nun zu etwas anderem: Ich bedarf, um Altstürckow zur Höhe zu führen, einer wesentlichen Aufbesserung unseres Inventars. Vor allem muß ich trotz der ungeheuerlich gestiegenen Preise eine neue Getreidedreschmaschine und eine Grasmähmaschine anschaffen. Auch ein Heurechen wird nötig sein. Ich habe mich nun an eine mir empfohlene Firma in Danzig gewandt, deren Inhaber mir zwecks näherer Rücksprache seinen persönlichen Besuch in Aussicht gestellt hat.“

„Ich nahm den Brief zu den Akten. Es handelt sich um die Firma Rasmussen & Co., der Herr kündete seinen Besuch für einen dieser Tage an.“

„Ganz recht, der Herr Graf und ich, sowie die Baroneß fahren nun heute — du hast meine Sachen ja wohl herausgelegt und die Koffer gepackt — zur Hochzeit nach Schmerow. Sollte Herr Rasmussen in diesen Tagen kommen, so empfängst du ihn als mein Vertreter und besprichst alles näher mit ihm.“

Noch an demselben Nachmittage, als die gräflichen Herrschaften vor kaum einer Stunde in der alten Glas-kutsche das Gut verlassen hatten, vernahm Tor Tehnzen die Hupe eines Autos und sah gleich darauf einen dunkelblau lackierten Kraftwagen, auf dessen Vordersitz der Führer und ein Begleiter saßen, durch das Hofstor einbiegen.

Der Begleiter sprang ab, öffnete die Tür, war einem noch jungen, in einen kostbaren Persianerpelz gehüllten Herrn beim Absteigen behilflich und überreichte dessen Karte. „Egon Rasmussen, Inhaber der Firma E. Rasmussen & Co., Landwirtschaftliche Maschinen und Geräte,“ stand darauf.

Tor Tehnzen war in die Glasveranda des Hauses getreten, den Besucher zu empfangen.

Kaum aber hatte dieser den Hut gelüftet, kaum ihn mit einem flüchtigen Blicke gestreift, als Tor Tehnzen mitten in der Verneigung, zu der er sich dem vornehmen Gaste gegenüber anstreckte, den Kopf mit einem schnellen Ruck in die Höhe warf und ein unsagbares Erstaunen über seine Züge ging.

„Starg, Menschenkind! Wo kommst du denn her? Und was für ein großer Herr bist du geworden!“

Der andere nahm mit der in braunen Lederhandschuhen steckenden Hand den goldenen Kneifer ab und reichte diese dem ehemaligen Badekameraden leutselig entgegen.

„Freu' mich, dich wiederzuseh'n, Tor Tehnzen, hab' auch nichts dajee, daß mer beim alten ‚du‘ bleibe, möcht dich aber bitte, so'n vertraulich'n Ton nur anzuwenden, wenn mer unter uns beid sin.“

„Wir können es ja auch ebensogut lassen“, erwiderte Tor Tehnzen in gekränktem Stolz, „ich sehe vollkommen ein, daß der Inhaber der großen Firma für landwirtschaftliche Maschinen und Geräte, E. Rasmussen & Co., sich mit einem einfachen Kammerdiener nicht gemein machen kann.“

„Na, na, so schlimm war's ja nicht jemeint. Aber ich jeb' zu, ich hab's zu was jbracht, und noch dazu in jungen Jahren. Doch das is de Anfang is, wenn ich so sagen darf, die erste Sproß auf de Veiter, die mich noch was höher führen soll. — Also Kammerdiener sin Se, Herr Tehnzen, auf dieß'm schönen Jut hier? . . . so . . . so . . . na tja . . . s' is tja auch was . . . is tja was.“

Er schmalzte mit den Rippen und wiegte den Kopf auf dem fetten Halse bedächtig hin und her.

„Dann werde Se jetzt woll so freundlich sein, mich Ihrem Herrn zu melde, mein lieber Tehnzen. Er erbat meinen Besuch und erwartet ihn.“

„Der Herr Graf sind über Land gefahren.“

„Über Land jefahre? So . . . so . . . Obwoll ich mich anjemeldet hatte? Aber so find diese hochjebor'nen Herrn. Ich kenn se, kenn se sehr jut. Na, da kann ich ja wieder fahre.“

„Der Herr Graf hat mich mit seiner Vertretung beauftragt und mir Vollmacht gegeben.“

Ein kurzer erstaunter Blick aus den kleinen, listig zwinkernden Augen. Ein Kammerdiener, dem ein Graf Vollmacht für ein Geschäft von vielen Tausenden gab, das konnte kein einfacher Kammerdiener sein. Vielleicht war dieser Tor Tehnzen viel heller, als er ihm eingeschätzt hatte. Bug, sein Freund aus einer vergangenen Zeit, hatte es immer von ihm behauptet. Jedenfalls mußte er sein Verhalten ein wenig anders einstellen.

„Nu, da kann ich mei Auto woll in de Hall fahre lasse und ableje.“

Er verständigte den Begleiter und entledigte sich seines Pelzes.

„Soll ich diesen Menschen nun wirklich in des Herrn Zimmer bitten? Ihn an seinem Tische sitzen und seinen Wein trinken lassen? Aber es war des Grafen Wille, und ich habe ihm zu entsprechen,“ sagte Tor Tehnzen zu sich selber.

Indessen bearbeitete Herr Egon Rasmussen mit zwei Schildpattaschenbürsten die mit einer glänzenden Pomade an dem starken Schädel festgeklebten Haare und ließ sich, kaum in das Empfangszimmer eingetreten, auf einen der zierlichen, mit mattblauem Damast gepolsterten Stühle nieder. Er trug einen flott geschnittenen Promenadenrock, dazu eine seidene Weste von rot und grau gewirktem Muster, die prallen Schenkel steckten in auffallend gestreiften Beinkleidern, die mit einer scharfen Bügelsalte versehen, auf grünseidene Strümpfe und mit großen, schwarzen Schleifen gezielte Puckschuhe herabfielen.

„Da könne mer woll gleich mit'm Jeschäftliche anfange“, sagte er, nahm aus einer Aktentasche allerlei Muster und Zeichnungen heraus, breitete sie über den

Tisch, entwickelte mit einer Sachkenntnis, die Tor Tehnzen aufs neue in Verwunderung versetzte, die Eigenart der einzelnen, nach den neuesten Erfindungen hergestellten Maschinen, pries mit gespreizten Worten ihre Vorzüge, kramte einen Haufen gedruckter oder mit Maschinenschrift gefertigter Papiere aus der unerschöpflichen Mappe, auf denen die Preisnotierungen standen, und versicherte ein über das andere Mal, daß er selbstverständlich dem Herrn Grafen bis zum Äußersten entgegenkommen würde, zumal er ja sein alter Kunde vom Zoppoter Südbade wäre. Freilich möchte er Tor Tehnzen sehr bitten, diese Angelegenheit vorsichtig zu behandeln. Er spräche nicht gerne von seiner Vergangenheit, hätte diese ja auch vermöge seines Geschickes und seiner Tüchtigkeit so vollkommen überwunden, daß sie aus seinem Dasein so gut wie ausgelöscht wäre. Das wäre ja gerade die Errungenschaft der neuen Zeit, daß sie dem Tüchtigen freie Bahn schüße.

Tor Tehnzen hörte diesem kaum unterbrochenen Redeschwall, aus dem der alte Ton der Badeszeit dann und wann in unverfälschter Weise hervorkam, mit einem Gemisch von Widerwillen und stiller Belustigung zu. Er stellte Zigarren auf den Tisch und goß den Wein in die Gläser, dessen Güte Herr Rasmussen mit schmatzenden Lippen anerkannte.

„Dann müssen Sie ja unendlich viel Geld verdient haben!“

„Verdient? Aufjenomme hab' ichts, mei Pieber. Nur aufjenomme. 's lacht ja auf de Straß. Man brauchte nur zuzureise.“

„Wohl nicht für jedermann.“

„Nee, natürlich nur für den, der Ooje hatte zum Sehn und Händ zum Zupacke.“

„Aber die meisten waren doch im Kriege, da konnten sie keine Geschäfte machen.“

„Oh — man konnt auch im Krieck Jeschäft mache un Jeld verdiane, sehr viel Jeld.“

„Nun ja, wer zu diesem Zwecke in den Krieg zog und hinter der Front sein Schäfchen ins Trockene brachte, während die anderen ihr Herzblut gaben — Sie waren nicht im Felde?“ brach er ab, um die aufsteigende Empörung zu zügeln.

Ein geringschätziges Pächeln spielte um Stagens breiten Mund.

„Gewiß, ich war auch im Felde,“ entgegnete er, „aber nur für kurze Zeit. Da kam ich zur Erkenntnis, daß mer de Sach nicht lach und zog mich zurück.“

„Dieß man Sie denn gehen?“

Ein blinzeln der Blick aus den mausgrauen Augen. Der Wein, dem Herr Rasmussen sehr eifrig zusprach, hatte das Band seiner Zunge gelöst, er war redselig und guter Dinge geworden.

„Das will ich dir — siehste, da fall ich doch wieder in 'n alten Ton von unsre Jüngendbekanntschaft, 's is woll 's Nicht'je. Daß uns Du zu 'nander sage“, fuhr er gönnerhaft fort, „ich bin wieder de Stag und du de Tor, wie damals, als wir den olln Badinspekter mit de wippende Jang — wie hieß er doch noch . . . richtig, Ohnesorj, der sich auf sein Kluckheit so viel einbildete, und doch nur 'n großer Döskopp war, so manches Schnippche schluj'n . . . vor de and're brauchte wir 's ja nicht zu zeije. Aber so unter uns is's behaglicher.“

Tor Tehnzen hatte wenig Neigung, das alte vertrauliche Verhältnis wieder herzustellen, aber da ein so großgewordener Mann es ihm anbot, wagte er nicht, abzulehnen.

„Nu fehlt nur noch der Bug,“ fuhr Stag fort.

„Wovon lebt denn der?“

„Nu, er macht sei Jeschäftche, wie jeder Mänsch heut sein Geschäftche macht. Der Bug hört 's Jras wachse. 's is einer von de janz Hellen und hat's zu was gebracht. Du würdest ihn nicht wieder erkennen. Wir hab'n öfter jeschäftlich mit 'nander zu tun —; aber du könntst mir noch 'ne von de Zjarre jebe. Dein

Jras is 'n Kenner, und du fährst jewiß ooch nicht schlecht dabei.“ Und in anderm Tonfall fuhr er fort: „De bist natürlich drausse gewesen . . . von Anfang bis zu End . . . zuers als Bursch deines Herrn Jrasen, nachher biste hübschruffjerückt, vielleicht Offizierstellvertreter jeworde —“

„Wizewachtmeister,“ verbesserte der andere.

„Na tja, 's is ja auch was“, sagte Stag, indem er sich in seinen Stuhl zurücklehnte. „Un nu glaubste wunder was jetan zu ha'n und kommst dir jewaltig jroß vor jejen unser Einen, der de Nas bald jenuch voll bekomme hat. Aber ich fraj dich: Was for en Zweck hat das alles nu jehabt? Für wen haste dich jeschunde, dich in Schützenräbe und elende Unterschlupf Tag und Nacht verjrahe, deine Haut zu Markt jetrage, dich verwunde und uff 'n Haar totschieße lasse? Für dies aus'm lezte Poch pfeifende, erbärmliche Vaterland?“

Da stand Tor Tehnzen auf. Heiß schwoll die Ader auf seiner hellen Stirn an, und seine blauen Augen blühten.

„Schmäh Deutschland nicht! Du hast am allerwenigsten das Recht dazu. Es ist kein erbärmliches Land, das aus dem lezten Poch pfeift, wie du es zu nennen wagtest, es ist krank, sehr krank vielleicht; aber es wird wieder gesund werden und auferstehen zu neuer Kraft und Größe.“

Stag wurde bei diesem unerwarteten Zornesausbruch höchst unbehaglich zu Mute.

„Nu tja, meintweje“, lenkte er ein, „ich will 's wünschje, von janzem Herze wünschje. Aber warum regste dich so unnötig auf? Bleib doch jemütlich. Ich will dir hübsche Jeschichte erzähle . . . von de schwarze Miez, de kleene Zijeunerin aus'm Nordbad, und de blonde Käth, die dir damals so jut jesiel, weißte noch, als wir mein Jeburtsdach uff'm Bergschlöschche feiert'n, und du ja nicht von ihre Seite jingst?“

Da vergaß Tor Tehnzen seinen Zorn und Unwillen. Denn an die blonde Käthe hatte er noch oft

gedacht, und um sein Leben gern wollte er von ihr etwas hören.

„Hast du sie wiedergesehen?“ fragte er.

„Alle beid', mehr als ei'mal.“

„Was ist aus ihnen geworden?“

„Hm . . . all's mögliche. De schwarze Miez bekam 'ne Stelle als Sekretärin in so 'ne Kriegesjesellschaft, mit deren Inhaber se anbändelte. Aber du kennst se ja, zu nah ließ se sich nie komme. Als de junge Sant keene Anstalten machte, sie zu heirate, gab se ihm 'n Pauspaf. Sie erzählt 's mir, als ich 'e mal zu 'ner Theateraufführung einlud, wir ahen zusammen in 'nem piknoblen Pokal; sie ließ sich 'n schönen Schmuck von mir schenke, weiter war's auch nichts.“

„Und die andere . . . die Käthe?“

„Tja . . . die Käthe. Na, nu paf mal uff.“

Ein breites Lächeln spielte über seine wulstigen Lippen, und die fetten Hände mit den polierten Nägeln spielten wohlgefällig mit der schweren goldenen Uhrkette.

„Also, wie ich schon sagte: Zuerst war ich an der Front. Ein's Tags bekam ich 'n Schrapnellschuß, 's war keine leichte Sach', ich lag über acht Wochen in 'm Lazarett. Man hatte mich schon uffjebe. Ich wußt von nichts. Da, als ich 'mal von so 'ne Ohnmacht erwacht, beugt sich 'n weiblich's Gesicht über mich, und die Stimm, die mir tröstende Worte zuflüsterte, war so lieb und jut, daß ich se noch heut oft im Schlaf hör. Und weißt du, wer das war? De blonde Käth aus dem Nordbad!“

Als er das sagte, empfand Tor Tehnzen einen schmerzenden Stich durch sein Herz, als hätte eine plumpe Hand ein Bild zertrümmert, das er aus seinen Kinderjahren rein und heilig in der Seele getragen, das er im Geist so manches Mal da draußen im heißen Wogen und Toben des Kampfes gesehen, und das nun mit einemmal entweicht und mit etwas Unsauberem, Unreinem in Berührung getreten war.

„Sie war Rotkreuzschwester jeworde un in 'n Feldlazarett jekomme. Was soll ich dir saje? Sie pflegte mich mit 'ne Treu, daß mir trotz meine Schmerze janz woll in 'm Lazarett war und ich schneller jenas, als es mir eijentlich lieb war. Un hübsch war se jeworden! Zum Anbeihen, das kannst mir jlaube. Und de Schwestertracht stand ihr — wie de Madonn' in de Waldkapell in Oliva sah se aus.“

„Nun erzähle weiter von dir!“ sagte Tor Tehnzen unvermittelt heftig.

„Von mir — na tja, das wird nu 'ne janz feine Sach, von der du manches lernen könnst, wenn solch Utepiste, so sagt man doch woll, wie du, überhaupt noch belernbar is. Als ich unter der Pflege der reizenden Schwester Käthe — na, was machst du denn vor'n Jesicht? Du brauchst dir wirklich nichts dabei zu denke, sowas jibts bei ihr nich, nich in de Samäng. Also: als ich wieder jesund war, da hatt' ich de Näs voll vom Kriech . . . nich zu knapp —“

„Aber du wurdest doch wieder kriegsfähig?“

„Natürlich, so'n Idiot von Arzt, der mer nie jrün war, schrieb mich k. v. Aber nu war ich helle jeworden. Und nu mach dein Ohren auf, nu wirst de merke, daß ich nich so janz von jestern bin. Ich kam also um 'nen Erholungsurlaub ein. Den benutz ich, 'ne G. m. b. H. zu jründen.“

„Eine G. m. b. H.? Wie machtest du das denn?“

„Janz einfach. Ich ließ se mit ein Sünstel des Kapitals eintraje.“

„Aber du hattest doch gar kein Kapital.“

„Nicht en Dittche. Das war ja jrade 's Kunststück.“

„Wer gehörte denn zu dieser G. m. b. H.?“

„Ich.“

„Und wer noch?“

„Keener. Ich setzt zwei Strohmänneken als Inhaber ein, und mich selber macht ich zum Jeschäftsführer.“

„Und nun?“

„Na, nu wies ich de Militärbehörd nach, daß diese beiden vom Handelsgericht anerkannten Männeken im Feld stünden und ich als de Jeschäftsführer unabkömmlich wär.“

„Aber sie waren doch gar nicht im Felde —“

„Wer sagt dir das? 's war'n doch viel Männer im Feld, warum sollt'n sie 's nicht ooch jewese sin?“

„Aber es gab sie doch gar nicht!“

„Aee, hier nicht, se warn äbe draußen.“

„Und du kanntest sie doch gar nicht?“

„Wozu sollt' ich se auch kennen? Das is ja irad der Wit. Jedenfalls würd nach langem Hin und Her meine Reklamation als bejründet erachtet, und da meine Wund' ooch noch nicht ausjeheilt war und ich von 'm andren Arzt nur als g. v. jeschriebe würd, jab man mich als unabkömmlich frei.“

Heiß stieg das Blut in Tor Tehnzens Antlitz empor; aber noch meisterte er den aufsteigenden Grimm, und der andere erzählte in seiner großpredigerischen Weise weiter:

„So'n groß Unternehmen von maschinellen Einrichtungen war auf mich und meine G. m. b. H., die ich in allen Sachblättern anzeigte, aufmerksam jeworde und wollt sich 'n solch Vicht woll nicht entjehe lasse. Ich würd mit Jeschäftsanteil ihr zweiter Direkter. Als se aber sah'n, daß se sich bekaust hatte, machte sie de jrößten Anstrenge, mich wieder los zu werde. Ich ließ se lang zappeln und sträubt mich. Schließlich verstande se sich zu 'ne Abfindungssumm von hunderttausend Märker. Na, die reichte irad, mir 'n paar landwirtschaftliche Maschinen zu koose, die damals noch nicht hoch im Preise standen. Ich schlug sie mit jroßem Jewinn los, kauft mir um so mehrere neue, die ich mit noch jrößrem Vorteil an de Mann bracht. Und da ich so pö a pö 'n janz hübsch Pajer zusammen hatt und in richt'jer Berechnung wenich verkooste, um erst de rapid steigende

Preis abzuwarte, so bin ich heut der Inhaber 'ner jroßen Firm und verdien recht viel Feld. Is das nicht 'ne spaß'je Sach? Was? He . . . he.“

Er stieß ein meckerndes Gachen aus und sah mit einem triumphierenden Blicke zu Tor Tehnzen hinüber.

Der stand auf, ging ans Fenster und öffnete beide Flügel, ganz weit, daß die kalte Winterluft scharf und schneidend in das Zimmer drang.

„Was machste denn da, Mänsch? Das zucht ja janz ekelhaft!“ rief Stag voller Unwille und zog den Rockkragen in die Höhe.

„Die Luft ist schlecht und verpestet hier. Ich muß frische hereinlassen.“

„Biste so empfindlich?“ gab Stag ungerührt zurück.

Da fühlte Tor Tehnzen, daß er deutlicher werden mußte.

„Darf ich jetzt dein Auto bestellen?“ fragte er.

Nun ging dem anderen ein Vicht auf. Früher, als er als Geschäftsreisender handelnd und vagabundierend von Hof zu Hof wanderte, war ihm derartiges öfter zugestoßen. Er war es allmählich gewöhnt worden und hatte sich nichts mehr daraus gemacht. Aber jetzt —

„Du spielst 'ne komisch Roll hier, mei Vieber, als Kammerdiener! Aber das kommt davon, wenn man sich mit Mänschen einläßt, die so weit unter 'm stehn.“

Er hatte, während er diese wohlüberlegten Worte mit unsicherer, vor innerer Wut bebender Stimme hervorbrachte, seine noch auf dem Tische ausgebreiteten Zeichnungen und Papiere mit schneller Hand zusammengefaßt, hüllte sich mit Hilfe des dienstbereit herbeigeeilten Begleiters in seinen Persianerpelz und fuhr, in den Federpolstern seines stolzen Gefährtes versinkend, von dannen, ohne den ehemaligen Genossen eines Grufes zu würdigen.

„Schreibe Herrn Rasmussen, daß wir auf sein Anerbieten verzichten,“ sagte Gunther, als er von seiner Reise zurückgekehrt war und von Tor Tehnzen den Bericht über den Besuch des ehemaligen Badesungen Star vernommen hatte. „Er war ja schon im Nordbad bei der Vergebung der Zellen ein Meister der Schiebekunst. Mit Beuten dieses Schlages will ich nichts zu tun haben.“

„Aber die Maschinen, die Sie notwendig brauchen, Herr Graf?“

„Ich werde morgen nach Danzig fahren. Ich wollte sowieso wieder einmal hin. Vielleicht reise ich auch nach Königsberg, wenn ich in Danzig nichts Passendes finden sollte. Jedenfalls kannst du meinen Koffer auf gut acht Tage packen.“

Über Tor Tehnzens Antlitz glitt ein Schatten.

Eben war er zurückgekehrt, morgen wollte er wieder fort, und wenigstens auf acht Tage! Solch eine Eile hatte diese Maschinenangelegenheit doch nun wahrhaftig nicht. Woher diese Unruhe, die ihn, den so lange Jahre im Kriege herumgeworfenen, nun auch hier auf dem schönen Gute unter den angenehmsten Verhältnissen nicht sehhaft werden ließ? Waren seine Nerven so mitgenommen, daß sie die Ruhe des Landes nicht gut vertragen konnten?

Oder war es etwas anderes?

Gunther war abgereist. Das Leben in Altstürckow ging seinen gewohnten Gang.

Da wurde seine Behaglichkeit auf unfreundliche Weise gestört.

Bewaffnete Horden von außerhalb waren eines Tages aufgetaucht, machten die Gegend unsicher und hielten sie in wachsender Furcht.

Ihr Haupttrick bestand darin, daß sie Wagen auf der Landstraße, plötzlich aus dem Hinterhalt auftauchend,

mit vorgehaltenem Revolver überfielen und die erschreckten Insassen vollständig ausplünderten. Vor kurzem hatten sie sogar einen Gutsbesitzer auf einem Ritte durch einen einsamen Wald überfallen, ihn ausgeraubt und ihm das Pferd mit Sattelzeug fortgeführt. Einen anderen, der von seinem Wagen aus Widerstand geleistet, hatten sie niedergeschossen. Mit jedem Tage mehrten sich diese Schreckensboischaften und setzten die Einwohnerschaft nah und fern in Bestürzung.

„Wir werden unsere gewohnten Spaziergänge aufgeben müssen, sie jedenfalls nicht mehr bis in die Wälder und in allerlei einsame Gegenden ausdehnen dürfen“, sagte Inge zum Grafen, „es genügt auch, wenn wir in die Wirtschaft reiten, besonders jetzt, wo Gunther fort ist.“

Er lächelte. „Sieh, sieh! Wird auch mein schneidiges Mädchen schon von Angst geplagt? Dann allerdings möchte das Lumpengesindel gewonnenes Spiel haben. Hast du dich schon je gefürchtet, wenn ich bei dir war? Nie. Auch damals nicht, als wir beide auf der Schlittensfahrt in den Pessentiner Wäldern von dem unglaublichen Schneesturm überrascht wurden, nicht aus noch ein wußten und Stunden lang in der Nacht umhertrieben? Weißt du noch?“

Ob sie es wußte! Sie war ein Mädchen von vierzehn Jahren, er hatte sie auf eine weite Fahrt zu einem Bekannten mitgenommen, und auf der Rückfahrt, als es bereits Abend geworden war, hatte der Schneesturm mit ungeahnter Gewalt eingeseht.

„Du rücktest ganz dicht an mich heran, bargst deinen Mädchenkopf an meinen Pelz und sagtest: Onkel Wolf, du bist ja da! Was soll uns da zustoßen?“

„Ja . . . so sagte ich.“

„Als du ein Kind warst, glaubtest du an mich, fest und unverbrüchlich, ich möchte beinahe sagen: wie an den lieben Gott!“

„Wer sagt dir denn, daß ich heute nicht an dich glaube?“

„Du wolltest nicht mit mir durch den Wald reiten.“

„Ich will, Onkel Wolf! Ich war einen Augenblick feige. Es wird nicht wieder vorkommen.“

„Gut, mein Mädchen, wir verstehen uns schon. Ich werde satteln lassen.“

Sie ritten zuerst in die Wirtschaft und in das Dorf.

Graf Wolf redete heute mit vielen der Leute eindringlicher und länger, als er es sonst tat. Einige ließ er aus den Scheunen und Häusern kommen, in denen sie gerade beschäftigt waren, andere, die draußen tätig waren, rief er von der Arbeit fort an sein Pferd. Inge, die in einiger Entfernung hielt, konnte nichts von dem verstehen, was er mit den Leuten besprach. Sie merkte aber, daß es sich um wichtige Dinge handeln mußte.

„Du mußt entschuldigen, daß ich dich heute mehrere Male warten ließ“, sagte er, als sie das Dorf verlassen und sich auf der Landstraße in kurzen Trab gesetzt hatten, „es bereiten sich aber Dinge vor, die mir am Herzen liegen, und die keinen Aufschub vertragen.“

„Was hast du vor, Onkel Wolf?“

„Ich will die Leute organisieren. Die Zeit des gemächlichen Zusehens und ruhigen Schlendrians ist vorüber. Wachen wir nicht endlich auf und tun das Unsrige, so wird man uns das Fell bald über die Ohren gezogen haben. Ich suche mir unter den Leuten die besten und zuverlässigsten aus, gebe ihnen Waffen und schließe sie zu einer Ortswehr zusammen. Nur so haben wir Aussicht, dem immer frecher werdenden Gesindel die Stirne zu bieten.“

„Das alles hast du ganz im geheimen getan und mir nicht ein Wort davon gesagt?“

„Du solltest es erfahren, wenn es Tat geworden war. Was für einen Zweck hätte es, früher davon zu reden?“

Sie waren in den Wald gelangt.

Tiefes Schweigen umgab sie. Hart zu beiden Seiten des Weges, den sie ritten, standen die Tannen wie eine dichte, schwarze Mauer. Gradeaus leuchteten schneebedeckte Felder in einem bläulichen Schimmer, eine stille Traurigkeit lastete über alledem. Vom Himmel herab hing schweres, dumpfes Gewölk, an dem Stamm einer Buche, die hier und da, dürr und einsam, in der Tannenschonung standen, kletterte und klopfte der Schwarzspecht, dessen wehmütig klagender Ruf eigenartig in die feiernde Winterstimmung paßte. Große, dichte Schneeflocken trieben durch die Luft, erst langsam und leise, dann, als der Wind zuzunehmen begann, schneller und heftiger. Die Wolkenwand da drüben schloß sich fester, einzelne Gebilde lösten sich von ihr und krochen mit ausgestreckten Krallen am Himmel empor. Ab und zu sprang ein hastendes Vicht auf und schob sich zwischen sie.

Die Pferde gingen heute nicht so ruhig wie sonst. Der Fuchs schreckte einigemal mit einer bei ihm ungewohnten Nervosität zusammen, und Graf Wolf mußte seinen schwarzen Hengst scharf im Zügel halten, während er sich mit Inge in seiner leichten, bald ernstern, bald scherzenden Art unterhielt. Aber sie merkte sehr wohl, wie sein Auge ohne Aufhören nach allen Seiten spähte, wie er sich auch ab und zu im Sattel umdrehte und rückwärts sah, indes seine Rechte auf der Tasche ruhte, in der er schußbereit seine Pistole trug.

Indes ereignete sich nichts auf dem Spazierritt, und sie kehrten, nachdem sie die ziemlich großen Waldungen durchquert hatten, auf einem anderen Wege nach Hause zurück.

Dort fand Inge einen Brief von Gunther vor, in dem er ihr mitteilte, daß er in Königsberg einen alten Jugendfreund getroffen und sich entschlossen hätte, mit diesem noch für einige Tage auf sein in der Nähe gelegenes Gut zu fahren.

Der Umsicht und der Energie des Grafen war es gelungen, Ruhe und Ordnung in die unsicheren Verhältnisse der Gegend zu bringen. Die Ortsmehr in Altstürckow war organisiert und Tor Tehnzen an ihre Spitze gestellt. Da die benachbarten Güter dem guten Beispiele gefolgt waren, so konnte man wieder ohne Gefahr auf den Straßen fahren und wandern, die Überfälle und Belästigungen hatten aufgehört. Nur ab und zu hörte man von einigen nächtlichen Einbrüchen in der weiteren Umgebung, in die sich die vertriebenen Banden zurückgezogen zu haben schienen.

Tor Tehnzen riet, in Anbetracht dessen wenigstens in der Nacht noch einige Posten aufzustellen. Davon aber wollte der Graf nichts wissen.

„Ich habe einen sehr leisen Schlaf und höre alles, was auf dem Hofe vorgeht. Und in mein Haus sollten sie mal wagen zu kommen!“

Damit schnitt er alle Einwendungen ab.

Der Verkehr auf den Gütern, der in Folge der schweren Zeit und der herrschenden Unsicherheit eingeschlafen war, begann wieder aufzuleben.

Für einen Abend hatte sich eine befreundete Familie in Altstürckow angesagt, man hatte eine andere dazu gebeten und auch den neuen Kreisarzt, den aufzunehmen, bisher keine Gelegenheit gewesen war.

Inge, die solange keine Gäste bei sich gesehen, nahm sich vor, alles so festlich und schön herzurichten, wie es ihr nur möglich war. Sie tat es besonders gern, weil Gunther seine Rückkehr für diesen Abend angesagt hatte und sie ihm einen frohen Empfang bereiten wollte.

Aber des Morgens fand sie auf dem Frühstückstisch einen Brief von ihm, in dem er mitteilte, daß er sich auf das dringende Zureden seines Freundes entschlossen hätte, mit ihm eine Reise auf das Gut eines Bekannten zu machen, dessen mustergültige Einrichtungen er gerne kennen lernen wollte, und daß sich seine Heimkehr deshalb um einige Tage hinauschieben würde.

Sie hatte sich bis jetzt keine Gedanken über sein langes Fernbleiben gemacht. Nun fing es an sie zu beunruhigen, vor allem, weil sie wußte, wie unangenehm seinem Vater, der sich schon sehr auf seine Rückkehr gefreut hatte, diese neue Verzögerung sein würde.

Der Gang zu ihm wurde ihr nicht leicht. Sie wußte, daß sie ihm keine gute Botschaft brachte.

Aber nach seiner Art ließ er sich wenig merken.

„Ich verstehe den Jungen nicht ganz“, sagte er, nur flüchtig von einigen Briefen aufsehend, in die er sich verließt hatte, „wenn es jetzt auf dem Lande ja auch nicht viel zu tun gibt, so sollten ihn doch alle die Vorgänge hier, über die ich ihm eingehend geschrieben, endlich nach Hause treiben.“

„Er wird deinen Brief bei seinem vielen Umherreisen nicht erhalten haben. Sonst würde er sicher gekommen sein.“

„Nein, es ist etwas anderes. Und gerade das, Inge, macht mir Sorge. Er hat, weiß der Ruckuck, immer noch nicht das rechte Heimatgefühl hier auf Altstürckow, ich habe es gerade jetzt nach dem Kriege öfter beobachtet.“

„Und das wundert dich?“

„Warum sollte es mich nicht wundern?“ fragte er tonlos.

„Darauf soll ich dir antworten, Onkel Wolf? Im Ernste antworten? Du hast mich doch sonst immer so gut verstanden.“

„Du meinst, weil er auf etwas ungewohnte Weise zu diesem Besitze gekommen, weil er nicht der nächste dazu war.“

„Ja, das meinte ich“, erwiderte sie mit einer Herbeheit, wie er sie bisher nie von ihr gehört hatte.

„Und weil ihn nun deine Gegenwart täglich daran erinnert —?“

„Auch das meinte ich, Onkel Wolf.“

Sie merkte, wie ihn ihre Worte bewegten. Sie

wollte den Gegenstand verlassen, wollte ihn auf andere Gedanken bringen, sie vermodete es nicht. Es war das erste Mal, daß diese Sache zwischen ihnen zur Sprache kam, nun mußte sie sie zu Ende führen.

„Ich habe es Gunther schon damals in Zoppot gesagt. Es ist das Einzige, was ich an meinem Vater nicht verstanden, was ich bei ihm nicht für möglich gehalten habe.“

„Das hast du Gunther gesagt?“

„Ja, das habe ich getan.“

Sein Auge blickte über sie hinweg in die Weere.

„Onkel Wolf, willst du mir auf eine offene Frage offene Antwort geben?“

„Soweit ich es vermag, werde ich es tun.“

„Wußtest du um Vaters Testament?“

Einen Augenblick zögerte er.

„Ja“, erwiderte er dann kurz und bestimmt.

„Und du warst mit ihm einverstanden, hast ihm vielleicht zugeredet?“

„Beides.“

„An mich habt ihr also nicht gedacht, auch nicht an meine tiefe Liebe zu Alstürckow!“

„Wir haben an dich gedacht, dein Vater sowohl wie ich. Du warst damals ein Kind — und warst ein Mädchen. Dieses große und schwer zu bewirtschaftende Gut mit allen seinen Vorwerken bedurfte der starken männlichen Hand.“

„Wie könnt ihr dann sagen, daß ihr an mich gedacht habet?“

Etwas Aufklärung heischendes, herausforderndes lag in ihrer Sprache.

„Wir hatten unsere ganz bestimmte Absicht“, sagte er nach einer längeren Pause und leiser als bisher. „Und diese Absicht habe ich heute noch.“

„Und sie wäre?“

„Daß du einmal Gunther die Hand fürs Leben reichtest.“

„Ich kannte diese Absicht“, erwiderte sie, die aufsteigende Erregung niederzwingend, „Gunther äußerte sie mir einmal. Es war auch damals in Zoppot, als wir über den Steg gingen und über diese Dinge sprachen.“

„Und wenn du meinst, daß er sich hier wenig heimisch fühlt, daß er, kaum aus dem Felde zurückgekehrt, wieder auf Reisen geht und immer noch nicht nach Hause zurückkehrt, so glaube ich: dies ist der Grund.“

„Daß ich ihn nicht geheiratet habe?“ fragte sie, die Lippen in bitterem Spotte aufwerfend.

„Daß du ihm nicht die leiseste Aussicht machst, daß du ihm heute noch gerade so kühl und ablehnend gegenüber stehst.“

„Du denkst immer nur an ihn — immer nur an ihn. Das hast du von jeher getan. Er ist der einzige Mensch, den du lieb hast — wir anderen —“

Sie hielt inne, er fühlte, wie schwer sich die Worte aus ihrem Innern rangen.

„Der einzige Mensch?“ wiederholte er, und auch seine Stimme hatte die Sicherheit eingebüßt, mit der er sonst zu sprechen pflegte. „Denke ich nicht zu allererst an dich? Bist du nicht von jeher meine liebe, kleine Freundin, meine gute Kameradin gewesen? Und wenn du meinst, daß ich niemand so lieb habe wie den Jungen, ja, beweise ich dir nicht zugleich meine Liebe, wenn ich keine andere als dich an seiner Seite sehen möchte?“

„Weil du mich zum Mittel für deine Zwecke brauchst! Weil du die Menschen alle so gebraucht hast! Wen hast du geliebt? Mit deiner Seele geliebt? Niemand. Auch keine einzige von all den Frauen, die für dich durchs Feuer gingen, die dir folgten, wohin du wolltest. Ich aber lasse mich nicht von dir brauchen, wie es dir gefällt!“

„Niemand mit meiner Seele geliebt . . .?“ Langsam und schwer kamen die Worte von seinen Lippen, „hm . . . liebe Inge, das . . . doch lassen wir es. Will

ich dich denn für mich? Ich will ja nichts als dein Glück . . .“

„Mein Glück?“ gab sie zurück, und ein verlorenes Lächeln spielte um ihre Lippen. „Mein Glück, indem du mich Gunther gibst! Aber damit du es weißt, klar und deutlich, von dieser Stunde an: Niemals werde ich Gunther gehören! Und wenn du es tausendmal wünschst, an meinem Willen wird diesmal deiner zerbrechen!“

Er sah sie mit erstaunten Augen an. So hatte sie niemals zu ihm gesprochen; er hätte es nicht für möglich gehalten, daß sie ihm je so hätte gegenüberreten können! Das Trutzige und Wilde ihres Wesens, das er früher so gerne an ihr gehabt, wenn es sich auf ihren gemeinsamen Ritten oder in kindlichem Spiel zeigte, wandte sich nun zum ersten Male wider ihn.

Aber nie hatte er sie so schön gesehen als in diesem Augenblicke, wo sich ihre jugendliche Gestalt in fast feindlicher Auflehnung wider ihn emporstraffte.

Draußen fuhr der Wagen vor. Er hörte es. Aber er machte keine Anstalt, sich zu erheben, obwohl er sonst nie duldete, daß der Wagen wartete.

„Warum willst du mich um die einzige Freude bringen, Inge, die meiner vielleicht noch wartet? Warum den Plan mir zerstören, auf den ich mein ganzes Leben gebaut habe? Nur, um dich gegen meinen Willen aufzulehnen? Das hast du sonst nie getan. Warst doch sonst immer mein liebes, verständnisvolles Mädchen.“

Er merkte, wie sie mit den Tränen kämpfte. Er konnte sich nicht erinnern, sie je weinen gesehen zu haben, auch in ihren Kinderjahren nicht.

„Warum, Inge?“ fragte er noch einmal. „Mir kannst du es doch sagen, deinem alten Freunde.“ Du hast mir doch sonst so manches gesagt, was kein anderer wissen durfte. Er ist doch solch guter, braver Junge. Kannst du dich nicht entschließen, ihn ein wenig lieb zu haben? Ein wenig nur, Inge? Das andere kommt dann schon später, dafür wird er schon sorgen! Du bist

ihm das Höchste auf der Welt. Auf seinen Händen wird er dich tragen.“

Ein hilfloses Stammeln, das etwas Rührendes hatte, zuckte um ihre Lippen.

Ihre Bewegung fing an, ihn zu peinigen. „Oder wie?“ fuhr er mit einem Versuche fort, sich zu einem scherzhaften Tone zu zwingen, „ist es vielleicht ein Grund, den ich nicht kenne? Liebt mein Mädchen einen anderen? Ganz heimlich und verborgen? Ist es so? Habe ich das Richtige getroffen?“

Er strich ihr begütigend über die dunklen Haare. Sie zuckte unter seiner Berührung zusammen und neigte den Kopf. Mit einem Male ergriff sie seinen Arm und riß ihn mit einer heftigen Bewegung von ihrem Haupte.

„Rühre mich nicht an, ich bitte dich!“

„Aber Inge, liebes Kind!“

Sie war von ihrem Stuhl emporgesprungen. Am ganzen Leibe zitternd, stand sie ihm gegenüber.

„Ich bin das Kind nicht mehr, das du in mir siehst, bin nicht dein tapferes Mädchen . . . ich . . .“

Alles in ihr war in Aufruhr, ihr Antlitz glühte in Trotz und Auflehnung. Zugleich war etwas anderes in ihr, etwas Weiches, Unauspredliches.

Da fiel die Binde von seinen Augen. Ein Taumel packte ihn, ein Gefühl, aus Erschrecken und selbigem Glück gemischt, raste wie ein heißer Sturm durch sein Blut, das letzte, verzweifelte Aufgebot von Selbstbeherrschung und männlicher Kraft über den Haufen rennend.

„Ingel“ rief er, „süße, geliebte Ingel!“

Er streckte ihr die Arme entgegen, er riß sie an sich, er preßte sie an sein wildhämmerndes Herz, er küßte ihre glühende Stirn, ihren Mund, er sprach Worte zu ihr, geflüsterte, gestammelte, gehauchte — Worte voller unendlicher Zärtlichkeit.

Die Welt versank vor ihm. Er mußte nicht mehr, was in ihm war und um ihn: die Vergangenheit war

gestorben, die Gegenwart ein Traum — nichts wußte er, als daß sie recht hatte, daß er von allen Frauen, die ihm in seinem langen, reichen Leben begegnet waren, nie eine einzige geliebt, daß er zum ersten Male in dieser Stunde wußte, was Liebe war.

Aber dann kam das Erwachen, jäh und nüchtern; faßte ihn mit harter Faust an und gab ihm die Kraft, sie aus seinen Armen zu lösen.

„Geh, Inge . . . , geh, liebe Inge — ich muß allein sein — es ist zuviel — geh!“

Bangsam und schwer nahm sie ihre Hand aus der seinen, ließ sie, wie er es vorher mit ihr getan, in unbeholfener Lieblichkeit über sein Haupt, seinen Arm streifen, sah ihn mit einem Blick an, in dem wieder jenes Unaussprechliche lag, und verließ ihn.

Nun war er allein.

Das war geschehen! Nicht seinen Sohn liebte sie, wie er es sich zusammengerechnet und in voller Blindheit gewünscht hatte — ihn liebte sie! Ihn, den alternden Mann, dessen Jahre abwärts gingen, der ihr wie ein väterlicher Freund gegenübergestanden und nie geahnt, daß sie ihm mehr als kindliche Verehrung entgegenbrachte!

Und er?

Früher, als er als ihres Vaters Freund hier in Altstürkow weilte, als er sie vor seinen Augen werden und aufblühen sah, auch nachher noch in Zoppot, wenn er mit ihr zusammen am Strande oder durch den Wald Spaziergänge machte, war sie ihm nichts anders erschienen als das liebliche Kind und junge Mädchen, an dessen Schönheit und Natürlichkeit er sich freute, dessen dann und wann hervorbrechende Wildheit ihm das Elementare ihres Wesens, das mit der Scholle verwachsene nur um so deutlicher offenbarte, sie ihm deshalb nur um so anziehender machte.

Aber als er aus dem Felde heimkehrte, als er sie nach fünf Jahren langer Wanderschaft und stetem Umherirrens zum ersten Male wieder sah —

Doch auch da hatte er es nicht aufkommen lassen, sich nur um so geflissentlicher hinter seine väterliche Würde verschanzte, jeden selbstischen Gedanken, der ihm Wahnsinn erschien, mit aller ihm innewohnenden Willenskraft niedergezwungen und nur um so zäher und hartnäckiger seinen Plan verfolgt: sie mit seinem Sohne zu vereinen.

Und nun war das Unglaubliche geschehen! Ein kurzer Augenblick hatte alle die mühsam aufgerichtete Vorsicht über den Haufen gerannt, hatte die mit unerbittlicher Energie gedämmte, erstickte Flamme in heller Glut emporlodern lassen.

Er brauchte nur zuzugreifen, sie an sich reißen, sie fest und stark in seinen Armen halten und noch einmal, vielleicht zum ersten Male in seinem trotz aller bunten Ereignisse, trotz aller reizvollen Abenteuer so leeren Dasein das höchste Glück empfinden, das diese arme Erde zu vergeben hat.

Am Abend seines Lebens, als er schon mit allem abgeschlossen zu haben meinte, reichte es ihm noch einmal die lockende Hand, schüttete es das ganze Füllhorn seiner Gaben in unermesslichem Reichtum über ihn.

Was trennte ihn und sie?

Gunther? Hatte er ihm gegenüber nicht bis zur äußersten Selbstverleugnung als Vater und als Edelmann gehandelt, sich je der leisesten Unwahrheit, des geringsten Vertrauensbruchs schuldig gemacht? Hatte er für ihn nicht getan, was nur ein Mensch für einen anderen zu tun imstande ist? Ja, mehr als das? — Mehr als er tun durfte? —

Sein Auge versank wieder in das Meer.

Trennten sie die Jahre, der große Unterschied des Alters?

Ganz und gar nicht. Er fühlte sich so frisch und

unverbraucht wie der jüngsten einer. Die strenge Disziplin seines Körpers, die ungeheuren Strapazen von vier Kriegsjahren verwischten den Unterschied des Alters. Das alles war es nicht.

Etwas anderes war es, das sich in dieser Stunde wider ihn erhob, ihm kein Glück und keine Freude auf dieser Welt mehr gönnte.

Ja, wer seine Vergangenheit auslöschen, wer ungeschehen machen könnte, was in einem heiß fordernden Augenblick geschehen war, und nun noch einmal sein Leben von vorne anfangen durfte, frei von Schuld und quälenden Skrupeln!

Tausend Dämonen waren plötzlich wach geworden, krochen aus allen Winkeln und Ecken, hefteten sich an seine Fersen, packten ihn mit harter Faust. . . .

Hier in diesem Zimmer war es geschehen. An diesem Schreibtisch hatten sie in einer stillen Winterabendstunde zusammengesessen, indessen draußen der Schnee in großen, dichten Flocken zur Erde fiel. Er und der Freund, der ihm rückhaltlos vertraute, der ihn liebte, wie ihn vielleicht nie ein anderer Mensch geliebt hatte.

Inge war damals noch ein Kind, das im Garten spielte und auf dem wilden, schwarzen Ponymhengst sich tummelte, Gunther ein heranwachsender Jüngling, der körperlich und geistig zu den schönsten Hoffnungen berechtigte.

„Ich habe nur das eine Mädchen, und es ist noch ein Kind“, sagte damals der Freund, der, stets ernst und ein wenig zur Schwermut neigend, mit einem frühen Tode rechnete. „Ihr kann ich meinen großen Pandsitz nicht überantworten. Ich weiß weder, wie sie sich entwickeln, noch wie der Mann beschaffen sein wird, der sie einmal heiraten wird. Dich aber kenne ich und deinen Gunther, dessen Art und Wesen mir lieb geworden ist, dessen Fleiß und Liebe zum Pande ich das Beste zutraue. Deshalb habe ich mich entschlossen, Inge ein

stattliches Vermögen zu vererben, das sie in gleichen Teilen mit meiner Frau haben soll, ihm aber Altstürckow zu vermachen.“

Er hörte jedes Wort ganz genau, wie es damals gesprochen wurde, erlebte das große, unsagbare Freudengefühl noch einmal, das ihn damals beseligt hatte. Denn er war arm und sein Junge sein höchstes Glück. Nun hatte die Güte des weisen Freundes alle Sorgen getilgt, nun war die Zukunft des Sohnes geborgen.

Gunther bestand seine Reifeprüfung mit einem ausgezeichneten Zeugnis, ward Eleve, dann Inspektor auf einem großen Gute, ahnungslos, welches schöne Glück seiner harrte. Inge wuchs heran und war des Vaters treue Begleiterin und beste Kameradin.

Manchmal kamen ihm Bedenken und beunruhigten ihn. Aber da der Freund stets der gleiche blieb und nie das Geringste äußerte, da er Gunthers landwirtschaftliche Laufbahn mit der größten Anteilnahme verfolgte, so war er ganz sicher.

Einmal nur meinte der Freund, daß er sich nichts mehr wünschte, als daß Gunther und Inge einmal ein Paar würden. Und er stimmte ihm zu.

Er war jetzt wenig in Altstürckow; er benutzte ein geringes Kapital, das ihm unvermutet aus einer Erbschaft zugefallen war, den Lieblingswunsch seines Lebens zu befriedigen und machte große Reisen.

Zwei volle Jahre war er unterwegs, als ihn plötzlich an einem kleinen Ort Italiens die Nachricht von dem Ableben seines Freundes traf, der auf einer Jagd verunglückt war.

Und wieder war es ein Novemberabend wie dieser. Er war so schnell als möglich aus dem Süden nach Hause geeilt und gerade noch zu dem Begräbnis des Freundes auf dem alten Kirchhof Altstürckows angelangt.

Man war heimgekehrt. Er hatte mit Inge, die sich von niemand trösten lassen wollte, auch nicht von ihrer Mutter, und nur zu ihm in ihrer Herzensnot ge-

kommen war, hier in des Vaters Stube zusammengesessen. Dann war sie von ihm gegangen.

Er wußte, daß er zum Testamentsvollstrecker bestimmt war und hatte das Zimmer abgeschlossen, um die Papiere des Heimgegangenen zu sichten.

Das Testament, so hatte ihm der Freund gesagt, lag auf dem Amtsgericht der Kreisstadt. Aber vielleicht fanden sich noch einige andere letzte Verfügungen oder Wünsche.

Und da er bereits den ganzen Schreibtisch durchsucht hatte, war er in einem der untersten Fächer auf eine Briefumhüllung gestoßen, die geschlossen und mehrmals versiegelt war, und auf der mit großen Buchstaben „Mein letzter Wille“ geschrieben stand.

Er hatte gestutzt. Hatte der Verstorbene sein Testament vom Gericht zurückgefordert? Hatte er noch einige Änderungen in ihm vorgenommen, vielleicht solche, die das Gut und Gunther betrafen?

Schnell hatte er mit einem Papiermesser die Hülle aufgeschnitten, den großen Bogen entfaltet und zu lesen begonnen.

Aber er kam über die ersten Zeilen nicht hinaus, die Buchstaben tanzten vor seinen Augen. Er ließ das Papier sinken, nahm es aufs neue und las mit größter Kraftanstrengung.

In einer Schrift, so sorgfältig und deutlich, wie sie dem Verstorbenen, der sonst eine kaum leserliche Handschrift schrieb, gewiß nicht leicht geworden war, stand hier, alle früheren Bestimmungen ausdrücklich aufhebend: daß das Gut Altstürckow mit allem lebenden und toten Inventar der einzigen Tochter des Erblassers, Inge, Baroneß von Kochow, ungeteilt und unbeschränkt gehören, während seiner Frau außer einer bedeutenden Geldsumme das Haus bis zu Inges Heirat oder Mündigkeit zur Verfügung stehen sollte. Ein geringes Vermächtnis war für Gunther, Grafen Trockau, ausgesetzt.

Das Testament konnte erst in jüngster Zeit gemacht

sein. Die Niederschrift war noch ganz frisch, und der Tag, an dem es unterschrieben war, lag kaum zwei Wochen vor dem Tode des Erblassers. Dicht daneben fand sich in demselben Schrubfach ein Brief. Seine Anschrift lautete an Wolf, Grafen Trockau. In ihm suchte er dem Freunde auseinanderzusetzen, wie er zu dieser Änderung seines Willens gekommen. Zugleich fügte er sein Bedauern hinzu, daß er ihm eine so schwere Enttäuschung bereiten mußte. Aber niemand . . . hier brach der Brief ab. Er war nicht zu Ende geschrieben. Der Tod hatte den Schreiber überrascht und ihm die Feder aus der Hand genommen.

Er aber hatte wie gelähmt dageessen, bald das Testament, bald den Brief angestarrt und kaum gewußt, was er gelesen. Nur das Eine war ihm mit unwiderleglicher Gewißheit klar: daß der schönste Traum, der heißeste Wunsch seines Lebens für alle Zeit zerstört war, daß sein Sohn . . . Und da war es geschehen.

Mit schnell entschlossener Hand hatte er erst das Testament, dann den Brief in zwei große Hälften zerrissen, beide in das hell prasselnde Feuer des Kamins geworfen und mit abwesenden Augen so lange dagestanden, bis die gierigen Zungen da unten auch den letzten Fetzen restlos verzehrt hatten.

Als wäre es gestern gewesen, so deutlich stand das alles in dieser Stunde vor seiner Seele, und nicht nur, was er getan, auch was er dabei gedacht und empfunden, spiegelte die Erinnerung auf das Schärfste wider.

Aber wunderbar: Wenn sie ihm auch oft eine Unruhe bereitet, deren er nicht Herr zu werden vermochte, eigentliche Reue hatte er nie über seine Tat gefühlt. Sie war ja für den Sohn getan, den er über alles liebte, für sein Glück und Fortkommen in einer Welt, die ihm sonst verschlossen geblieben wäre.

Bis dies geschehen — —!

Nun gut, so war er bereit, die Sühne zu bringen. Die Folgen seiner Handlung hatte er bisher stets auf

sich zu nehmen gewußt, und Furcht war seinem Wesen fremd.

Was hatte er auch zu fürchten? Er hatte das schönste Glück des Lebens genossen, hatte auf seinen höchsten Höhen gewandelt. Und war es auch nur für eine einzige schnell entfliehende Sekunde gewesen — was er in ihr besessen, konnte ihm niemand mehr rauben. Er war bereit.

Von draußen her klang das Scharren der Hufe der ungeduldigen Pferde an sein Ohr, ab und zu hörte man auch ein lautes Schnauben und Wiehern.

Richtig! Seit über einer Stunde wartete der Wagen auf ihn, er hatte ihn völlig vergessen.

Eine Weile schwankte er, ob er dem Kutscher Weisung zum Ausspannen geben sollte, dann entschied er sich, zu fahren.

Er trat auf die Diele und machte sich dort länger zu schaffen, als er es sonst tat und es unbedingt nötig war. Er hoffte, Inge, die sonst immer zu sehen war, wenn er fortfuhr, würde auch diesmal kommen. Er empfand eine unbezwingliche Sehnsucht nach ihr, er hätte sie zu gerne noch einmal gesehen.

Sie kam nicht.

Als Graf Wolf nach Hause zurückkehrte, lag bereits die erste Dämmerung über dem Hofe, und im Schlosse brannte Licht. Man war mit den Vorbereitungen für den Besuch beschäftigt, den man für den Abend erwartete.

Er hatte seine Fahrt vergeblich gemacht. Den Pandrat, bei dem er sich für eine frühere Stunde angesagt, hatte er nur ganz flüchtig sprechen können, da er einige Amtsvorsteher zu einer wichtigen Besprechung zu sich geladen hatte. Es handelte sich um schnelle Maßnahmen gegen neue Beunruhigungen, die durch eine umherziehende Bande in diesen Tagen in der näch-

sten Nachbarschaft herbeigeführt waren, sagte ihm der Sekretär.

Er machte einen Gang über den Hof und durch die Ställe, sprach einige Worte mit dem Inspektor und begab sich dann in das Haus.

Er hatte noch viel zu ordnen und brauchte seine Ruhe und Kraft für den heutigen Abend.

Es war sein letzter, der Abschied war es, den er vom Leben nahm.

Er setzte einige Zeilen an Inge auf, schrieb einen längeren Brief an Gunther, siegelte beides und steckte es zu sich.

Morgen also in der Frühe! Und an der Stelle in der Waldeskoppel, an der man damals den Verunglückten gefunden!

Vielleicht dachten sie dann, daß auch ihm ein Unfall zugestoßen . . . gleichviel! Es war die Vergeltung. Die Sühne war es, die er zu bringen hatte.

Er nahm ein Buch vor. Aber er las nicht. Wie wäre es jetzt auch möglich gewesen zu lesen?

Eine fiebernde Unruhe war in ihm. Alle Augenblicke stand er auf, ging mit großen Schritten durch das Zimmer, blieb an der Türe stehen, lauschte auf das leiseste Geräusch, die fernste Bewegung. Hoffte er, daß Inge kommen würde? Sollte er sie unter den fremden Menschen zum ersten Male wiedersehen?

Er hätte sie zu gerne gesprochen, ihr wenigstens die Hand gedrückt, ein Wort von ihr gehört, das ihm ein wenig Ruhe und Frieden gegeben hätte! Zu lange hatte er nicht mehr zu warten.

Die Zeit ging dahin, eine ganze Stunde verrann, sie kam nicht.

Er begab sich auf sein Zimmer, sich umzukleiden. Als wäre er ein Schauspieler und zöge sich zu einer großen Maskerade an, so war ihm zumut.

Unten fuhr bereits der erste Wagen vor, er mußte sich beeilen, er hatte ja heute den Wirt zu machen.

In dem Empfangszimmer, das noch immer die alten, steifen, häßlichen Möbel, dieselben wertlosen, nichtsagenden Bilder hatte, über die er sich bereits vor Jahrzehnten geärgert, stand er an Inges Seite, die Gäste zu begrüßen.

Er war gerade im letzten Augenblick gekommen, denn schon traten die ersten ein: der Kammerherr Hans Göler zu Puttlich, ein alter Herr mit einem weißen Ziegenbart, einer dünnen Stimme, deren meckernder Ton gleichfalls an eine Ziege erinnerte, und einer hochaufgeschossenen, vorn übergebeugten Gestalt von zappelnder Beweglichkeit.

Da er längst Witwer war, erschien er in Begleitung einer schwerhörigen Schwester, die mit einem langgestielten, goldgeränderten Augenglas ihre Umgebung einer unaufhörlichen Musterung unterzog und sich so lange schweigsam verhielt, bis die Unterhaltung auf das Federvieh kam, in dessen Züchtung und Behandlung sie eine anerkannte Meisterin war.

Zwei Töchter, vom Kopf bis zum Fuß ganz jugendlich, so stark gereift ihre Blüten auch schon waren und in rührender Gleichmäßigkeit gekleidet, obwohl sie nie ein Wort miteinander sprachen, das sie sich nicht übernahmen, erschienen dicht hinter den Eltern. Ein Sohn machte den Beschluß, der Majorats Herr von Eckersförde, der heute bereits das Gut selbständig bewirtschaftete und von nichts so gerne sprach wie von der Front, obwohl jedermann wußte, daß sich seine Tätigkeit im Schützengraben lediglich auf vier Wochen beschränkt hatte.

Dann erschien der zweite Einzug der Gäste: Baron v. Dorrenhoff, ein herkulisch gebauter Mann von vielleicht fünfzig Jahren mit wasserblauen Augen, in denen viel Treues und Stilles lag, nebst Gattin und einer Tochter, die vom Vater die guten Augen und von der Mutter die hohe Stirn geerbt hatte.

An ihrem dünnen Halse prangte eine Reihe von

Pearlschnüren von unermesslichem Werte, während die sorgsam gepflegten Hände der Mutter mit funkelnden Steinen übersät waren. Wie überhaupt der Reichtum an Schmuck auffiel, mit dem die Damen angetan waren.

Zuletzt stellte sich, den kleinen Kreis beschließend, der neue Arzt ein: Herr Dr. Korkfleisch, ein noch jüngerer Mann, von magerem, sehnigem Körperbau, etwas stumpfem Gesichtsausdruck, aber klug zfassenden, schnell unterrichteten Augen.

Nachdem er eben eingetreten war, meldete Johann mit feierlicher Würde, daß angerichtet wäre.

Man begab sich in das mit steifem Ernst ausgestattete Eßzimmer und setzte sich an eine mit behaglicher Weite gedeckte Tafel, deren sorgsam gewähltem Blumenschmuck man sofort die liebevolle Hand anmerkte.

Und jetzt zum ersten Male sah Graf Wolf Inge.

Eine halbe Stunde schon hatte er dort drüben in dem langweiligen Empfangszimmer in ihrer unmittelbaren Nähe gestanden; aber wie in gegenseitiger Verabredung, hatten sie vermieden, sich einander anzusehen. Er hatte sie auch sprechen gehört. Aber es war nicht ihre Stimme gewesen, sondern eine ganz fremde, ganz ferne, die da lauter gleichgültige Worte her sagte, als hätte sie sie eingelernt und gäbe sie unbewußt wieder.

Nun aber sah er sie und konnte den Blick nicht wieder von ihr fortzwingen, so große Mühe er sich auch gab, und konnte nichts anderes sehen und fühlen als nur sie.

Sie trug ein dunkelblaues, bis oben geschlossenes Sammetkleid, aus dem der schlanke Hals und das Haupt mit den feingeschnittenen Zügen frei und stolz hervorstach.

Sie unterließ sich mit vornehmer Vässigkeit, scheinbar aber stets bei der Sache, mit Dr. Korkfleisch, der sie geführt hatte, sprach aber ebensoviel mit dem alten Kammerherrn, der jedes ihrer Worte, wenn es auch noch so ernst gesprochen war, mit einem zustimmenden Lächeln beantwortete.

Dabei hatte sie ihre Augen stets auf der ganzen Tafel, sah jedesmal, wenn irgend etwas fehlte, und verständigte sich höchstens, ohne je eine Silbe zu sagen, dann und wann durch einen kurzen Blick oder Wink mit dem hageren Johann, der in lautloser Würde die weibliche Dienerschaft leitete.

Nie war ihm das Königliche ihrer Erscheinung, das ausgesprochen Edle ihres Blutes so zum Bewußtsein gekommen, wie heute abend.

Um sich her hörte er das müßige Geschwätz der Menschen, die unaufhörlich sprachen und nichts sagten, sah er die aufgepälmten Gesichter mit dem immer gleichen kühlen Vächeln und den zurechtgestellten Zügen, vernahm er das leise Klappern der Teller, die die geschäftigen Mädchen reichten und wieder abnahmen. Und mitten darin bemerkte er seine eigene Stimme, die der schwerhörige Gans Edler zu Puttlich über den Stand der Geflügelzucht in Altstürckow Bericht erstattete, der Baronin v. Dorrenhoff von einem neu aufgetauchten Schriftsteller erzählte, über den sie eine lobende Kritik in der „Kreuzzeitung“ gelesen, stimmte er der einen der beiden ältlichen Zwillingsschwestern zu, die wegen der Höhe eines Schweizer Gebirgsortes mit der anderen in Fehde geraten war — du lieber Himmel, wie entsetzlich fade und albern kam ihm dies alles vor! Wieviel glücklicher und heimischer hatte er sich da draußen gefühlt, mitten auf freiem Felde, in hellen Sternennächten, oder im Schützengraben und Unterstande, wenn die Granaten über ihm krachten, die eingeschlagenen Geschosse den Erdboden erschütterten und das tolle Spiel um Leben und Tod einsetzte!

Darum hatte er diese Gesellschaft und ihre abgeschmackten Komödien sein Leben lang vermieden, hatte sich an das Meer und in die Ewigkeit der Berge geflüchtet, die höchsten Höhen erklimmen oder auf dem Rücken des hinjagenden Pferdes Freiheit und Natur in schwellender Seele empfunden!

Nun war auch das vorbei, und es gab nur eins noch . . !

Die Unterhaltung war allgemeiner geworden. Man sprach von den Ereignissen der letzten Zeit, von den Gerüchten, die neue Unsicherheit meldeten, und den Maßnahmen, die gegen die mit der größten Dreistigkeit auftretenden Banden zu treffen wären.

Dem alten Kammerherrn war die Wendung, die das Gespräch genommen, sichtbar unbehaglich. Er liebte die Erörterung von unangenehmen Dingen nicht, am wenigsten von solchen, die Furcht erregten. Er konnte sich in die Welt, wie sie jetzt war, nicht hineinsinden, war mit zunehmendem Alter sehr ängstlich geworden und ging niemals schlafen, ohne in sämtliche Winkel und unter die Betten geleuchtet zu haben.

In Eckersförde durften bei Tisch nur fröhliche Gegenstände berührt werden, und da er sie mehr mechanisch als belustigt zu belachen pflegte, hatte er sich dieses Vachen so angewöhnt, daß er es auch den ernstesten Dingen gegenüber anwandte.

Sein Sohn, der künftige Majoratsherr, der es für angemessen hielt, der offenbaren Furchtsamkeit seines Vaters eine um so größere Schneidigkeit gegenüber zu stellen und dieser in dem Satz Ausdruck zu verleihen, daß, wer monatelang im Schützengraben gelegen, durch nichts mehr zu schrecken wäre, meinte, daß eine einzige gute Flinte genüge, um mit einer ganzen Schar solcher Banditen und Tagediebe fertig zu werden; sie möchten nur einmal einen Besuch in Eckersförde abstaten, er würde sie schon mit blutigen Nasen wieder heimsenden.

Die Baronin Dorrenhoff stimmte ihm energisch bei, während die Gans Edle, die der Unterhaltung mit einem Hörrohr folgte, die Behauptung aufstellte, daß das Erste, was die Banditen immer nähmen, das Geflügel wäre; sie jedoch wäre ganz ruhig, denn ihr Phylax, der eigens für Federvieh abgerichtet wäre und nachts immer vor dem Hühnerstall läge, ließe seinen Schutzbefohlenen nicht eine Feder ausrupfen.

„Vielleicht, meine Damen und Herren, gehört zu einem Verbrechen manchmal mehr Mut, als wir ihn für unsere sehr moralischen Reden und redlichen Taten aufzuwenden nötig haben.“

Graf Wolf, der dem Gespräch bis dahin mit eisigem Schweigen gefolgt war, hatte es in das Stimmengewirr hineingeworfen und dies mit der einen Bemerkung plötzlich zum Schweigen gebracht. Nur das Pochen des alten Kammerherrn, der glaubte, der stets zum Scherzen aufgelegte Sonderling hätte wieder einen seiner guten Witze zum besten gegeben, schwirrte über den Tisch.

Oben an der Anrichte stand Johann. Wie festgewurzelt stand er. Die schmalen Augen unter den unsichtbaren Brauen wanderten über den Tisch, die Gedecke und die Gläser. Manchmal, besonders jetzt, als der junge Majoratsherr seine Ausführungen voller Mut und Schneid aufs neue aufnahm, spielte ein ganz leises Pächeln um die blaffen Lippen.

Die Unterhaltung war immer lauter und erregter geworden. Aber Graf Wolf beteiligte sich nicht mehr an ihr. Was gingen ihn diese Menschen an, was ihr Für und Wider? Ihre armselige Enge und Kleinlichkeit, was fochten sie ihn noch an? Mit alledem hatte er abgeschlossen. Es berührte ihn nicht mehr.

Einmal während der hin- und herschwirrenden Worte hatte er Inges Auge auf sich ruhen gesehen, eine kurze Zeit nur, dann war es scheu, ja, wie von leisem Erschrecken erfüllt, wieder von ihm fort über die Tafel geglitten, auf die die Dienerschaft gerade die Glasteller für den Nachtmahl stellte.

Aber was er in ihm gelesen, war das Gefühl der alten Zusammengehörigkeit, der unbeirrten Hingabe gewesen — mehr bedurfte er nicht.

Als wäre er dieser ganzen Wirklichkeit, die ihn schwebend und kauend hier umgab, bereits enthoben, enthoben auch dem Urteil und der Verurteilung dieser Menschen, denen in wenigen Tagen schon die Haare zu

Berge stehen würden, wenn sie hörten, mit wem sie hier in aller Größe ihrer Geburt, aller Bravheit ihrer Ansichten an demselben Tisch gespeist, von demselben Wein getrunken.

Er leerte das Glas köstlichen Champagners, den man zu dem Vanilleeis mit Pfirsich reichte, ließ es wieder füllen, zwei-, dreimal hintereinander. Ein Feuerstrom ergoß sich durch sein Blut, ihm war wieder frei und froh zu Mut.

Es war doch kein übles Ding, vom Tische des Lebens aufzustehen, wenn es am herrlichsten schmeckte, nicht müde und gesättigt, suchend und dürstend noch, aber in dem Bewußtsein, die Rippen mit dem Köstlichsten genezt zu haben, das die Erde zu vergeben hatte.

Den Jungen wollte er noch erwarten, den mußte er noch einmal sehen, mit dem hatte er noch ein letztes, schweres Wort zu reden.

Aber auch das würde überwunden werden.

Und dann — er kannte die Stelle ganz genau, er hatte es bisher vermieden, sie zu betreten. Und jetzt?

Zog sie ihn mit geheimnisvoller Gewalt? Rief ihn der Andere, zu sünnen, was er an ihm und seinem Kinde gefrevelt?

Er nahm den Kelch und setzte ihn an den Mund. „Dies trinke ich dir!“ flüsterte er dabei und ward ganz ruhig und ganz stark.

Ein Schurren der Stühle störte ihn aus seinen Gedanken auf. Inge hatte die Tafel aufgehoben, man begab sich in die nebenliegenden Gemächer, die Herren in das Arbeitszimmer, wo Zigarren und Viköre bereitstanden, die Damen in das Empfangszimmer.

Aber lange hielt man die Trennung der Geschlechter nicht aufrecht und vereinte sich im Arbeitszimmer, da die Damen sich langweilten, die Herren aber die vorzüglichen Zigarren nicht aufgeben wollten.

Die Dienerschaft war entlassen und bis auf das

Stubenmädchen, das bei der Abfahrt zugegen sein mußte, schlafen gegangen.

Nur Tor Tehnzen saß oben auf der gegenüberliegenden Seite des Hauses in seiner Giebelstube über dem Garten und horchte auf das Heulen des Sturmes, der durch die entlaubten Bäume pfiß und an den Fensterläden rüttelte. Ab und zu fiel ein trockener Zweig krachend zur Erde, im Dorfe bellten die Hunde. Es war eine unruhige, unwirsche Nacht.

Inge hatte sich mit der kleinen Baronesz Dorrenhoff, deren kluges und zugleich stilles Wesen ihr von der Zeit an, da sie zusammen in einem Dresdener Pensionat gewohnt hatten, angenehm gewesen, abseits von der übrigen Gesellschaft in einer kleinen Sensternische niedergelassen. Dann wurde auch diese von ihrer Mutter abgerufen, und sie konnte einen Augenblick für sich bleiben, wonach sie den ganzen Abend über ein starkes Verlangen empfunden hatte.

Auf der anderen Seite des großen Zimmers, ihr schräg gegenüber, aber doch recht weit von ihr entfernt, saß Graf Wolf. Er unterhielt sich mit Baron Dorrenhoff und dem Kreisarzte. Da sie alle rauchten, waren sie in eine dicke Wolke gehüllt, durch die ab und zu die leuchtende Perle seiner Busennadel blitzte.

Es war ihr wunderbar gegangen den ganzen Abend über. Sie hatte sich glücklich und gehoben gefühlt, dann wieder unendlich unglücklich und niedergedrückt. Eine eigenartige Spannung hatte auf ihr gelastet, ein unbegreiflich dumpfes Empfinden von etwas Schwerem, Unabwendbarem. — — Aber was war das?

War es der Sturm, der da draußen tobte und zu wachsen schien? War es der Regen, der sich ihm jetzt zugesellt hatte und hart und schwer an die Fenster prasselte? Oder — —?

Schlug da drüben vom Kutschstalle her jetzt nicht auch der Hofhund an? Ein-, zweimal nur, dann ver-

stummt er. Das schlechte Wetter mußte ihn in seine Hütte zurückgetrieben haben.

Nun war wieder alles still. Nur den Sturm hörte sie und die dann und wann laut klirrenden Fenster Scheiben.

Sie lächelte über sich selber. Was war das heute nur mit ihr?

Ihre aufgeregten Nerven mußten ihr einen Streich gespielt haben, daß sie in dieser Nacht Gespenster sah.

Sie hatte lange genug allein gegessen, sie mußte sich dem alten Gräulein von Puttitz widmen, die, ziemlich vernachlässigt, in einem der auf den Tisch ausgelegten Bücher blätterte.

Da, als sie eben aufstehen wollte, wurde die Tür mit einem jähen Ruck aufgerissen, und nun — das Blut erstarrte ihr in den Adern, ihre zitternde Hand griff nach dem Fensterbrett — drei, nein, vier, nein, fünf Männer standen, als hätte die Erde sie ausgespien, im Rahmen der weitgeöffneten Flügeltür. Schwarze Masken deckten ihre Gesichter, in den ausgestreckten Händen blitzten die Läufe von Pistolen.

„Hände hoch!“ rief eine rauhe, gebietende Stimme.

„Wer nicht sofort die Hände hochhebt, wird ohne weiteres niedergeschossen!“ fügte eine zweite, noch rauhere und härtere hinzu.

Ein lähmendes Entsetzen hatte die ganze Gesellschaft erfaßt. Festgewurzelt in ihrer Stellung, das Antlitz steinern, die Augen leblos auf die so plötzlich Eindringenden gerichtet, sahen, standen sie alle da.

Dann löste sich die Spannung. Die Frauen fingen an zu weinen und schrien um Erbarmen, zugleich hoben sie die zitternden Hände, so hoch sie konnten. Die Männer zauderten eine Sekunde, dann taten sie das gleiche. Selbst der tapfere Majoratsherr, der vorhin so groß getan.

Nun erhoben auch der Arzt und Baron Dorrenhoff, die am längsten widerstrebt hatten, die beiden Arme. Man hatte keine Waffen bei sich, und wenn man sie auch gehabt hätte, ehe man sie hervorgeholt, hätten die

da die schußbereiten Pistolen sicher abgeschossen — was blieb da anderes übrig?

Aber nun das Wunderbare: von dem Augenblick an, da sie die Gefahr in ihrer drohenden Größe erkannt, da sie die ganze Gesellschaft um sich her so fassungslos, so völlig um jede Besinnung gebracht sah, war eine tiefe, klare Ruhe über Inge gekommen.

Sie wußte: Einer würde seine Hände nicht erheben. Der würde sich niederschließen lassen, auf der Stelle, ehe er sich gebunden und wehrlos den Banditen auslieferte. Er sollte sich in ihr nicht verrechnet haben, sollte sie nicht umsonst so oft sein tapferes Mädchen genannt haben!

„Mit ihm!“ Das war das Einzige, was sie empfand, was ihr wie lauter, froher Ruf des Lebens durch das Blut brauste.

Ja, was das Unbegreifliche war: inmitten der furchtbaren Poge konnte sie die Empfindung einer gewissen Komik nicht unterdrücken. Wie ganz anders sahen diese Leute jetzt in diesem Augenblicke mit ihren aschgrauen Gesichtern, ihren verzerrten Mienen, ihren schlotternden Armen aus, die sie gar nicht hoch und nachdrücklich genug heben konnten, als sie sie sonst gesehen bei allen möglichen gesellschaftlichen Veranstaltungen, eben noch an der reich besetzten Tafel! Wie klein und kläglich waren sie anzuschauen, die sich sonst vor lauter Schneid und Größe nicht zu lassen wußten!

Und mitten in dieser Betrachtung wiederum etwas ganz anderes, etwas, das sie mit einer Spannung erfüllte, die alle Furcht verstummen hieß: Was nun geschehen würde? Wie dies wohl enden würde?

Und alles das blitzschnell, im Laufe einer Sekunde durch ihr Hirn wirbelnd, während sie schon eine der schwarzen Gestalten auf sich zustürzen sah, ihr noch einmal „Hände hoch!“ entgegendonnend, und dann, als sie nicht die leisesten Anstalten machte, den Lauf der Pistole auf ihre Brust richtend.

In demselben Augenblick aber krachte ein Schuß.

Daut aufschreiend stürzte der Schwarze zur Erde nieder, mit den starren Fingern noch die Pistole umklammernd.

Ein zweiter Schuß. Wieder fiel einer der Räuber, raffte sich noch einmal auf, wankte zu seinen Gesellen, deren einer ihn stützte, während einige andere Anstalten machten, das Feuer zu erwidern.

„Hinaus, Ihr Gesindell! Oder ich knalle euch nieder, Mann für Mann!“ tönte eine starke, durchdringende Stimme durch das Zimmer.

Inge kannte diese Stimme. Ihre ganze Seele jubelte ihr zu, das Gefühl einer großen Geborgenheit war über sie gekommen; nun mußte sich alles zum Guten wenden. Denn ein Mann war unter ihnen.

Der hielt in starker, sicherer Hand die Flinte, die er, stets geladen, an der Wand des Herrenzimmers hängen, und, im Augenblicke der großen Bestürzung ein wenig hinter den anderen sich duckend, dann schnell empor-schießend, von der Wand gerissen hatte.

Von drüben her blitzte es aus der Mündung eines Revolvers, noch einmal — da stürmten laute Schritte die Treppe hinab.

Tor Telnzen, der sich eben zur Ruhe begeben hatte, war durch den Lärm, der verworren, aber doch wahrnehmbar zu seiner entlegenen Diebstube emporgedrungen war, aus dem ersten Schlafe aufgeschreckt. Eine Gefahr witternd, ergriff er sofort seinen Armeerevolver und stürzte, halb angekleidet, die Treppe hinunter.

Als die Räuber fremde Hilfe nahen hörten, war es um ihren Mut geschehen. In wirrer Flucht suchten sie durch Tür und Fenster zu entkommen, den verwundeten Kumpan und auch den Toten, der sie hätte verraten können, mit sich schleppend.

Tor Telnzen folgte ihnen. Aber sie hatten einen zu großen Vorsprung. Durch das Dunkel der Nacht und das Unwetter gedeckt, erreichten sie ihr Auto, das einige Schritte von der Einfahrt entfernt stand, und entkamen.

Wie von einem furchtbaren Alp befreit, atmeten

die da drinnen auf, ihre Mienen waren immer noch entgeistert, ihre Glieder zitterten noch. Es war ja auch etwas Unbegreifliches, das sie durchgemacht hatten.

Der alte Kammerherr hatte einen Nervenchock erlitten. Der Kreisarzt, der als einer der wenigen seine volle Ruhe bewahrt hatte, war mit der Hilfe von Tor Tehnzen, der sich im Felde eine gewisse Übung in der Behandlung von Kranken und Verwundeten angeeignet hatte, abwechselnd mit ihm und der Baronin Dorrenhoff beschäftigt, die in tiefer Ohnmacht lag.

Auch Inge suchte sich um beide zu bemühen, ließ kölnisches Wasser und andere Stärkungsmittel bringen und redete den beiden Schwestern freundlich zu, die selbst im schwersten Zeide ihre Gegensätzlichkeit dadurch bekundeten, daß die eine unaufhörlich weinte, während die andere ebenso unaufhörlich lachte.

Nun begab sich der Arzt auch zu diesen Beiden, und sie konnte dem Drange ihres Herzens folgen und sich nach dem Grafen umsehen, der da drüben in seinem Sessel saß, die beiden Hände auf die Polster gestützt, das Haupt ein wenig angelehnt.

Er hatte bisher kein Wort gesprochen. Es lag ja auch nicht in seiner Art, von einem Tun, das für ihn nichts als selbstverständlich war, irgendwelches Aufheben zu machen.

Aber jetzt fing sie sein langes Schweigen doch an, zu beunruhigen. Sie trat dicht an seinen Sessel heran, sie beugte das Haupt über ihn, sie wollte es ihm sagen, ganz leise und unhörbar für die anderen, was sie nie vor ihnen hätte aussprechen können: wie sie ihn bewundert hätte, wie sie seiner Geistesgegenwart und seinem Mut ihr Leben verdankte, wie sie ihn liebte von ganzer Seele und ihn lieben würde, treu und unverbrüchlich, mochte jetzt kommen, was da wollte.

Aber kaum hatte sie die ersten Worte gesprochen, kaum die Hand in die seine gelegt, da packte sie ein jähes Erschrecken.

Wohl lief ein stilles, glückverklärtes Pächeln über seine Rippen, wohl erwiderte er warm und zärtlich den Druck ihrer Hand. Aber dies Pächeln war so müde und schwer, und der Druck seiner Hand, der sonst so männlich und stark gewesen, war mit einem Male zart und weiblich geworden. Und nun — wahrhaftig, das war Blut, das da langsam vom Stuhle auf den Teppich sickerte.

„Um Gottes willen, du bist verwundet, Onkel Wolf!“

Er schüttelte das Haupt und versuchte aufs neue zu lächeln. Aber es war ein Pächeln, das ihr ins Herz schnitt.

„Nicht der Rede wert, ein wenig gestreift hat mich der schwarze Hund! Habe ich's dir nicht gleich am ersten Abend gesagt, daß mir der lange, hagere Kerl unheimlich war? Er hat die ganze Sache angezettelt, hat die Kerle hineingelassen und sich dann aus dem Staube gemacht.“

„Wenn er nicht selber unter der Bande war. Der eine, der etwas mehr nach hinten stand, hatte ganz seine Figur.“

„Kann auch sein . . . gewiß. Es ist schließlich alles gleich. Aber von solchem Halunken angeschossen zu werden, nachdem man jahrelang, Tag aus, Tag ein, jedem Feinde ehrlich die Brust geboten — sieh, Mädchen, das ist es, was mir so'n bißchen auf die Nerven gefallen ist. Du wirst es verstehen, du sicher!“

Langsam, manchmal stockend, kamen die Worte aus seinem Munde, aber doch in seiner alten, halb ernsthaften, halb scherzenden Art.

Eine törichte Angst packte sie; aber sie wollte sie ihn nicht merken lassen.

„Gewiß, Onkel Wolf, das ist toll und rücksichtslos gegen einen alten Soldaten, ich verstehe es wohl,“ suchte sie auf seinen Ton einzugehen. „Doch das ist jetzt Nebensache. Der Arzt muß sofort zu dir kommen. Daß die anderen mit sich selber fertig werden!“

Er aber hielt ihre Hand mit einer Kraft fest, die

sie ihm nicht mehr zugetraut hätte und die sie für einen Augenblick wieder zuversichtlicher stimmte.

„Bleibe bei mir, Inge — geh nicht fort, ich bitte dich!“ flüsterte er mit flehender Stimme. „Du ahnst nicht, wie wohl das tut, wie . . . wohl!“

„Nachher . . . die ganze Nacht . . . so lange du willst. Aber jetzt ist der Arzt nötiger. Wir dürfen nichts versäumen.“

„Der Arzt wird mir nicht helfen — aber du, du hilfst mir. Deine Nähe schon hilfst, Inge. Nein, laß mich jetzt nicht allein. Du bist immer mein tapferes Mädchen gewesen. Und heute bist du es wieder gewesen. Ich war so stolz auf dich. Die anderen bebten und wimmerten — stark und hochaufgerichtet standest du da . . . wie eine kleine Königin, die du immer gewesen bist, Inge . . . meine kleine, liebe Königin!“

Die Stimme brach ab, er hatte sie wohl zu sehr angestrengt. Sie durfte es auf keinen Fall mehr ansehen.

„Herr Doktor,“ wandte sie sich an den Arzt, der immer noch um die Gans Edle und die langsam aus ihrer Ohnmacht erwachende Dorrenhoff bemüht war, „ich möchte Sie bitten, sich sofort zum Grafen Trockau zu begeben, ich fürchte, hier wird Ihre Hilfe nötiger sein.“

Es hatte keiner langen Untersuchung bedurft, Doktor Korkfleisch war sich über die Art der Verwundung sofort klar geworden.

„Ein Bauchschuß“ sagte er zu Inge.

„Also eine schwere Verletzung?“

„Ohne Frage.“

„Und keine Hoffnung mehr?“

Ruhig und fest war das große, dunkle Auge auf den Arzt gerichtet.

„Das wollte ich damit nicht sagen.“

„Sprechen Sie offen zu mir, Herr Doktor, verschleiern Sie nichts! Ich wünsche die volle Wahrheit.“

„Nein, hoffnungslos ist die Sache nicht, aber ernst.“

Tief atmete Inge auf. „Ist eine Operation nötig?“ fragte sie.

„Von der möchte ich abraten. Der Transport wäre zu gefährlich. Es könnte eine Verblutung eintreten, und dafür möchte ich die Verantwortung nicht übernehmen.“

„Was wäre denn zu tun?“

„Gar nichts. Der Patient muß vollständige Ruhe haben und stets die Rückenlage einhalten, Dann kann unter Umständen alles noch gut werden. Wir müssen ihn jetzt sofort zu Bett bringen, und wenn irgend möglich in diesem Zimmer selbst. Oder wenigstens in seiner allernächsten Umgebung. Wird das möglich sein?“

„Sehr gut. Hier nebenan, nur durch die Tür dort getrennt, befindet sich ein kleineres Gemach, in das sich mein Vater früher des Nachmittags zurückzuziehen pflegte. Ein Ruhelager ist darin. Aber das Beste ist wohl, ich lasse das Bettgestell des Grafen hinunter bringen. Es ist schnell gemacht.“

„Das wird das Richtige sein. Haben Sie jemand, der mir beim Auskleiden und Betten des Patienten ein wenig zur Hand geht? Eine zuverlässige und geschickte Person, am liebsten eine männliche?“

„Auch die können Sie haben.“

Inge klingelte und bat Tor Tehnzen, der nach oben gegangen war, um sich anzuziehen, und jetzt in Joppe und hohen Reitstiefeln erschien, während draußen, gezäumt und gesattelt, Graf Wolfs feuriger Rappe stand, auf dem er die Verfolgung der Räuber oder wenigstens ihrer Spur aufnehmen wollte.

„Lassen Sie das bis morgen früh, Tor Tehnzen,“ sagte Inge zu ihm, „in der dunklen Nacht hat es keinen Zweck, und es gibt hier Wichtigeres für Sie zu tun.“

Schnell erzählte sie ihm von der schweren Verwundung des Grafen, von der er keine Ahnung hatte, und von der Hilfe, die er dem Arzte leisten sollte.

Tor Tehnzen ging nach draußen, zäumte seinen Rappen ab, rief dem Kutscher, trug mit ihm Graf Wolfs

schwere eichene Bettstelle die Treppe hinab, durch all die Herrschaften in den vornehmen Gesellschaftskleidern und mit den bleichen, verstörten Gesichtern hindurch, in das stille, freundliche, neben dem Arbeitszimmer gelegene Gemach, ging dann, als wäre er ein gelernter Krankenkünder, dem Arzte zur Hand, entkleidete mit ihm den Grafen und brachte ihn in die vorsorglich erwärmten Betten. Dann holte er aus der Altstürckower Hausapotheke die Jodtinktur, mit der der Arzt die Wunde desinfizierte, und das Opium, mit dem er den Darm ruhig stellte.

Draußen fuhren die Wagen vor, die die Gäste nach Hause bringen sollten, die Herren mit Pistolen bewaffnet, die sie sich von Tor Tehnzen hatten geben lassen, die Damen zitternd in dem Gedanken, daß ihnen die Räuber auf dem Wege aufslauern könnten.

Man hatte ihnen angeboten, im Altstürckower Schlosse die Nacht zu verbringen. Aber das erschien ihnen noch weniger geheuerlich. So hatten sie sich auf Zureden ihrer Männer, die sich mit den schußbereiten Waffen wieder sicherer und mutiger fühlten, zur Heimkehr entschlossen.

Sowie der Arzt seine Arbeit getan hatte, begab er sich zu Inge, die im Herrenzimmer seiner wartete.

„Es ist alles geschehen, was in diesem Falle möglich ist,“ sagte er, „ich habe die Temperatur gemessen. Sie ist nicht hoch. Jetzt müssen wir Sorge tragen, daß dem Patienten jegliche Aufregung erspart bleibt und die strengste Diät innegehalten wird. Ich möchte empfehlen, eine Krankenschwester zu nehmen, und könnte sie Ihnen morgen sofort schicken.“

„Ich danke Ihnen, Herr Doktor, ich übernehme die Pflege allein.“ Sie sagte es so entschieden, daß er nicht widersprach.

„Ich möchte gerne eine Autorität auf diesem Gebiete hinzuziehen; ich hoffe, daß sie das verstehen, Herr Doktor, und nicht übel deuten werden.“

„Ganz und gar nicht, Baroneß. Obgleich ich während der vier Jahre im Selde Bauchschüsse unaufhörlich behandelt und mit ihnen einige Erfahrung habe. Wenn es Ihnen jedoch eine Beruhigung gewährt —“

„Das würde es. Und nun noch eine Bitte: Würden Sie so gut sein, die Nacht im Schlosse zu bleiben? Es wäre nur für alle Fälle. Das Zimmer steht für Sie bereit.“

„Ich hatte es mir bereits vorgenommen, Baroneß.“

In dem alten Armstuhl, in dem sich ihr verstorbener Vater immer des Abends niedergelassen, wenn er mit dem Grafen über alle Dinge der Welt und des Lebens sprach, und den ihr Tor Tehnzen hatte hinüberbringen müssen, saß Inge in dem kleinen Gemach am Bette des Kranken.

Draußen sang der Sturm mit ungebrochener Kraft seine Pieder voller Leidenschaft und Wildheit, pochten Regen und Hagel vereint mit Eisensäusten an die Fenster und setzten die winterliche Natur in Aufruhr und Schrecken.

Draußen aber war es ganz still. Alle Erregung, alles heiße Ringen und Begehren der letzten Stunden war zum Schweigen gekommen.

Inges Hände ruhten auf ihrem Schoße, auch die des Kranken lagen still und gefaltet auf der weißen Bettdecke. Eben noch waren sie so männlich und straff gewesen, jetzt sahen sie so müde und leidvoll aus. Manchmal war es wohl, als drängte es sie, die kleinen, weißen schlummernden Frauenhände zu fassen, dann sehnten sich auch diese den seinen entgegen. Aber das war nur leises, mehr traumhaftes Wünschen und Wollen; andere Sorgen und Wünsche lebten jetzt in Inges Herzen, und auch in ihm war alles feiernde Stille.

„Ist das nicht etwas ganz Wunderbares?“ fragte er nach langem Schweigen, während er den matten Blick der trüben Augen nicht von ihr gewandt hatte,

„da liege ich nun, von solchem schwarzen Hund zum Krüppel geschossen, regungslos und tatenlos in einem Bette — der fürchterlichsten Gedanke, den ich mir je ausmalen konnte. Nur das nicht! sagte ich mir immer, sondern, wenn es einmal zu Ende gehen soll, schnell und ohne Besinnung! Und nun ist mir zu Mut, als wäre ich in meinem ganzen Leben nie so glücklich . . . so unendlich glücklich gewesen.“

„Ja, Onkel Wolf,“ sagte sie, zum leisen Scherz sich zwingend, „das kommt, weil du jetzt vielleicht zum ersten Male empfindest, was Ruhe ist.“

„Du magst recht haben,“ erwiderte er nachdenklich, „bis dahin war es nichts als Unruhe . . . ein ewiges Suchen und Jagen und Umherirren — wonach? wozu? Ich weiß es nicht. Und nun ist alles so klar und still . . . so aufgedeckt liegt alles vor mir . . . das Leben, wie der Tod . . . komisch geradezu . . . wirklich komisch. Man muß wohl erst dem Letzten gegenüberstehen, um den Sinn des Lebens zu erfassen — solange bleibt es plump und rätselhaft.“

Und dann nach einer Pause, während der seine Hände leise über die Bettdecke hinglitten: „Erinnerst du dich noch, Inge — damals, als ich es dir sagte?“

„Was sagtest du mir, Onkel Wolf?“

„Daß der Tod im letzten Grunde Sühne wäre. Damals verstandest du mich nicht.“

„Ich verstehe dich auch heute nicht.“

„Hm . . . es mag wohl sein. Aber recht hatte ich doch, Inge. Und später wirst du es verstehen, wirst alles verstehen . . . und vergeben, weil du mich lieb hast.“

Ganz matt war seine Stimme geworden, kaum noch hörbar.

„Nein, ich verstehe nicht, warum du jetzt vom Tode sprichst, Onkel Wolf. Der Arzt hat mir eben erst gesagt, daß alles wieder gut werden wird.“

„Der Arzt, Inge . . . der Arzt . . . Aber er mag recht haben, ich fühle es selber, ich werde gesund wer-

den und leben. Aber ob ich es wünschen soll? Ob es je wieder so schön sein kann? Es ist ja nun alles vorbei . . . alles.“

„Nein, Onkel Wolf, schöner wird es werden — viel schöner.“

„Ich glaube es nicht, Inge. Ich habe den Tod nie gefürchtet, oft genug habe ich ihn erhofft. Wer sollte ihn in einer Zeit, wie dieser, auch nicht ersehnen? Nur so unbefriedigt, so leer und arm aus dem Leben gehen zu müssen, das war mir immer schmerzlich und schwer. Nun ist auch das alles so anders geworden — — und so schön!“

Sie verstand ihn immer weniger. Es war wohl das Fieber, das aus ihm sprach. Manchmal waren seine Worte nur ein Hauch. Der Arzt hatte ihr zwar gesagt, daß sie ihn ruhig reden lassen sollte, wenn er das Bedürfnis hätte, sich auszusprechen, ihn vor allem nicht in irgend eine Erregung versetzen, indem sie ihm das Wort abschneide. Jetzt aber war es doch genug.

„So, Onkel Wolf,“ sagte sie mit Entschiedenheit, „nun hast du mir das alles erzählt, was du auf dem Herzen hattest. Aber ich muß dir bekennen, ich bin nach all den Mühen und Aufregungen dieses Abends müde, todmüde bin ich. Ich möchte mich ein wenig da auf das Ruhebett legen. Und auch du mußt jetzt schlafen. Du hast ja viel mehr durchgemacht als ich.“

„Du willst bei mir bleiben . . . die ganze Nacht bei mir bleiben, Inge?“

Hell leuchtete es in seinen Zügen auf.

„Ich habe es dir ja gesagt, Onkel Wolf. Und nicht die ganze Nacht nur, die übrigens bald zu Ende ist, sondern immer will ich bei dir bleiben . . . immer.“

„O du liebe, gute Inge!“

„Aber nur unter einer Bedingung: daß du alles tust, was ich wünsche. Denn sieh' mal, Onkel Wolf, jetzt haben wir die Rollen vertauscht. Und das ist wohl auch gut so. Bis zu dem heutigen Abend habe ich immer

alles getan, was du wolltest. Jetzt mußt du tun, was ich will.“

„Oho, mein Mädchen —“ scherzte er, „das werde ich doch nicht können. Das habe ich noch nie in meinem ganzen Leben fertig bekommen.“

„Es wird dir wohl nichts anderes übrig bleiben. Sonst kommt morgen die Krankenschwester und pflegt dich, wie es der Doktor gewollt hat.“

„Nein — keine Krankenschwester — nur du, Inge — du ganz allein — die Liebe mußt du mir schon tun. Zu lange wird es ja vielleicht nicht nötig sein.“

„Gerne will ich es tun, wenn du recht vernünftig bist. Und nun gute Nacht.“

„Gute Nacht, Inge.“

Sie fuhr sanft streichelnd mit ihrer Hand über die seine, schaltete die kleine Lichtflamme an seinem Bett aus und begab sich auf ihr Ruhelager. Aber bevor sie die Augen geschlossen hatte, hörte sie seine tiefen Atemzüge; er schlief, vom Sturm und Regen in den Schlummer gesungen, fest und ruhig wie ein Kind.

* * *

Am nächsten Vormittag erschien der leitende Arzt des Danziger Stadtlazarets.

Er untersuchte den Kranken und bestätigte in allen Stücken, was Doktor Korbfleisch gestern gesagt hatte. Auch er sprach sich gegen eine Operation aus, empfahl strengste Ruhe und sah die Sache durchaus nicht hoffnungslos an, vorausgesetzt, daß nicht eine innere Blutung oder eine andere Komplikation hinzutrate, was vorläufig nicht zu befürchten wäre.

Der große Arzt hatte wenig gesagt und nichts getan, und doch war Inge glücklich und dankbar, daß sie ihn hatte rufen lassen.

„Jetzt werden wir sehr folgsam sein, wenig sprechen, noch weniger denken, gar keinen Willen mehr haben, sondern uns nur hegen und pflegen lassen. Dann wer-

den wir bald wieder gesund sein, und alles wird gut werden.“ sagte sie, als sie sofort nach der Abfahrt des Professors an das Bett des Kranken trat, und ihre Augen schimmerten dabei in einem Glanze, so weich und warm, wie er sie in diesen Augen, die er sonst nur verschlossen und in sich gekehrt oder voller Übermut und lustigen Schalks gekannt, gar nicht zugetraut hatte.

„Na ja, wenn's der berühmte Professor sagt, dann wird's wohl wahr sein,“ antwortete er lächelnd, „und dann ist's vielleicht noch Zeit, ein wenig vernünftiger zu werden.“

„Das wirst du ja doch nicht, Onkel Wolf. Und es schadet auch nicht. Ich habe dich immer gerne gemocht, gerade so, wie du warst, trotz aller deiner Unvernunft und Wildheit.“

„Du hast mich nie gekannt, Inge. Und das war gut so.“

Das Lächeln war auf seinen Rippen erstorben, er war ernst und schweigsam geworden. Sonst war er ein geduldiger und leicht zu behandelnder Kranker; ja, eine stille, geklärte Heiterkeit, wie sie ihm im ganzen Leben nie zu eigen gewesen, lag über seinem ganzen Wesen.

Kam sie daher, daß er auf eine Genesung hoffen durfte? Oder war es Inges Nähe, der von ihr ausgehende Friede, der auf seinem ganzen Zustande so heilsam wirkte?

Nur eine Unruhe war in ihm. Er bemühte sich, auch ihrer Herr zu werden. Aber Inge merkte doch, daß sie immer in ihm war: sein Sohn.

Zwei Tage waren es nun schon her, daß er hier verwundet lag, man hatte dringend an Gunther gedracket, an zwei, drei Orte zugleich, da sein Aufenthalt nicht mit Bestimmtheit festzustellen war — immer noch war keine Anmeldung von ihm eingetroffen.

Ohne daß er Inge ein Wort davon gesagt, hatte sich Graf Wolf in einem Augenblick, da sie in der Küche etwas für ihn zurecht machte, Tor Tehnzen an sein

Bett kommen lassen und ihn gebeten, sich selber aufzumachen, um den Aufenthalt seines Herrn ausfindig zu machen, ihm den Unfall des Vaters mitzuteilen und ihn zurückzuholen, so schnell wie nur irgend möglich.

Eben wollte Tor Tehnzen vom Hofe fahren, da läutete der Fernrufer und übermittelte eine Drahtnachricht von Gunther, daß er, soeben auf das Gut seines Freundes zurückgekehrt, die Kunde von der Verwundung seines Vaters erhalten hatte und heute abend noch in Altstürckow sein würde.

Glücklich überbrachte Inge dem Kranken die Botschaft.

Aber seltsam — die frühere heitere Ruhe wollte sich von diesem Augenblick an bei ihm nicht wieder einstellen. Er hatte für nichts anderes mehr Sinn und Gehör und schien ohne Aufhören die Stunden und Minuten zu zählen, die ihn noch von der Rückkehr seines Sohnes trennten.

Endlich — es war bereits nach dem Abendessen, und da draußen war eine dunkle, sternlose, regnerische Nacht — fuhr Gunthers Wagen vor.

Da atmete der Kranke erleichtert auf, sah Inge mit einem dankbar frohen Blick an und sagte in dem alten, ganz bestimmten Tone: „Du läßt den Jungen sofort zu mir kommen.“

„Gewiß, er wird dir gleich guten Abend sagen — aber er darf nur kurze Zeit bei dir bleiben.“

„Ich habe mit ihm zu sprechen.“

„Das kannst du morgen tun. Heute darf er dich nur begrüßen. Du weißt doch, daß dir jede Aufregung verboten ist, besonders zu so später Stunde vor dem Einschlafen.“

Er lächelte, gab sich aber zufrieden. „Gut, dann also bis auf morgen.“

Es wurde Gunther nicht leicht, seine Bewegung zu meistern, als er seinen Vater, den er nie anders als mitten im heißpulsierenden Leben, unbekümmertem

Genuß oder froher Geschäftigkeit gekannt, so still und bleich und abgezehrt vor sich sah.

Über Graf Wolfs Züge aber ging ein glückerfülltes Leuchten, als sein Sohn sich über sein Bett neigte und liebe, aufrichtende Worte zu ihm sprach.

„Gut, daß du da bist — endlich da bist, mein Junge!“ Weiter sagte er nichts, fragte nicht nach der Reise oder den Erlebnissen des Heimgekehrten, sprach kein Wort von alledem, was inzwischen hier in Altstürckow geschehen war, sondern lag ganz still und regungslos da. Bis Inge Gunther einen Wink gab, dieser dem Vater die Hand reichte und, ohne daß der Kranke ihn mit einer Silbe zu einem längeren Verweilen aufgefordert hätte, das Zimmer verließ.

Als Graf Wolf am nächsten Morgen nach einer in unruhigem Schlafe vollbrachten Nacht erwachte, war seine erste Frage nach Gunther.

Inge ließ ihm das Frühstück bringen und das Zimmer zurecht machen, dann bat sie Gunther hinein und ließ die beiden allein.

Der Sturm und Regen der letzten Tage hatten sich gelegt. Eine helle Winter Sonne sandte freundliche Grüße in die stille Stube, ließ ihre Lichter über die weißen Pinnen spielen, unter denen der Kranke lag, und sandte einen kargen Abglanz ihres Scheines auch dem jüngeren Manne, der in dem alten Armstuhl, den sonst Inge zu benutzen pflegte, dem Bette gegenüber saß.

„Ich habe dir noch einiges zu sagen, mein Junge,“ begann der Kranke nach einem längeren Schweigen, in dem er seine Gedanken zu sammeln schien, „und da mir das Sprechen nicht ganz leicht wird und der besorgte Arzt mir Aufregungen verboten hat, so will ich mich bemühen, es kurz und sachlich zu tun. Auch dich möchte ich bitten, es möglichst ruhig und sachlich auf-

zunehmen, wenn es dir auch nicht ganz leicht fallen sollte.“

Er machte Anstalt, sich ein wenig im Bett aufzurichten, schien sich aber eines anderen zu besinnen, gab den kaum begonnenen Versuch auf und verharrte in seiner Rückenlage.

„Eigentlich hatte ich nicht die Absicht, hierüber zu sprechen,“ fuhr er langsam fort, „weder über das eine, noch über das andere, es hat zu wenig Zweck und ändert nichts. Aber das ist das Wunderbare: An sich ist der Tod nichts, für mich wenigstens nicht. Aber er schafft eine gewisse Fernsicht, man sieht die Dinge anders, die um einen sind, in ein weites Licht gerückt und doch in einer erstaunlich ruhigen Wirklichkeit. Was außer uns ist, und was in uns ist, wird in diesem Dichte eins, man muß eine Stellung zu Beidem einnehmen, man kann nicht daran vorbei. Auch die Augen, mit denen man es ansieht, sind andere geworden.“

„Aber Vater,“ unterbrach ihn Gunther, indem er beschwichtigend die Hand auf seinen Arm legte, „warum sprichst du vom Tode, wo mir der Arzt, den ich gestern abend noch anrief, auf das Bestimmteste versichert hat, daß du bei strenger Einhaltung seiner Vorschriften in absehbarer Zeit wieder gesund werden wirst?“

Ein mattes Pöcheln spielte um die blaffen Rippen des Kranken.

„Der Arzt, mein Junge . . . nun ja, er meint es gut. Geradeso wie Inge. Ich lasse sie in dem Wahne, daß auch ich . . . doch unter uns, mein Junge, was hat es für einen Zweck, uns Derartiges vorzumachen? . . . ich habe nur noch wenige Tage, ich weiß das besser als die anderen . . . ich habe die richtige Fernsicht gewonnen, ich sehe die Dinge ganz von weitem und sehe sie zugleich in greifbarer Nähe. Hast du erst einmal diese Fernsicht, dann weißt du, wie es mit dir beschaffen ist. Denn die gibt nicht das Leben, sondern nur der Tod. Und nun höre mich einen Augenblick ruhig an.“

Seine Augen, die trübe und zugleich sehr groß geworden waren, sahen über die Bettdecke hinweg in das Fenster und durch dieses hindurch in die sonnige Ferne, eine ganze Zeit lang. Dann wandten sie sich mit einem still gesammelten Blick wieder zu seinem Sohne.

„Als der Besitzer von Altstürckow gestorben war und mir die Vollstreckung des Nachlasses oblag, fand ich, unmittelbar nach seinem Begräbnis mit der Durchsicht seiner Papiere beschäftigt, hier nebenan in einem Schubfache seines Schreibtisches ein zweites, erst kurz vor seinem Tode geschriebenes Testament, das nicht dich, wie es in dem ersten mir bekannten geschrieben stand, sondern seine Tochter Inge zur alleinigen Herrin seines Gutes einsetzte.“

„Aber dies Testament war nicht rechtsgültig.“

Ganz schnell sagte es Gunther, mit fliegendem Atem.

„Es war von der eigenen Hand des Verstorbenen geschrieben, trug das Datum der Abfassung und seine eigene Unterschrift, war also rechtsgültig.“

„Und du —“

„Ich habe es vernichtet.“

„Vater!“

Er hatte sich Gewalt antun, hatte Rücksicht nehmen wollen auf den Zustand des Kranken, dem jede Aufregung auf das ängstlichste erspart bleiben sollte — er hatte es nicht vermodt. Ein heißer, qualerfüllter Aufschrei rang sich das Wort aus seinem Innersten hervor.

„Ich bat dich, ruhig zu bleiben, mein Junge. Schließlich habe ich es doch mit mir abzumachen, habe es mit mir zu nehmen — und tue es ohne Furcht und Bangen.“

„Ich habe auch zuerst an dich gedacht. An deine Gewissensangst und Reue.“

Ein kaum merkbares Pöcheln. „Nein, mein Junge . . . nichts von Beidem. Mein Leben hat mich gelehrt, was ich mit freiem Willen tat, nicht zu be-

weinen und nicht zu bereuen. Vor allem nicht, wozu mich Liebe trieb. Aber das ist das Wunderliche“ —

Er hielt inne. Das starre Auge war immer auf denselben Punkt gerichtet.

„Ob Reue oder nicht,“ fuhr er fort, „eine Erkenntnis ist mir doch geworden: Man mag sich zu ihm stellen, wie man will, mag in noch so kühnem Herrenbewußtsein die Grenzen zwischen Gut und Böse einreißen wollen — ins Handwerk pfuschen läßt sich der da oben nun einmal nicht. Und unter allen Waffen, mit denen er den Schuldigen bekämpft, die furchtbarste ist doch diese ewige Ruhelosigkeit, mit der er einen heimsucht. Ich weiß ein Lied davon zu singen, mein Junge. Aber du bleibst schuldlos, das tröstete mich und gab mir Kraft, auch dies auf mich zu nehmen. Es war meine Absicht, dich dein Leben lang in dieser Ahnungslosigkeit zu belassen. Ich hätte sie auch durchgeführt, wenn nun nicht das andere gekommen wäre . . . das Unbegreifliche . . . das Unausprechliche.“

Ein Abwesender sah Gunther dem Vater gegenüber, in den hin- und hervogenden Gedanken unablässig das Ungeheure wälzend, das er, wenn es in bösen Stunden einmal als ahnungsvolle Furcht über ihn gekommen, weit, weit von sich gewiesen hatte, und das nun unwiderlegliche Wirklichkeit geworden war. Er sah den Vater um das rechte Wort ringen, ihm das Andere zu sagen, das in dieser Stunde zwischen ihnen lag; er fürchtete, daß ihm, dem trotz aller aufgewandten Verstärkung sichtbar Mitgenommenen, diese neue Erregung gefährlich werden konnte. So half er ihm.

„Das andere, Vater, brauchst du mir nicht zu sagen. Schon längst, damals schon in Zoppot, habe ich es gewußt.“

„Was hast du gewußt, mein Junge?“

„Daß Inge dich liebte! Und nicht nur das. Sondern auch, daß du sie liebtest — nein, mein Vater, du brauchst mir nichts zu erwidern. Alles was du tatest,

was unter anderen Umständen unbegreiflich gewesen wäre: deine Verlobung mit Frau von Rochow, deine Liebelei mit der hübschen Schauspielerin, ja, dein Voratz, mich unter allen Umständen mit Inge zu verbinden —“

„Das war mein fester Wille von Anfang an,“ unterbrach ihn der Kranke fast heftig, „mein fester Wille von jener Stunde an, da ich hier . . . es war die einzige Rechtfertigung meines Tuns.“

„Und doch war es nichts anderes, ich sehe es jetzt ganz klar, als eine Flucht vor dir selber.“

Regungslos lag der Kranke, keine Silbe kam von jenen Lippen, nur die leiderfüllte Hand auf der weißen Bettdecke huschte leise hin und her.

„Und wenn jener Überfall hier nicht im Schlosse gewesen wäre — du wärst in den selbstgewählten Tod gegangen.“

„Ich hätte getan, was einem Tröckau zu tun selbstverständlich war. Du hast ganz recht, mein Junge. Nun wirst du auch begreifen, weshalb ich mein Schicksal preise und den Tod nicht fürchte.“

Gunther vermochte nichts mehr zu sagen. Alle Empörung und aller Zorn, der sich bei der Enthüllung des Vaters in seiner Seele geregt hatte, war dahingeschmolzen; nichts war in ihm als unsägliches Mitleid und tiefer Schmerz.

Der Kranke schien es zu fühlen. Aber seine stolze Art, die Mitleid nie im Leben hatte ertragen können, wies es auch jetzt von sich.

„Du brauchst mich nicht zu bedauern, mein Junge“, sagte er, zu einem froheren Ton sich zwingend, „das Schicksal hat es besser mit mir im Sinne gehabt, als ich es verdient habe. Nur um dich ist es mir leid. Ich habe es gut mit dir gemeint — ich habe alles verpfuscht. Das ist das Einzige, was mir das Sterben schwer macht.“

„Um mich brauchst du dich nicht zu sorgen, Vater, ich werde meinen Weg schon finden.“

„Ich weiß es. Ich fürchte ja auch nur dein Gemüt, das jede Pächlichkeit dieses Lebens so ernst und schwer nimmt. Das ist die einzige Torheit, die du dir wirst abgewöhnen müssen. Für dein sonstiges Fortkommen habe ich nach besten Kräften gesorgt. Zuerst habe ich mein Kapital noch nicht ganz aufgebraucht. Ein kleiner Rest ist zu deiner Verfügung. Und dann —“ er hielt einen Augenblick inne; das Sprechen fing an, ihm sauer zu werden, „dann lebt ja auf Hochkelpin noch mein alter Onkel Cassilo, dein Großonkel. Es war etwas zwischen uns getreten, eine leidige alte Angelegenheit, die uns trennte. Deshalb hast du ihn auch nie kennen gelernt. Aber jetzt schrieb ich an ihn . . . von meinem Krankenlager aus. Ich diktierte deinem Tor den Brief. Er wird dich nicht im Stiche lassen, dazu kenne ich ihn zu gut.“

„Warum schreibst du an ihn, Vater? Ich brauche ihn nicht. Ich stütze mich sicherer auf die eigene Kraft.“

„Paß gut sein, mein Junge. Er ist im Grunde seines Herzens ein vornehmer Mann, das gibt mir eine große Beruhigung. Ich habe viel an dir gutzumachen.“

Inge erschien an der Schwelle, um der Unterredung, die ihr zu lange währte, ein Ende zu machen.

Aber der Kranke winkte ihr ab. „Wir sind gleich fertig“, rief er ihr zu, „nur wenige Minuten noch.“

Da ging sie.

„Eins noch“, sagte dann Graf Wolf, „sie weiß natürlich nichts. Einmal war ich in Versuchung, ihr alles zu sagen. Ich tat es nicht. Ich fürchte auch, es wäre über meine Kraft gegangen. Das wird nun deine Aufgabe sein.“

Und als Gunther eine abwehrende Bewegung machte: „Ich will es, unter allen Umständen. Du mußt es mir versprechen. Sie soll mich sehen, wie ich war. Ich kann es dir nicht ersparen. Und nicht wahr, ich habe dein Wort? Dann ist es gut. Und nun reich mir

noch einmal die Hand, mein Junge, sieh mir ins Auge — und laß uns Männer bleiben!“

Es war Abend geworden.

Gunther, der den ganzen Tag über zu keiner Ruhe gekommen war, hatte sich in das Herrenzimmer gesetzt und ein Buch vorgenommen.

Da hallten draußen über die Diele schwere Schritte Tor Tehnzen, der jetzt den ganzen Tag in der Kreisstadt war und nur eine Aufgabe noch kannte, den Banditen auf die Spur zu kommen, die mit so ungeheurer Frechheit den nächtlichen Überfall gewagt und den Vater seines Herrn auf den Tod verwundet hatten, kehrte von seiner Entdeckungsfahrt zurück, die er bereits des Morgens in aller Frühe unternommen.

„Herr Graf! Wir haben sie, Mann für Mann, sie sind bereits hinter Schloß und Riegel! Auch der Erzhalunke, der Johann, der die ganze Sache angezettelt hat!“

Tor Tehnzen rief es, nachdem er kaum die Tür hinter sich geschlossen, unbekümmert um die Achtung, die das Arbeitszimmer seines Herrn und dessen Beschäftigung sonst bei ihm auslösten, unbekümmert auch um die Nähe der Krankenstube, in die er sich nicht anders als mit leisem, vorsichtig auftretendem Fuß zu begeben pflegte.

„Wie bekamst ihr sie?“

„Wir waren ihnen ja schon hart auf der Spur. Aber es gelang uns immer noch nicht, sie zu ergreifen. Der Detektiv, den des Herrn Grafen Vater aus Berlin hat kommen lassen, wollte heute morgen noch einen wichtigen Gang auf das Landratsamt machen, und ich blieb im Gastzimmer allein, um seine Rückkehr abzuwarten. Da trat ein etwas wunderbar und auffällig gekleideter Herr in einem enganschließenden, kurzen Pelz in die Stube, setzte sich an einen Tisch mir gegen-

über und bestellte eine Flasche Wein. Und als ich ihn so beobachtete und mir der große Schädel mit den rötlichen Haaren und der häßliche Mund sofort auffielen, da zweifelte ich keinen Augenblick mehr: Dux war es, der Badejunge aus dem Südbad in Zoppot, auf den sich der Herr Graf auch noch besinnen werden, er und kein anderer!

Ich ging auf ihn zu und sagte: „Guten Tag, Herr Dux, es freut mich ungemein, sie wieder hier zu treffen.“

Erst tat er so, als ob er mich nicht kannte, sich überhaupt an nichts erinnerte. Dann reichte er mir sehr herablassend die Hand, bat mich an seinen Tisch, bestellte eine zweite Flasche Wein und ein Glas für mich.

Allmählich taute er auf, erzählte, daß er auf einer Geschäftsreise wäre und mit Herrn Rasmussen, dem Inhaber der großen Fabrik für Maschinen und landwirtschaftliche Geräte, mit dem er öfter zu tun hätte, eine wichtige Sache abzuschließen hätte. Wegen einer Verspätung hätte er hier den richtigen Zug nicht mehr erwirkt und müßte bis zum Abend warten. Da ich von früher her wußte, daß er sehr schlau und gerieben war —

„So vertrautest du dich ihm natürlich mit voller Offenheit an.“

„Ja, Herr Graf, und es war gut, daß ich es tat.“

„Er half dir auf die Spur?“

„Er ließ sich die ganze Sache auf das ausführlichste erzählen, stellte so geschickte Fragen, gab so kluge Winke, daß ich sofort merkte, daß er in der Piffigkeit, die ich damals schon in Zoppot so oft an ihm bewundert hatte, noch um ein Bedeutendes gewachsen sein mußte. Eine Stunde später hatten wir das ganze Nest ausgehoben. Und was für geriebene Halunken es waren, das können der Herr Graf daraus ersehen, daß sie mir —“

Er geriet in einige Verlegenheit und wollte nicht weiter sprechen.

Aber Graf Gunther erließ es ihm nicht.

„Nun — als ich mich auf das Pferd setzte, um

nach Hause zu reiten, merkte ich, daß meine Börse fort war.“

„Hattest du viel drinn?“

„Für meine Verhältnisse recht viel, Herr Graf.“

„Und du meinst, die hätte dir einer der Banditen bei ihrer Verhaftung abgenommen?“

„Ja. Wer denn sonst?“

„Dein Herr Dux hat sie dir genommen.“

„Nein, Herr Graf, das glaube ich nicht. Ein so zehner Herr —“ Er kam nicht weiter. Die Tür der Krankenzstube hatte sich geöffnet, und Inge war heraustrreten.

„Eine gute Botschaft, Inge“, empfing sie Gunther, „die du gleich dem Vater überbringen mußt. Die Schufte, die euch hier überfallen und ihn verwundet haben, sind hinter Schloß und Riegel.“

Aber sie hörte ihn gar nicht.

„Es steht schlecht mit deinem Vater, Gunther — ich will den Arzt benachrichtigen. Er muß sofort herkommen, laß Tor den Kutscher rufen, die jungen Braunen soll er anspannen, und sie nicht schonen, jeder Augenblick kann kostbar sein.“

Der Anschluß war bald erreicht. Doktor Kortzfleisch fragte nach den Anzeichen der Veränderung, die sie so erschreckt hatten, und sagte dann zu, sofort zu kommen, ja, er wollte dem Wagen entgegengehen, damit keine Verzögerung einträte.

„Der Puls, der mir heute mittag schon schwächer porkam, ist mit einem Male ganz matt geworden“, wandte sich Inge zu Gunther, „sein ganzer Zustand ist wie ausgewechselt. Er ist gleichgültig und teilnahmslos geworden, ja, eben hatte ich das Gefühl, als kennte er mich gar nicht mehr — und das war furchtbar. Gunther, so unsagbar furchtbar.“

„Vielleicht siehst du so schwarz, Inge. Soll ich vielleicht einmal zu ihm gehen?“

„Ich möchte dich bitten, es nicht zu tun.“

Ganz leise öffnete sie die Thür und begab sich in das Krankenzimmer zurück.

Gunther blieb allein, eine langsam schleichende, qualvolle Zeit hindurch, die ihm eine Ewigkeit dünkte.

Endlich fuhr draußen ein Wagen vor. Der Arzt trat in das Zimmer. Der Ausdruck seines Gesichtes war sehr ernst, er drückte Gunther die Hand und ging, ohne ein Wort zu sprechen, in die Krankenstube.

Wieder war Gunther allein. Ab und zu hörte er nebenan leises Sprechen, dann war alles still.

Mit einemmal stand Doktor Korthfleisch vor ihm.

Gunther brauchte ihn nicht zu fragen, sein Gesicht sagte ihm alles.

„Wie ist es nur so schnell gekommen? Wo sie heute vormittag noch die größte Hoffnung hatten?“

„Eine innere Blutung ist hinzugetreten, die niemand voraussehen konnte.“

„Und nun?“

„Es ist nichts mehr zu machen. Vielleicht gehen Sie jetzt doch lieber zu ihrem Herrn Vater.“

Um Mitternacht hatte der Kranke ausgelitten. Still und sanft war er hinübergeschlummert, die letzten Stunden ohne Bewußtsein, ohne Gunther überhaupt noch zu erkennen. Nur Inge mußte ihm bis zum letzten Atemzuge die Hand halten. Nahm sie sie auch nur für eine Sekunde aus der seinen, so trat sofort eine merkbare Unruhe in dem Zustande des Sterbenden ein. Sowie er sie aber wieder fühlte, war er ruhig und geborgen. Ein Schimmer glücklichen Friedens lag dann auf seinen abgehärmten Zügen und ließ ihn selbst im Tode nicht.

Man begrub ihn wie er es gewünscht, in aller Stille auf dem alten Friedhof, auf dem Inges Vater ruhte. Nicht an seiner Seite, sondern etwas abseits, wie er es wiederum bestimmt hatte, unter einer hohen

Binde, die im Sommer ihre Blüten mit verschwenderischer Hand über die Stätte der Vergänglichkeit streut.

Eine volle Woche war vergangen. Gunther hatte Tag für Tag mit dem Entschlusse gekämpft, Inge zu sagen, was ihm der Wunsch und Wille des Vaters als schwereres Vermächtnis hinterlassen, was zu erfüllen er ihm in der letzten Stunde gelobt hatte. Aber es war ihm nicht möglich gewesen.

Einige Male hatte er sich mit aller Gewalt aufgerafft, hatte eine Gelegenheit gesucht, mit ihr allein zu sein, hatte von seinem verstorbenen Vater gesprochen und von der Zukunft, wie sich nun alles so ganz anders gestalten würde — weiter war er nicht gekommen. Sie hatte jedesmal eine so ablehnende Haltung eingenommen, sie trug ihren Schmerz überhaupt so ganz für sich, so unnahbar und unempfänglich für jedes tröstende und aufrichtende Wort, das er ihr so gerne gesagt hätte, daß es ihm unmöglich erschien, von diesen Dingen zu sprechen.

Wohl war sie freundlich und gütig zu ihm, begleitete ihn mehrere Male in die Wirtschaft, fuhr auch mit ihm auf dem Dogcart zu den Vorwerken, wenn er sie darum bat.

Aber zum Friedhof ging sie immer ohne ihn, und auf den Verstorbenen brachte sie aus sich selber heraus das Gespräch nur in den seltensten Fällen, und auch dann nur flüchtig und nebenfächliche Gegenstände berührend. Er hatte immer das Gefühl, als hätte sie auch jetzt noch den Wunsch, mit dem Hingeschiedenen ganz allein zu sein.

Da erhielt er eines Tages einen Brief aus Hochkeplin von seinem Großonkel, dem er den Tod seines Vaters angezeigt hatte.

Der alte Herr war bereits über die achtzig hinaus. Aber seinem Briefe merkte man ein solches Alter nicht

an. Seine Handschrift war so fest und deutlich, sein Stil so klar und flüssig, daß ihn ein jüngerer Mann um beides hätte beneiden können.

„Mein lieber Gunther“, schrieb er, „mit aufrichtigem Bedauern habe ich Deine Nachricht von dem Hinscheiden Deines geliebten Vaters empfangen. Er, der als der Tapfersten einer, trotz seiner vorgeschrittenen Jahre den ganzen Krieg mitgemacht, und, wie mir von mehreren Seiten berichtet wurde, stets einer der allerersten gewesen, mußte nun einer Mörderhand zum Opfer fallen. Ein trauriges Schicksal und ein ernstes Memento für uns alle, wie tief wir von stolzer Höhe herabgesunken sind.“

Hat das Leben Deinen lieben Vater und mich ja auch ein wenig auseinandergesührt, den alten Familiensinn und die alte Familienzugehörigkeit, die in unserem Geschlecht immer hochgehalten wurde, hat es nicht zu berühren vermocht. So hat mich sein jäher und für seine Lebenslust und Lebenskraft sehr früher Tod auf das tiefste erschüttert.

Dies mußte ich Dir zu allererst sagen, bevor ich nun auf den zweiten Zweck meines Schreibens komme.

Kurz vor seinem Tode, auf seinem Krankenbette, diktierte dein lieber heimgegangener Vater einen Brief an mich, aus dem ich seine treue Sorge für seinen Sohn ersah. Er teilte mir mit, daß sich Deine Verhältnisse, die ich auf das beste geordnet glaubte, infolge unvorhergesehener Umstände geändert hätten. Er legte mir ans Herz, Dir, wo ich nur könnte, mit Rat und Tat zur Seite zu stehen. Meine Antwort, in der ich ihm die Erfüllung seiner Bitte mit Freuden zusagte, sollte gerade abgehen, als die Nachricht seines Todes hier eintraf.

So kann ich Dir, mein lieber Großneffe, nur wiederholen, was ich ihm geschrieben: daß ich Dich bitte, Hochkelpin als Deine Heimat und mich als Deinen zuverlässigen väterlichen Freund zu betrachten.

Ja, ich erweise mir selber damit einen größeren Dienst als Dir. Da ein sehr tüchtiger Inspektor mich vor kurzem verlassen hat und es mir noch nicht gelungen ist, einen Ersatz für ihn zu erhalten, so wäre es mir sehr erwünscht, einen mir so nahestehenden Menschen, der noch dazu ein erprobter Landwirt ist, zu meiner Unterstützung hierher zu bekommen. Denn wenn ich auch noch überall nach dem Rechten sehe, so hindert mich doch mein hohes Alter, der Wirtschaft so vorzustehen, wie es für sie notwendig wäre. In meinem Hause hoffe ich es Dir so angenehm zu machen, wie es einem alten Junggesellen nur irgend möglich ist. Wir führen aber ein recht behagliches Leben hier, von dem Du Dich hoffentlich selber überzeugen wirst. Je eher Du Dich zu einer Übersiedelung nach Hochkelpin entschließen wirst, um so willkommener wirst Du sein Deinem Dir in Treue zugetanen alten Großonkel Cassilo.“

Dieser Brief wurde für Gunther entscheidend. Er setzte sich sofort hin und antwortete, daß er in den nächsten Tagen in Hochkelpin eintreffen würde.

Eine Bedingung aber stellte er: daß er seinen treubewährten Sekretär, Herrn Theodor Telnzen, von dem er sich unter keinen Umständen trennen wollte, mitbringen dürfte. Sein Großonkel, fügte er hinzu, würde dabei nicht schlecht fahren, denn Hochkelpin gewänne mit ihm eine zu jeder Arbeit fähige und unbedingt zuverlässige Kraft, wie sie heute nicht allzu häufig wäre.

Zwei Tage später hatte er bereits die Drahtantwort aus Hochkelpin in Händen: „Mit allem freudig einverstanden. Du und dein Begleiter herzlich willkommen. Onkel Cassilo.“

Damit war sein Schicksal entschieden. Nun blieb ihm nur eins noch, das Schwerste: Inge aufzuklären und von ihr Abschied zu nehmen.

Es war an einem Abend in der ersten Hälfte des Dezember. Der Tag war klar und schön gewesen.

Gunther hatte einen größeren Ritt, zuerst über die Selder, dann zu den Vorwerken, schließlich in den Altstürckower Wald gemacht, wo seine Beute mit dem Holzfällen beschäftigt waren.

Niemand von ihnen ahnte, daß es das letzte Mal war, daß er als ihr Herr unter ihnen weilte und ihnen seine Befehle gab.

Nun hatte er mit Inge das Abendessen eingenommen, und sie hatte sich nach alter Gewohnheit in das Wohnzimmer begeben, wo sie mit der Mamsell zu verhandeln und einige Briefe zu schreiben pflegte, während er in seinem Arbeitszimmer mit dem alten Klausmann das Nötige für den morgigen Tag zu besprechen hatte.

Dann ging er nach drüben in das Wohnzimmer.

Inge hatte die Mamsell gerade entlassen und saß an ihrem Schreibtisch

„Willst du vielleicht so gut sein, ein wenig zu mir hinüber zu kommen? Oder, wenn es dir lieber ist, bleibe ich bei dir. Ich habe einiges mit dir zu besprechen, das keinen Aufschub duldet.“

„So feierlich?“ fragte sie mit einem leisen Lächeln. „Dann laß uns zu dir hinübergehen, es ist so Überlieferung, das Wichtige dort zu verhandeln.“

Sie saßen auf ihren alten Plätzen, er in dem großen Sehnstessel, dem Ofen gegenüber, sie in dem Armstuhl, den ihr verstorbener Vater immer benutzt, und der nun aus der Krankenzstube wieder in das Herrenzimmer gebracht war.

„Ich habe dir etwas mitzuteilen, Inge, das mir nicht leicht wird, und das eine einschneidende Veränderung in unserem bisherigen Leben bedeutet.“

Sie ließ die Arbeit, die sie sich mitgenommen hatte, in den Schoß sinken und sah ihn mit fragenden Augen an.

„Ich lege mit dem heutigen Abend alles nieder, was mich bisher an Altstürckow gefesselt hat, meine Arbeit, meinen Besitz und die Rechte, die er mir bisher gegeben hat.“

Ein jähes Erschrecken glitt über ihr Antlitz.

„Ich verstehe dich wohl nicht ganz, Gunther. Eben wollte ich dir mitteilen, daß ich an meine Mutter geschrieben und mich auf längere Zeit bei ihr angemeldet hätte, da kommst du mir mit diesem mir nicht recht begreiflichen Entschluß zuvor, der hoffentlich nur deiner jetzigen bedrückten Gemütsverfassung entspricht.“

„Nein, Inge, er ist unabänderlich. Ich verlasse bereits morgen Altstürckow.“

„Du — verläßt Altstürckow? Morgen schon? Ja, du kannst deinen Besitz doch nicht einfach im Stich lassen.“

„Ich kann es nicht nur, ich muß es.“

„Du mußt es — weshalb?“

„Weil es mein Besitz nicht mehr ist.“

„Dein Besitz nicht mehr? Wessen denn sonst?“

„Deiner, Inge.“

Sie lachte bitter auf. „Das alte Lied, Gunther? Ich glaubte, darüber wären wir hinaus.“

„Es ist kein altes Lied, sondern ein ganz neues. — Du weißt, daß ich mich nie glücklich in einem Besitz gefühlt habe, der nach Recht und Gesetz dir zukam.“

„Nach Recht und Gesetz? Dir war das Gut nach dem letzten Willen meines Vaters vermacht.“

„Nein, Inge, es war nicht so. Dein Vater hatte dich zur alleinigen Herrin von Altstürckow eingesetzt.“
Regungslos saß sie in ihrem Stuhl, die beiden Hände mit zäher Kraft auf seine Armlehne gestützt.

„Mich — zur alleinigen Herrin? — Ja, wie war es denn möglich — wie war es möglich, Gunther? —“

Weiter kam sie nicht. Hilfsuchend richteten sich ihre Augen auf ihn, damit er das Unerklärliche ihr erklärte.

„Ahnst du denn nichts, Inge? Muß ich dir alles haarklein sagen?“

„Nichts ahne ich . . . nichts. Es stand doch im Testament . . .“

„Gewiß, da stand es. Aber dein Vater hatte zwei Testamente hinterlassen. Niemand wußte es. Nur das

erste war dem Gericht übergeben. Nach ihm ist dann verfahren worden.“

„Und das andere, Gunther — das andere?!“

„Sag in einem Schubsack dieses Schreibtisches.“

„Und in ihm . . .?“

„Schrieb er, daß du inzwischen größer und reifer geworden, daß er dich und deine Liebe zu Altstürckow kennengelernt, und daß er deshalb sein unter ganz anderen Umständen verfaßtes erstes Testament aufhobe und niemand anders als Besitzerin von Altstürckow sehen wollte als dich.“

„Gott sei Lob und Dank!“

Ihr noch eben so versteinertes Antlitz lebte auf, eine helle, jauchzende Freude breitete sich über ihre Züge.

„Vater! — mein lieber, guter Vater!“ kam es von ihren stammelnden Lippen.

Und dann nach einer langen Pause, während der sie bald auf ihn, bald über ihn fort in die Weite geblickt:

„Das war mein Vater mit seiner Güte und seinem Gerechtigkeitsinn, wie er in meiner Seele lebte, wie ich ihn mir nie anders hatte vorstellen können. Das war seine große Liebe zu mir, die ich mit so unbedingter Sicherheit in ihm wußte, und an der ich nicht irre wurde, so schmerzlich . . . ach Gunther, du, ihr alle ahnt ja nicht, wie ich darunter gelitten habe. Nicht, daß ich das Gut nicht erhielt, nicht, daß ich das alte vertraute Besitztum in anderen Händen sah, und waren es auch die deinen, das alles hätte ich verschmerzt. Aber daß mein Vater mir, auf deren Verständnis für ihn und sein Altstürckow er so stolz war, daß er . . . Gunther, du gibst mir mit diesem Wort meinen Vater wieder. Ich danke dir!“

Eine große, fast ausgelassene Freude war in ihr und griff tief in sein Herz. Um so mehr aber drückte das andere auf ihn, das er ihr nun zu sagen hatte, und das dem kurzen Glückstaumel ihrer Seele ein Ende bereiten würde.

„Aber dies zweite Testament war nicht rechtsgültig . . . natürlich nicht“, fuhr sie fort, „nein, Gunther, es braucht dir nicht unangenehm zu sein, es mir zu sagen. Es ist für mich so völlig untergeordnet. Ich habe seinen Willen, seinen guten, heiligen Willen erkannt, das genügt mir vollauf.“

Er antwortete nicht. Es war nicht möglich, es ihr zu sagen, gerade jetzt nicht. Wie ein Henkersknecht kam er sich ihr gegenüber vor.

Mit einem Male stutzte sie.

„Aber wie? Dein Vater hat es dir gesagt, jetzt auf seinem Sterbebett gesagt, an dem letzten Morgen, als ihr so lange miteinander allein waret? Also hat er es doch gewußt . . . hat alles gewußt . . . und niemals . . .“

„Ja, Inge, er hat es gewußt.“

„Hat es gewußt? . . . Und es mir niemals gesagt? Obwohl er sah, wie ich darunter litt, obwohl wir noch am Tage seiner Verwundung . . .?“

Aber sofort suchte sie ihn zu entschuldigen. „Er tat es nicht, weil er nichts ändern konnte, weil er nicht in die Rechte seines Sohnes eingreifen wollte.“

„Nein, Inge, so war es nicht. Das Testament deines Vaters war von seiner eigenen Hand geschrieben und mit seinem Namen unterschrieben. Es war vollständig rechtskräftig.“

Nun war es heraus, kurz und unwiderleglich. Er hatte seines Vaters Willen erfüllt.

Wieder war es still zwischen ihnen, totenstill . . .

Dann schüttelte Inge den Kopf einige Male hin und her, als müßte sie etwas Unglaubliches, Unmögliches von sich weisen.

„Er hat das Testament vernichtet.“

Ganz langsam und bestimmt hatte sie es gesagt.

„So ist es gewesen.“

Er erwartete ein heftiges Hervorbrechen ihres Schmerzes, ihrer Empörung . . . nichts von dem trat ein.

„Dir zu Liebe hat er es vernichtet“, fuhr sie eben-

so langsam und bestimmt fort. „Er hat dich ja immer am meisten geliebt, mehr als uns alle, viel mehr.“

„Ganz recht, Inge . . . so lange, bis er seine Liebe zu dir erkannte.“

Eine merkbliche Veränderung ging in ihren Zügen vor.

„Bis er . . .“

Sie brach ab, sie brachte kein Wort mehr hervor.

„Und nun, nicht wahr, nun zürnst du ihm? Und kannst es nicht mehr aus deinem Herzen löschen? Und wirst es nicht vergessen, dein ganzes Leben lang?“

„Nein, Gunther, so ist es nicht. Ich habe ihn nie so verstanden wie jetzt.“

Und dann: „Man muß einen Menschen wohl sehr lieb haben, um das zu verstehen, so lieb, wie ich ihn gehabt habe — und ihn noch heute habe.“

Sie blickte eine lange Zeit sinnend vor sich hin; er wagte nicht, ihr Schweigen zu unterbrechen.

„Er hatte so etwas Gebietendes und Großes, der einzige Mensch war er, dem ich mich unterordnete, gerne und willig. Und so gebietend und groß erscheint er mir auch heute noch, daß ich gar nicht darauf komme, ihn zu richten. Auch wenn er unrecht handelt, bleibt er groß.“

„Es ließ ihm keine Ruhe, bis er mir alles mitgeteilt und mich beauftragt hatte, es dir zu sagen — ohne jede Schonung und Beschönigung, wie ich es getan habe.“

„Er wollte nicht mit einer Lüge von mir gehen. Klar und rein sollte es zwischen uns sein. Ich verstehe auch das. Solange ich das Kind für ihn war, mit dem er spielte, glaubte er, mir auch hierüber keine Rechenschaft schuldig zu sein. Von dem Augenblick an, da sich das alles änderte, da er mich liebte, war er sich seiner Schuld mir gegenüber bewußt, war er entschlossen, sie zu sühnen.“

„Auch das wußtest du, Inge?“

„Bis dahin nicht, erst jetzt weiß ich es. Er hat es

einmal selber zu mir gesagt, daß der Tod im letzten Grunde Sühne wäre.“

„Dann aber kam alles so ganz anders.“

„Ja, und was mir erst so ungeheuerlich erschien, sehe ich jetzt in einem anderen Lichte . . . Jetzt weiß ich auch, warum er so gern und so ruhig starb. Er nahm mir mein Gut, aber er gab mir dafür sein Leben. So bleibe ich immer noch in seiner Schuld.“

„Jetzt erst sehe ich, Inge, wie sehr du ihn geliebt haben mußt, daß du ihm alles vergibst!“

„Wundert dich das, Gunther? Die große Liebe ist wohl immer die vergebende. Eine andere gibt es gar nicht. Sie hat wenigstens noch keine Probe bestanden. Nur daß bei mir von Vergeben gar keine Rede sein kann, sondern nur von Verstehen.“

Sein Erstaunen wuchs. Er hatte ihr eine so schlichte Demut gar nicht zugetraut. Bei aller Bewunderung konnte er dem Gefühl eines gewissen Neides nicht wehren, das er dem Toten gegenüber empfand.

„Jedenfalls wirst du nun einsehen, daß ich das Herrenspielen, das man mir aufgezwungen, und das mich oft genug gedrückt hat, jetzt endgültig aufgebe. Von heute an bist du alleinige Herrin auf Altstürckow, ich habe alles fertig, dir Rechnung zu legen.“

Sie sah ihn mit einem ihrer halben Blicke an, die er schon als Kind an ihr so gerne gehabt, und mit denen er sie manches Mal geneckt hatte.

„Gewiß, Gunther, ich sehe ein, ich erkenne, daß du als Mann nicht anders handeln kannst. Aber ich habe mir eine ganz andere Lösung gedacht. Eine für uns beide angenehmere und, ich kann es nicht anders ausdrücken, eine viel natürlichere.“

Und dann, indem sie ihm leise die Hand auf die Schulter legte: „Warum willst du jetzt fortgehen? Willst mich und Altstürckow verlassen, wo wir beide dich so nötig brauchen, beide ohne dich nicht sein können? Willst du nicht bei mir bleiben, Gunther? Dir wird es doch

gewiß auch nicht leicht, von dem Grund und Boden, mit dem du verwachsen bist von deinen Kinderjahren an wie ich, so eines Tages einfach fortzugehen? Wir lassen es beim alten. Überlege es dir, Gunther! Zerreiße nicht unnötig und vorschnell alte Bande, die doch schließlich auch zwischen uns bestehen.“

Sie bemerkte die Bewegung, die in ihm war, und fuhr, die Hand immer noch leicht auf seine Schulter gelegt, mit einem leisen Nöcheln fort: „Oder fürchtest du, daß ich mich am Ende doch als Herrin fühlen und dich das einmal empfinden lassen könnte? Bist du bange vor weibischen Launen und Gefüsten? Sei ohne Sorge. Ich gebe dir unbeschränkte Vollmachten, ich rede dir nie in deine Anordnungen hinein; nur dein Wort und Willen sollen draußen herrschen. Ja, ich werde gar nicht viel hier sein, werde mich nur zeitweise hier aufhalten; es soll alles genau so bleiben, wie es bisher gewesen. Bist du es nun zufrieden, Gunther? Und willst du mir die Hand reichen zum neuen Bunde?“

Er sah sie nicht an, er reichte ihr auch nicht die Hand. Seine Erregung wuchs, ein harter Kampf war in ihm.

„Nein“, sagte er schließlich, von allen einstürmenden Gedanken, allen lockenden Wünschen sich losreißend, „ich kann nicht, Inge, kann wirklich nicht.“

„Und warum kannst du nicht?“

Er zauderte, er zwang das Wort zurück, er durfte es ihr nicht sagen . . . jetzt nicht, in diesem Augenblick. Und dann sagte er es doch:

„Weil du mir alles geben willst, Inge, alles, nur das Eine nicht.“

Er fühlte, wie sie die Hand von seiner Schulter nahm, wie plötzlich eine tiefe, tiefe Kluft sich aufthat zwischen ihm und ihr, wie ein eisiger Hauch über sie dahinwehte.

„Nein, Gunther,“ hörte er sie dann sagen, ganz von weitem her, mit veränderter, kühler Stimme, in der etwas

Zerrissenes, Trauriges war, „das Eine kann ich dir nicht geben . . . Dann freilich mußt du gehen.“

Da erwachte der Mann in ihm.

„Vergib mir, Inge, ich hätte es dir nicht sagen dürfen, hätte deinen Schmerz und deine Liebe zu einem Heimgegangenen schonen müssen. Aber es kam über mich mit unbezwinglicher Gewalt, es redete aus meiner Seele heraus, ohne daß ich es wollte und wußte. Der Augenblick war schlecht gewählt. Eins verspreche ich in dieser Stunde und werde es halten: Niemals wird von alledem zwischen uns die Rede sein. Es ist das letzte Mal gewesen. Unsere Wege werden sich trennen für immer. Du wirst vor mir sicher sein. Bebe wohl, Inge!“

„Bebe wohl!“

Sie reichte ihm die Hand und wandte sich zum Gehen. Aber an der Tür blieb sie stehen und kehrte einige Schritte zurück.

„Morgen, wenn ich die letzten Räumungsarbeiten beendet habe, schließe ich dies Zimmer für immer. Es war mir einmal die Stätte alles Guten und Schönen, die liebsten Erinnerungen sind mit ihm verknüpft. Jetzt birgt es nur noch Schweres und Trauriges. Nur Tote gehen in ihm umher. — Du hast recht: Nun müssen wir beide, jeder einsam für sich, unsern Weg suchen.“

Er hörte die Tür leise ins Schloß fallen. Dann war er allein.

Drittes
Buch
M



Hochkelpin.

Auf bergigem Gelände ist es gelegen, weithin sich ziehend über Täler und Hügel bis an den blauschwarzen Kranz der Wälder, die es in dichtgeschlossener Kette umgürten. Fruchtbarer Boden wechselt ab mit minder ergiebigem, sandigem. Aber die rechte Kultur weiß auch ihm mit viel Überlegung und saurem Schweiß lohnende Erträge abzugewinnen.

Es ist kein besonders großes Gut, Altstürckow nicht annähernd gleichkommend, aber an Schönheit es noch übertreffend.

Denn es liegt lieblich gebettet zwischen Wald und Meer. Das bergige Land, die vielen Kuppen und Höhen, die stete Abwechslung von Erhebung und Senkung machen seine Bewirtschaftung nicht leicht, dafür aber zur dankbaren Aufgabe für den, der seine Sache versteht und der wundervollen Scholle Landes die rechte Liebe, die schöpferische Tatenlust entgegenbringt.

Hoch oben auf der Klippe steht das Herrenhaus, wie eine Ritterburg aus alter Zeit anzusehn; wohlgerüstet und gewappnet gegen jeden feindlichen Einfall. Und doch mit allem Behagen ausgestattet, mit jedem neuzeitlichen Schmucke versehen. Vornehme Säle und Empfangsräume wechseln mit stillen, feingetönten Zimmern ab mit weichen Teppichen und alten, kostbaren Geweben, die von den seidenbezogenen Wänden herab-

hängen. Weitausschauende Erker, phantastisch geschmückelt, in der Form ein wenig an Schwalbennester erinnernd, denen ein erfindungsreicher Baukünstler den rechten Schwung gegeben, treten aus dem sonst mit strenger Einheitlichkeit und starker Linienführung aufgerichteten Bau hervor.

Unter ihm aber, gar nicht weit und doch wie ein ferner, tiefer Traum, ein unergründliches Geheimnis in das Land des Unbegrenzten sich hinziehend, an manchen Tagen so mit dem Himmel eins, daß man es von ihm nicht zu unterscheiden vermag, dann wieder ganz klar, ganz durchsichtig, von metallendem Glanz und eherner Größe, wie ein Gespinnst von Seide und dunkelblauem Sammet sich breitend, liegt das Meer. In leiser Musik, in wohlklingendem Rhythmus, der wie aus einer anderen Welt hinüberklingt, schlagen die Wellen am Strande auf, klingen und singen wie helles Glockengeläut zum Schlosse empor, durchschneiden die metallene Fläche mit hell-silbernen, weithin leuchtenden Furchen. Dann hebt und senkt sich der perlende Gischt, teilt sich in weit sich dehrende Falten, strafft sich und weicht zurück, einem Spitzenschleier gleich, der das bräunliche Antlitz des unberührten Meeres hüllt.

Im Herbst oder in den dunkeln Winternächten erwacht wohl auch der Sturm, tockelt wie ein betrunkenener Riese über die rasend gewordenen Wasser, rührt sie in ihrem tiefsten Grunde auf und wirft sie mit plumper Faust durcheinander, daß die weite, milde Fläche wie ein schwarzer, tiefgewühlter, ruheloser Acker anzusehen ist. Dann tanzen da draußen die Schiffe ihren Totentanz, die kleinen Nachen und Rähne klimmen die donnernden, sich überkippenden Wogenberge hinan, sausen hinunter in die unermesslichen Tiefen, und die in ihnen sind, beten zu Gott, daß er aus Not und Tod sie gnädiglich rette.

Still und starr, in feiernder Größe, wohlbewahrt auf hochragender Klippe aber steht Schloß Hochkepllin,

zündet seine Dichter an und läßt sie wie ruhige Augen weithin gleiten über die ewigen, fliegenden und fallenden Wasser, Tag für Tag und Jahr für Jahr.

Ein heller Dezembertag war es, an dem die Sonne weich und warm schien wie an einem Vorfrühlingstage und ein leise schwellender Wind würzige Salzdüfte vom Meer hinübertrug, als der Kutscher, der auch nicht mehr zu den jüngsten zählte, aber immer noch kerzengerade auf seinem Bocke saß, auf die Rampe des Hochkepliner Schlosses fuhr, die neuen Hausgenossen zu bringen, die er von der nahegelegenen Eisenbahnhaltestelle abgeholt hatte.

Ein Diener trat an den Wagen, beim Aussteigen zur Hand zu sein und das Gepäck in Empfang zu nehmen. Ein hübsches Mädchen mit weißer Haube und Schürze — vom Grafen Cassilo ging die Mär, daß er nur ganz junge und sehr hübsche Mädchen in seinem Haushalt anstellte — war ihm zur Seite, und hinter ihnen war die ein wenig vornübergeneigte, aber noch immer stattliche Gestalt des alten Grafen sichtbar, der es sich nicht nehmen ließ, seine Gäste bereits im Vorraum zu begrüßen.

„Herzlich willkommen auf Hochkepllin, mein lieber Gunther!“ sagte er, die feinen, ein wenig gichtischen, blaugeäderten Hände seinem Gaste entgegenstreckend, „und möchte mein Haus dir Heimat werden!“

Der warme Empfang, der schlichte, aufrichtige Ton tat dem Ankommenden wohl, der sich fremd und heimatlos gefühlt, und nun von einem Manne, den er bisher nicht gesehen und gekannt, wie ein naher Angehöriger aufgenommen wurde.

Er begab sich in das große, mit aller Behaglichkeit ausgestattete Zimmer, das ihm im ersten Stock mit einem Ausblick auf den Garten und Park, und über ihn hinweg auf die Klippen und Dünen und das darunter blauende Meer, zur Wohnung angewiesen war, und kleidete sich zum Essen um.

Tor Tchnzen, der, ihm gegenüber, eine bescheidenere, aber auch freundliche und wohnliche Stube erhalten hatte, die auf den weit sich ausdehnenden Hof mit seinen Ställen und Riesensteeunen hinauschaute, kam hinüber, packte die Koffer aus und legte seinem Herrn die Sachen zurecht, die er anziehen wollte.

Raum war er fertig, als auch schon der Diener erschien und meldete, daß das Frühstück bereit wäre.

Man hatte heute zur Feier des Tages die Hausordnung geändert und frühstückte zu der Stunde, die sonst der Hauptmahlzeit gehörte, während diese erst für sechs Uhr abends angesehen war.

In dem in strenger Einheitlichkeit und kühler Steifheit ausgestatteten Ehzimmer mit den hochlehnigen, ledergepolsterten Stühlen, der antiken, kunstvoll geschnitzten Anrichte und dem runden, einladend gedeckten Tische wartete bereits der Wirt.

In dem schwarzen Überrock, auf dem kein Stäubchen sichtbar war, auch sonst auf das sorgfältigste vom Kopf bis zum Fuß bekleidet, verkörperte er in seinem Aussehen wie in seinem Wesen den rechten Cavalier, wie es alle Trockaus taten.

Auch das schien in der Familie zu liegen, daß es ein Alter nicht gab, daß man in den Fünfzigern noch ein jüngerer, in den Achtzigern ein Mann in den besten Lebensjahren war.

Überhaupt erinnerte er Gunther in seiner ganzen Art und seinem Auftreten so lebhaft an den Vater, daß dieser lebhaftig vor seiner Seele stand und er manchmal, wenn Onkel Cassilo mit ihm sprach, ganz deutlich seine Stimme zu hören glaubte.

Ein wenig später erschien, auf den weichgepolsterten rotglänzenden Wangen noch die leichten Spuren des Küchenfeuers, eine ältliche, runde Dame, die ihm Onkel Cassilo als Fräulein Rickebusch, seine langjährige, treue Hausgenossin vorstellte, mit der man auf gutem Fuße

stehen mußte, wollte man sich auf Hochkelpin wohlfühlen. Er spräche aus eigenster Erfahrung.

Fräulein Rickebusch zeigte eine Reihe gutgearbeiteter, nur ein wenig zu weißer Zähne und lächelte schamhaft wie ein junges Mädchen: Solche Scherze mache der Herr Graf immer mit ihr, aber sie freue sich darüber, denn es sei das Zeichen seiner guten Stimmung.

„Stimmung?“ fragte der Graf. „Haben Sie mich schon jemals in Stimmung oder Mißstimmung gesehen? Das ist ein Vugus, den sich nur unerzogene Leute leisten dürfen. Unser einem ist so etwas von Kindheit an ausgetrieben worden. Mir sind seitdem Menschen mit „Stimmung“ unausstehlich geworden.“

Sowie man sich an den Tisch setzte, fiel es Gunther auf, daß zwischen dem Wirt und der Rickebusch ein Gedeck aufgelegt war, das unberührt blieb. Aber da keiner von beiden etwas sagte, fragte er auch nicht.

Nachdem die Tafel aufgehoben war, lud ihn Graf Cassilo in ein kleines Erkerzimmer, in das er sich nach dem Essen zurückzuziehen pflegte. Sie steckten sich die aus den feinsten Tabaken hergestellten Zigarren an und tranken ihren Kaffee, auf dessen Bereitung Fräulein Rickebusch liebende Sorgfalt verwandt hatte. Graf Cassilo, der stets ein Lebenskünstler gewesen, war es in seinem hohen Alter erst recht geworden und ließ sich keine der kleinen Freuden entgehen, die ihm seine ausgezeichnete Gesundheit noch immer in vollem Maße gestattete.

„Wenn man kein Jüngling mehr ist und in solcher Einsamkeit lebt, so muß man sich die kurzen Tage verschönen, so gut man kann“, sagte er, behaglich in seinem Sessel sich dehnend und die Beine von sich streckend, dabei voller Andacht den köstlichen Duft seiner Zigarre einatmend.

„Bist du nicht gewohnt, nach dem Essen zu ruhen?“ fragte Gunther.

„Ich denke nicht daran. Ich werde mir meinen

kurzen Lebensabend nicht noch mehr verkürzen. Nach Tisch spiele ich gewöhnlich meine Partie Schach.“

„Mit Fräulein Rickebusch, nicht wahr?“

Ein überlegenes Lächeln huschte über Graf Cassilos greises, aber noch rosiges und glattes Antlitz.

„Nein, mein lieber Gunther, dazu habe ich eine andere Partnerin. Sieh mal, das ist das Komische, je älter man wird, um so weniger neigt man für ältere Damen. Soll das Herz frisch bleiben, so muß auch das Auge etwas Frisches, Hübsches sehen, muß sich an der Jugend freuen, ganz harmlos und ohne Nebengedanken selbstverständlich. Die Trockaus sind nun einmal alle Schwerenöter gewesen, ihr Leben lang. Du weißt es von deinem Vater. Ja, der ist nun in der Blüte seiner Jugend und Kraft dahingegangen.“

Trotz aller Wehmut konnte Gunther ein leises Lächeln nicht unterdrücken. Aber freilich, dem Manne, der über die Achtzig hinaus war und doch das Leben noch reich genoß, mußte der starke Fünßziger ein Jüngling erscheinen. Es sind ja schließlich alles nur Verhältnisse, nach denen wir rechnen und urteilen.

„Ein hübsches Mädchen ist es auch gewesen, das deinen Vater und mich auseinanderbrachte. Die Geschichte ist sehr kurz. Sie spielte in Nizza. Ich hatte eine entzückende feurige Italienerin aus Florenz kennen gelernt. Ich liebte sie, ja, ja, ich liebte sie allen Ernstes. Dein Vater kam und machte sie mir abspenstig. Ich habe es ihm nie vergessen können. Doch das ist nun längst überwunden, und ich freue mich um so mehr, jetzt seinen Sohn in meinem Hause als lieben Genossen beherbergen zu können.“

„Der dir deine Gastfreundschaft nicht dadurch vergelten wird, daß er dir eine junge, feurige Italienerin abspenstig machen wird. Dafür kannst du bei ihm sicher sein.“

„Na . . na“, scherzte Graf Cassilo, „so unbedingt sicher will ich doch nicht sein. Wenn es auch keine

feurige Italienerin zu sein braucht. Ob ich es aber heute viel leichter tragen würde, das käme auf eine Probe an.“

Wieder mußte Gunther lächeln. Klang es nicht wie eine versteckte Warnung?

Mit einemmal fiel ihm das Gedeck ein, das bei Tisch unbenutzt geblieben. Und es war, als erriete sein Großoheim seine Gedanken.

„Du hast sie noch nicht kennen gelernt“, sagte er, „sei auf der Hut!“

„Vor wem denn, Onkel?“

„Wir erwarteten sie heute zu Tisch. Aber es kommt öfter vor, daß sie in Danzig nicht so schnell fertig wird und dann erst den Nachmittagszug erreicht.“

„Verzeih mir noch einmal meine Frage. Wen erwartetest du zu Tisch?“

„Ach ja, ich vergesse immer, daß du sie noch gar nicht kennst. Nun, so laß dir erzählen.“

Er drehte die zur Neige gehende Zigarre in der gichtischen Hand, blickte dann auf seine Fingerspitzen mit den glatt polierten Nägeln und begann:

„Vor zwei Jahren um diese Zeit warf mich die Grippe auf ein schweres Krankenlager. Es stand schlecht mit mir. Aber meine gute Natur behielt den Sieg. Ich genas. Unser Hausarzt, der alte Sanitätsrat drüben in Neustadt, der mich seit langen Jahren kennt, sagte mir eines Tages: Wollte ich noch einmal aufleben, so dürfte ich mich nicht in diese Einsamkeit mit der alten Rickebusch einsperren, sondern müßte einen jüngeren, fröhlicheren Menschen um mich haben, der mir vorläse, vorspielte, kurz ein wenig Freude und Licht in mein Alter brächte. Und ich mußte zugeben, daß er recht hatte. Gerade das, was er meinte, fehlte mir.“

Die Rickebusch trat in das Zimmer, um zu sehen, ob der Herr Graf auch alles hatte, wie er es gewohnt wäre, ob der Kaffee gut und das Gebäck leicht genug gewesen. Sofort brach er in seiner Erzählung ab, mit-

ten im Saße, und begann von einigen wirtschaftlichen Angelegenheiten zu sprechen.

„Du mußt nämlich verstehen, mein lieber Gunther“, gab er diesem dann die Erklärung, „Frauen sind nie annähernd so eifersüchtig auf Männer wie aufeinander. Die Kickebusch, die bis dahin im Hause unbeschränkt geherrscht, fühlt sich durch das neue Element naturgemäß beeinträchtigt. Ich muß darauf Rücksicht nehmen und habe fortwährend zu vermitteln und zu beschwichtigen, zumal die „Kleine“, wie wir sie kurzerhand nennen, in dieser Beziehung nicht allzu rücksichtsvoll ist.“

„Nein, Onkel Cassilo, allzu leicht muß deine Stellung zwischen zwei solchen Frauen nicht sein“, bestätigte Gunther lachend. „Aber nun mußt du mir erst weiter erzählen!“

„Auf eine Anzeige im „Daheim“ meldete sich eines Tages eine junge Dame an, bei der ich schon, als ich sie von meinem Fenster aus vom Wagen steigen sah, ganz genau wußte, daß sie die Rechte war.“

„Und du irrtest dich nicht?“

„Nein. Was mir von vornherein an ihr gefiel: daß sie aus den allerbesten Kreisen stammte. Ihr Vater, ein angesehener Großkaufmann von altem Adel, hatte infolge des Krieges ein wenig abgewirtschaftet, die Mutter, gleichfalls aus einem unserer ältesten Adelsgeschlechter stammend, war gestorben. Sie hatte die höhere Töchtersschule durchgemacht und war mit einem Regierungsassessor verlobt. Aber da sie fürchtete, nie die genügende Neigung für ihn zu empfinden, löste sie den Bund.“

„Und kam nach Hochkelpin, und du hattest gefunden, was du suchtest.“

„Mehr als das“, und Graf Cassilos altgewordene Augen leuchteten wie früher in jungen Jahren. „Sie besorgt mir meine schriftlichen Arbeiten und liest mir aus Zeitungen und Büchern vor, sie spielt auf dem Klavier — es ist leider ein altes, verbrauchtes Ding,

das ihr wenig Freude macht —, und sie singt — du solltest sie hören! Ich lasse sie — es war von jeher ihr größter Wunsch, aber ihre Mittel erlaubten es ihr nicht — im Gesang ausbilden. Sie hat eine wunderbare Stimme.“

„Und schön ist sie auch, nicht wahr, Onkel Cassilo?“ fragte Gunther in leise neckendem Ton.

„Darüber sage ich nichts. Du wirst sie sehen. Ich kann nur wiederholen: Sei auf der Hut!“

Aber er war nicht mehr bei der Sache. Bereits mehrere Male war er an das große Eckfenster getreten, durch das die Winter Sonne ihre letzten Strahlen sandte, und hatte Ausschau gehalten.

„Der Zug müßte längst da sein. Es wird ihr doch nichts zugestoßen sein. Sie will immer zu Fuß gehen, obwohl ich ihr gerne den Wagen schicke. Ich will am Ende doch Ludwig sagen, daß er ihr entgegenfährt.“

Er läutete und gab dem Diener den entsprechenden Auftrag.

Gunther verabschiedete sich bis zum Abend, um mit Tor Tehnzens Hilfe sein Zimmer oben einzurichten.

Aber der hatte bereits alles besorgt. Er fand sein Arbeitszimmer wie die angrenzende kleine Schlafstube genau so hergerichtet, wie er es von Altstürckow her gewohnt war und es selber besser nie hätte anordnen können.

„Der Herr Graf wollen sich noch einmal umkleiden?“

„Ja, wenigstens heute, am ersten Tage. Der alte Herr scheint Gewicht darauf zu legen, und des Abends ist auch seine Gesellschafterin da.“

„Ach die“, sagte Tor Tehnzen.

„Was weißt du denn von ihr?“ fragte Gunther mit einigem Erstaunen.

„Fräulein Kickebusch erzählte mir von ihr.“

„So . . . so. Was hat sie dir denn erzählt?“

„Allerlei, was mich, offen gestanden, wenig angeht: daß sie aus einem sehr vornehmen Hause stamme und

schön singen könne, daß sie einen hohen Regierungsbeamten hätte heiraten können, daß sie das ganze Haus regiere, und dann —“ er stockte und geriet in sichtbare Verlegenheit, „dann sagte sie noch etwas sehr Komisches: daß ich mich vor ihr in acht nehmen solle.“

„Der alte Racker!“ dachte Gunther bei sich und freute sich über die goldene Harmlosigkeit, mit der ihm Tor Tehnzen das alles erzählte.

Der hatte sich von seinem Herrn beurlaubt und war, um sich draußen ein wenig umzusehen, quer über den Hof und über die am Gute vorbeiführende Landstraße feldeinwärts gegangen.

Vor ihm lag die Dünenkette, die sich, in welligen Linien sanft ansteigend und abfallend, oberhalb des Meerespiegels entlang zog. Hier und da ragte eine knorrige, verkrüppelte Kiefer aus ihr hervor, sonst war alles glatt und ebenmäßig. Der Mond erhielt bereits einiges Licht, noch kein goldenes, leuchtendes, aber doch schon den ersten weichen Schimmer, der mit stillem Fingerzeig in das Band des Geheimnisvollen deutete und die Sehnsucht wach werden ließ.

Von unten hörte man das Rauschen und Branden der Wellen, die eintönig an den abendblassen Strand schlugen. Es paßte alles so wunderbar in dieser gewaltigen Einsamkeit zusammen, war alles so welkenfern, daß Tor Tehnzens empfängliches Herz ganz festlich gestimmt und ihm zu Mut war, als würden Zeit und Ewigkeit eins in dieser erhabenen Stille.

Mit einem Male wurde sie unterbrochen. Töne von süßem Wohlklang und perlender Frische, in der Ferne anhebend, dann langsam näher kommend, durchschnitten sie, nicht mißhellig oder störend, sondern wie abgestimmt und abgewogen zu ihrer feiernden Größe:

„Du schönes Fischermädchen,
Triebe den Kahn ans Land,
Komm zu mir und setze dich nieder,
Wir kosen Hand in Hand.“

Bei den letzten Klängen trat eine junge Dame hinter einer Klippe hervor, sah sich plötzlich einem wildfremden Manne gegenüber und unterdrückte nur mit Mühe einen leisen Aufschrei.

Tor Tehnzen aber, nicht weniger erschreckt als sie, zog tief den Hut und stammelte einige Worte der Entschuldigung. Er tat es in solcher Schüchternheit und Unbeholfenheit, daß die vornehme Dame alle Furcht verlor.

„Wir können das letzte Stück zusammengehen, nicht wahr?“ sagte sie, denn Sie sind einer der Gäste, die heute in Hochkehlplin erwartet werden. Vielleicht der Grohneffe des Herrn Grafen, der ihm nun die Wirtschaft führen wird . . . doch nein, für den sind Sie zu jung, viel zu jung.“

„Nein“, erwiderte Tor Tehnzen, dem bei dieser schmeichelhaften Verwechslung das Blut bis unter die blonden Haare gestiegen war, „ich bin nur sein Begleiter.“

„Ach so . . .“, sagte sie, ein wenig enttäuscht, „sein Sekretär, nicht wahr? Wir sind dann gewissermaßen Kollegen, denn auch ich besorge unter anderem die Geschäfte eines Sekretärs beim Herrn Grafen.“

Tor Tehnzen fühlte sich durch diese Zusammenstellung aufs neue geehrt, und jetzt zum erstenmal wagte er, den Blick zu ihr zu erheben. Aber ihr Gesicht konnte er nicht sehen, und nur ihre Gestalt streifte er mit flüchtigem Auge: eine hochgewachsene, biegsame Erscheinung, die ihm in dem enganschmiegenden, mit Pelz verbrämten Winterjackett und dem dunklen fußfreien Rock von bezaubernder Anmut erschien.

„Ich hatte Gesangsstunde in der Stadt, ich lasse meine Stimme, von der ich Ihnen da vorhin eine unwillkürliche Probe gab, bei einem Danziger Opernsänger ausbilden und kam mit dem Nachmittagszuge nach Hause. Aber der Abend war so verlockend, daß ich den Umweg durch die Dünen machte. Und als ich da unter mir

das Meer branden hörte, und alles um mich so still und feiernd war, da überkam mich die Lust zum Singen. Es geht mir öfter so, gerade in der freien Natur und an der See. Wir singen dann beide um die Wette, die See und ich. Aber ihre Stimme ist schöner, viel schöner als meine.“

So zutraulich redete sie zu ihm, dem Fremden, etwas Zwitscherndes war in ihrer Sprache wie vorhin in ihrem Gesange.

Nun hob sie auch das Antlitz und sah ihn mit einem vollen Blicke an, und da — es dämmerte bereits stark, die Gegenstände fingen an, ihre Farbe einzubüßen, und dennoch — dieses selbst jetzt im Winter leise gebräunte Gesicht, auf das die frische Seeluft einen Hauch rosiger Blüten malte, diese kirschroten, üppig gespannten Lippen, die pechschwarzen Augen, in denen tausend Kobolde sich tummelten, die Fülle der dunklen Haare unter dem kecken Pelzbarett, so damenhaft und nach der neuesten Mode sie auch geordnet waren — und, wenn das alles getäuscht hätte, diese sprechenden, feingepprägten, dünnen Nasenflügel, die, wenn sie lachte, leise flackerten — — nein, es war kein Irrtum möglich, sie war es und keine andere: die schwarze Niece vom Nordbad!

Er konnte es zuerst gar nicht fassen und glauben. Er sah sie vor sich leibhaftig, wie er sie damals durch die vielen Luglöcher in der Bretterwand so manches Mal beobachtet, wenn sie mit dem kurzen, fliegenden Rock und den mulattenbraun gebrannten Beinen blitzschnell über die leinenbespannten Stege lief, hier eine Zelle auf-, dort eine zuschloß, wenn die krausen Haare ihr wirr in das hübsche, schweißtriefende Zigeunergesicht fielen und sie mit der ungepflegten kindlichen Hand die widerspenstigen Strähnen zurückstrich, die ihr in derselben Sekunde doch wieder über Stirn und Augen fuhren, sah sie auf jenem letzten Ausfluge zur Feier von Star Geburtstag in dem roten Nieder und den San-

daten an den Füßen, wie sie im schnell ausschreitenden Gange neben ihm über die Strandpromenade ging, sah sie den blühenden Körper, in dem alles Musik war, dort oben im Bergschlößchen bald langsam und bedächtig wiegen, bald wie ein Wirbelsturm über den rohgedielten Boden dahinjagen, die rechte kleine Wildkaze, wie alle sie nannten.

Und nun ging sie neben ihm her, eine feine Dame, vom Kopf bis zu den Füßen nach der neuesten Mode gekleidet, die Gesellschafterin des Grafen Trockau auf Hochkelpin!

Und was sie dem alten Herrn alles vorgeschwindelt hatte! Einen ganzen Roman hatte sie ihm erdichtet, von ihrer vornehmen Herkunft, ihrer Verlobung — er hätte laut auflachen können über diese kleine, abgefäimte Komödiantin. Aber da sie jung und hübsch war, gönnte er ihr den Spaß.

„Ist das eine Welt!“ sagte er zu sich selber und dachte an Star und an Pug, die gleich ihr durch Lug und Trug ihre eigentümliche Pausbahn gemacht und zu Geld und Schätzen gelangt waren. Und die Erkenntnis dämmerte in ihm auf, daß es eine Welt war, die nun einmal getäuscht werden wollte, in der der Ehrliche und Gerade gewiß kein leichtes Fortkommen hatte.

Sie hatte keine Ahnung von dem, was in der Seele ihres jungen Begleiters vorging. Mit fröhlichem Geplauder, bald vom alten Grafen, meistens aber von sich selber und von der gewichtigen Stellung erzählend, die sie in Hochkelpin einnahm, ging sie an seiner Seite, genau in demselben weitausschreitenden Schritt wie damals, den geschmeidigen Körper leise in den Hüften wiegend.

Es war gut, daß der Mond da oben immer noch nicht seinen vollen Glanz entfaltetete, vielleicht hätte sie sonst den stillen Triumph bemerkt, der sich auf seinen Zügen spiegelte. Ein wahrer Übermut hatte den frischen Jungen gepackt. „Warte nur, du kleine, schlaue

Wildkatze“, dachte er bei sich, „nun hast du dich in deiner eigenen Schlinge gefangen, und ich will dich ordentlich darin zappeln lassen. Jetzt bist du an den Rechten geraten!“

Er kam sich ganz groß und gehoben vor, und in der tiefen Verneigung, mit der er sich von der Hausdame Hochkelplins verabschiedete, als sie den Hof erreicht hatten, lag ein ganz Teil Schalk.

Diese war inzwischen ins Haus getreten. Der Diener sprang eifertig hinzu, aber bevor er ihr beim Ablegen der Sachen behilflich sein konnte, tat sich drüben eine Tür auf und Graf Cassilos Antlitz war sichtbar.

„Kommen Sie endlich?“ fragte er halb besorgt, halb vorwurfsvoll, „ich hatte Ihnen bereits den Kutscher nachgeschickt, er kam ohne Sie zurück. Sie wissen, daß ich mich stets ängstige, wenn Sie den weiten Weg so allein machen.“

„Sie sind wirklich rührend, Herr Graf, ganz einzig sind Sie“, gab sie voller Wärme zurück, indem sie sich vor dem Spiegel die vollen, ein wenig in Unordnung geratenen Haare zurechtstrich und den prüfenden Blick mit sichtbarem Wohlgefallen über ihre ganze Erscheinung gleiten ließ.

„Sie werden es so lange treiben, bis Ihnen einmal etwas zustößt, jetzt ist man nirgends sicher.“

„Mir tut niemand etwas, da können Sie ganz ruhig sein. Außerdem hatte ich die allerbeste Begleitung. Raten Sie einmal, wen!“

„Wie soll ich das raten?“

„Nun, dann will ich Sie nicht auf die Folter spannen. Ich traf unterwegs den Sekretär Ihres Herrn Großneffen. Ein netter, schmucker, junger Mann!“

Graf Cassilo fühlte sich nicht angenehm berührt, äußerte aber nichts.

Sie waren in das Zimmer getreten.

„Aber nun sprechen Sie von allerlei unnötigen Dingen, und von sich haben Sie noch gar nichts gesagt.“

Wie ist es Ihnen ergangen? Hat man auch gut für Sie gesorgt? Haben Sie Ihren Vormittagsspaziergang gemacht und nicht zu viel gearbeitet und nicht selber die Zeitungen gelesen? Der Sanitätsrat sagte mir gestern noch, es wäre Gift für Ihre Augen. Ich habe mich den ganzen Tag um Sie gesorgt. Ich werde diese regelmäßigen Stunden aufgeben, ich kann sie nicht gut mehr verantworten — denn, offen gestanden, Herr Graf, angenehm ist Ihnen mein Fernbleiben nicht . . . habe ich recht? . . . Aber du lieber Himmel, heut wird ja schon um sechs Uhr auf Hochkelplin gespeist, da ist es die höchste Zeit, sich zum Essen umzukleiden! Wenn man so vornehme Gäste hat, muß man sie auch festlich empfangen.“

Gunther stand bereits mit seinem Großoheim an dem gedeckten Tisch, als eine junge Frauengestalt mit so wenig merkbarem Schritt an die Tafel trat, daß nichts als das leise Rauschen ihres meergrünen Seidenkleides und eine leichte Welle von Heliotrop, die vor ihr herzog, ihr Nahen ankündigte.

„Fräulein von Gebhardi“, stell'te der Hochkelpliner vor, und dann mit einer leichten Handbewegung: „Mein Neffe Gunther, Graf Trockau.“

Den Großneffen unterschlug er. Er hätte vielleicht noch einiges zum Lob der Eingetretenen hinzugesügt, aber das streng kühle Antlitz der Rikebusch, die eben aus einer Meißner Terrine die Suppe auftat, ließ ihm die förmliche Kürze geeigneter erscheinen.

Sowie man von Tisch ausgestanden war, empfahl sich Fräulein v. Gebhardi: sie hätte noch einen wichtigen Brief zu schreiben, der morgen mit der Post fortmühte.

Aber sie dachte gar nicht daran, sich in die Enge ihres Zimmers einzuschließen. Slugs streifte sie das seidene Gesellschaftskleid ab und zog das einfache, fußfreie wieder an, das sie vorhin getragen hatte, und dazu das Pelzjackett mit dem kecken Barett. Da draußen der herrliche Winterabend mit seinem weitgespannten

Sternenhimmel und dem Mondlicht, das jetzt nicht mehr blaß und traurig dreinschaute, sondern mit seinen vollen, goldenen Strahlen den Garten und den entlaubten Park füllte, das über die Klippen und Höhen drüben seine schimmernden Schleier wob, die weiten, weißen Dünen in sein gespenstergleiches Gewand hüllte und über das schlummernde Meer seine glitzernden Brücken baute, es zog und lockte sie mit unwiderstehlicher Gewalt.

Da gehörte sie hin, das war Wesen von ihrem Wesen, da fühlte sie ihre Freiheit, konnte aufatmen von dieser feierlichen Tafelsitzung mit ihren langweiligen Gesprächen über Politik und Wirtschaft und war nicht den spähdenden Blicken ausgesetzt, wie eben von diesem fremden Grafen, die bis in ihr Innerstes zu dringen suchten und sie manchmal fast durchbohrten. Eine Furcht überkam sie, als wäre er nur gekommen, das mit so viel List und Klugheit gewobene Gespinnst zu zerreißen, das sie seinem Großoheim gewoben hatte, und an das der alte Mann wie an ein Evangelium glaubte, weil er bis über beide Ohren in sie verliebt war.

Wie wohl sie ihr tat, hier draußen, die frische, herbe Gottesluft, die den würzigen Salzduft vom Meere herübertrug, nach der schwülen, überheizten Zimmer-temperatur, die der alte Herr brauchte!

Hier war sie wirklich zu Hause. Ja, zu Hause! Denn ihre Mutter war eine Zigeunerin gewesen, und ihr Vater, den sie nie gekannt, ein Geiger bei einer umherwandernden Zirkustruppe, ein verbummelter Künstler, der, wenn er seinen guten Tag hatte und nüchtern war, so schön spielen konnte, daß die Zuschauer gar nicht mehr auf das sahen, was in der Arena an halbsbrecherischen Künsten vorgeführt wurde, sondern wie verzaubert nur auf die Geige hörten, die da oben in dem kleinen Orchester sang und schluchzte.

Darum hatte sie beides von den Eltern geerbt: das ruhelose Zigeunerblut und die Musik, die ihr in Fleisch und Blut übergegangen war.

Aber selbst im Garten war es ihr noch zu eng. So war sie durch die kleine Gartentpforte, die mitten in der Hecke angebracht war, auf den Hof gelangt.

Da erblickte sie, nicht unweit von der großen Scheune, Tor Tehnzen.

„Guten Abend, Herr Sekretär,“ begrüßte sie ihn mit einer herablassenden Handbewegung, „es geht Ihnen so wie mir. Sie wollten diesen seltenen Abend auch noch ein wenig genießen, nicht wahr? Haben Sie Lust, mich an die See zu begleiten?“

„Sehr gerne komme ich mit, wenn dem gnädigen Fräulein meine Begleitung recht ist.“

Quer über die Straße schritten sie den Dünen zu, die aus der Ferne hinüber grüßten. Eine weißlich flimmernde Helligkeit breitete sich über ihre Kette und verlor sich, weiter dem Strande zu, in durchsichtige, langsam auf- und niederwallende Nebelschleier.

War es die wunderbare Nacht, die wie ein Wintermärchen anmutete? War es das seltsame Abenteuer, das er hier erlebte? Oder ging von dem hübschen Mädchen an seiner Seite ein Etwas aus, das sich seinem Blute mitteilte? Tausend Kobolde des Übermutes waren in seinem Herzen wach geworden und konnten den Augenblick nicht erwarten, der ihnen erlaubte, sich frei und ungehemmt zu tummeln.

Sie sprach, ganz nach ihrer Art, ausschließlich von sich selber, erzählte ihm in kurzen Absätzen ihre ganze Lebensgeschichte, wie er sie bereits von der Rieckebusch vernommen. Nur daß sie das Einzelne heute noch mehr ausschmückte und sichtbar bemüht war, durch die Schilderung ihrer vornehmen Herkunft und ihres Aufwachsens in der Pracht und Herrlichkeit eines reichen Kaufmannshauses Eindruck auf ihn hervorzurufen.

„Ich weiß gar nicht,“ unterbrach sie sich plötzlich, als sie an einer Wendung ihres Weges angelangt waren, „Sie machen ein so wunderbares Gesicht, Sie sollen mich überhaupt nicht immer so ansehen — so — —“

Hinter einer hohen Düne war, vom Glanze des Mondes umgossen, das Meer vor ihnen aufgetaucht. Sie sah es gar nicht, ihr Auge war immer noch auf ihn gerichtet, und etwas Prüfendes, Nachdenkliches war jetzt in ihm.

„Überhaupt — ich denke schon den ganzen Abend darüber nach, es ist Etwas in Ihnen, das mir so wunderbar bekannt vorkommt. Und wenn es nicht unmöglich wäre, dann möchte ich sagen, ich hätte sie schon einmal in meinem Leben getroffen.“

Da war es um Tor Tehnzen geschehen. Die Kobolde in seinem Herzen waren losgelassen und ließen sich nicht mehr einfangen.

„Das ist seltsam,“ erwiderte er, genau so geht es mir mit dem gnädigen Fräulein. Und gar nicht heute abend erst. Sondern gleich den Nachmittag, als ich das gnädige Fräulein hier am Strande traf, ja, schon, als ich es singen hörte.“

Ihre schwarzen Augen blitzten ihm voller Übermut entgegen.

„Das ist aber zu lustig, das müssen Sie mir verraten, Herr Sekretär“ — sie nannte ihn nie anders — „und gleich müssen Sie es mir verraten! Ich vergehe ja vor Neugier. Also an wen erinnere ich Sie?“

Nun wurde er doch bedenklich und konnte nicht heraus mit der Sprache. Es war ein eigen Ding, ihr das zu sagen — und wenn er am Ende irrte?

„Das gnädige Fräulein darf es aber nicht übel nehmen.“

„Wie soll ich es denn übel nehmen, wenn ich Sie an jemand erinnere? Es wird doch keine alte häßliche Hege sein.“

„Nein, ganz und gar nicht. Im Gegenteil. — Früher, es war lange vor dem Kriege und sind jetzt wohl an die zehn Jahre her, da war im Nordbad in Zoppot ein Bademädel. Es war ein lustiges, wildes Ding, flink und hübsch, mit mulattenbraunen Armen und Füßen.

Mieze hieß es, aber man nannte es allgemein die ‚Wildkaze‘. Es hatte genau dieselben schwarzen Augen wie das gnädige Fräulein, auch dieselben Haare, nur daß sie ihr wirr und kraus um das kleine Zigeunergesicht hingen.“

Er hatte es erst zaghaft und stockend, dann, als er die Glut sah, die bei seinen Worten in ihre Wangen stieg und bald ihr ganzes Antlitz übergieß, mit wachsender Sicherheit gesagt. Jetzt vollends, da sie gar nicht fähig war, ihre Verwirrung vor ihm zu verbergen, leuchtete ihr sein blaues Auge in heller Siegerfreude entgegen.

Ganz still war es zwischen ihnen, eine ganze Weile. Nichts hörte man, als das eintönige Branden und Brausen der Meereswogen, die gegen den goldflimmernden Strand schlugen.

Mit einem Male tönte ein helles Lachen an sein Ohr, und eine Hand streckte sich ihm entgegen.

„Guten Abend, Tor Tehnzen! Die Wildkaze vom Nordbade grüßt den früheren Kollegen am mondbeschiedenen Strande von Hochkelpin!“

Nicht die geringste Befangenheit, kaum ein Erstaunen sprach aus ihren Worten. So warm und herzlich klangen sie zu ihm durch die Stille der Nacht hinüber, daß er jetzt verwirrter war als sie und seine Hand ein wenig linkisch in die ihre legte.

„Sie kennen sogar meinen Namen noch?“ fragte er nach einer längeren Pause.

„Ja, den möchte ich damals schon gerne. Der hat sich mir eingepägt. Und können Sie denn wissen, ob ich mich nicht noch manches Mal mit ihm beschäftigt habe?“

Eine süße Schelmerei war in ihren Worten, und ihre schwarzen Augen ließen ihn immer noch nicht frei.

Eine dünne, schwanenweiße Wolke huschte über den Mond. Er schüttelte sie ab und lachte nur um so

heller. Voll wunderbaren Zaubers war die Winternacht, und alles um sie her war Stille und Geheimnis.

„Die blonde Käthe hat öfter von Ihnen gesprochen. Besinnen Sie sich denn gar nicht mehr auf die hübsche, kleine Käthe mit den goldgelben Zöpfen, die Ihnen so gut gefiel, daß Sie den ganzen Weg, damals auf der Heimkehr von Stagens Geburtstag, mit ihr zusammengingen und für uns andere gar kein Auge mehr hatten?“

Ob er sich auf sie besann!

„Wir sind die alten Freundinnen geblieben. Sie wurde, als der Krieg ausbrach, Krankenschwester und pflegt jetzt in Zoppot eine alte Dame.“

Und nun erzählte sie in ihrer lebhaft sprunghaften Art von ihrem und ihrer Freundin Schicksal.

Aber er hörte von alledem nur das Eine: daß die blonde Käthe in seiner nächsten Nähe weilte und er sie wiedersehen würde.

„Wir müssen jetzt umkehren. Ich muß dem Herrn Grafen vor dem Schlafengehen noch vorlesen, und er wird schon auf mich warten.“

Auf dem Rückwege hatten sie den Wind entgegen. Es war kälter als vorher. Die schwarze Mieke faßte einige Male mit den Händen nach den Ohren, sie zu erwärmen, und kuschelte sich im Gehen dicht an ihren Begleiter.

Mit einem Male blieb sie stehen.

„Und nicht wahr, Herr Tchnzen, Sie sind Kavaliere? Sie werden mein kleines Geheimnis hüten und niemals etwas von meiner Vergangenheit verraten. Auch Ihrem Herrn nicht. Geben Sie mir Ihre Hand darauf, Herr Tchnzen — nein, nein, nicht, als ob ich Ihnen nicht auch ohne das traute! Dazu haben Sie viel zu ehrliche, treue Augen. Aber — weil ich Ihre Hand wieder einmal haben möchte!“

Und als er sie ihr langsam, zaudernd entgegenstreckte:

„Was für eine weiche, warme Hand Sie haben!

Und wie angenehm das ist in der Kälte. — Sehen Sie, nun erwärmt und belebt sich schon die meine, die ganz erstorben war. Wissen Sie, was das ist, Herr Tchnzen? Es ist, als ob etwas von Ihrem Blute in das meine hinüberflösse.“

Ganz dicht streifte ihn der Hauch ihres Mundes, ein fast zärtlicher Klang war in ihrer Sprache, und etwas Weiches berührte seine Schläfen, er mußte nicht, war es das Pelzbarett oder waren es ihre blauschwarzen Haare darunter.

„Und nun gute Nacht, Tor Tchnzen. Und morgen auf Wiedersehen, Herr Sekretär! Und wenn Sie nichts Besseres wissen, träumen Sie von der Wildkatze und dem Nordbad!“

Weihnachten nahte.

Fräulein Rieckebusch hatte den Kopf voller Gedanken und Sorgen um alle die für Hochkelpin eingetragenen Weihnachtsgerichte, von denen an den beiden Festtagen kein einziges auf dem herrschaftlichen Tische fehlen durfte. Der alte Graf aber, von dessen Wesen sonst alle Behaglichkeit und Ruhe ausströmte und sich der ganzen Umgebung mittheilte, war jetzt mit lauter weihnachtlichen Gedanken und Plänen beschäftigt, hörte nur zerstreut auf die Worte seiner schönen Vorleserin und stand mitten in den interessantesten Stellen eines Buches oder den schaurigsten Nachrichten einer Zeitung von seinem Sessel auf, weil ihm plötzlich dies oder jenes eingefallen war, oder er nach einem Paket fragen mußte, das er in Berlin oder Danzig bestellt hatte, und das immer noch nicht eingetroffen war.

Nur eine ging sorglos und unbekümmert durch alle Arbeiten und Gedanken dieser Tage dahin, trällerte ihr Lied, blätterte in einem Buch, nestelte an einer Handarbeit und gab sich höchstens einmal den Anschein, als wüßte sie Staub oder zöge eine träge Uhr auf, wenn

die Kickebusch unvermutet in das Zimmer trat und sie mit einem Gesicht ansah, auf dem eine ganze Geschichte von Arbeit und Verantwortung geschrieben stand, und das mit so unsagbarer Nichtachtung auf die leichtfertigen Drohnen des Lebens herabzusehen verstand, die nichts konnten, als sich putzen und dem Herrgott da oben die kostbaren Tage zu stehlen.

Im übrigen aber forcht sie auch das wenig an. Schließlich hatte die Kickebusch gar nicht so unrecht: Es gab nun eben einmal zwei Sorten von Menschen. Die einen hatte der liebe Gott schwer geschaffen und mit an der Erde haftenden Füßen, daß sie im Schweiß ihres Angesichtes ihr Brot sich und anderen bauen und darin ihre Bestimmung und ihr Glück sehen sollten. Den anderen hatte er helle, frohe Schwingen gegeben, daß sie sich über die Alltagserde und ihre Arbeit erheben sollten zu lichterem, schönerem Gefilden, daß sie sich und den anderen Sonnenluft und Sonnenfreude ins Leben tragen sollten.

Sie gehörte eben zu diesen anderen. Und sie erfüllte ihre Aufgabe gerade so gut, wie die Kickebusch die ihre, man brauchte ja nur den Grafen Cassilo anzusehen, der in ihrer Gesellschaft und unter ihrer Pflege so jung und lebensfroh wurde, wie ihn die Kickebusch mit allen ihren Geflügelpasteten und auserwählten Beckerbissen niemals zu machen verstanden hätte.

„Du mußt so gut sein, morgen in aller Frühe einen gut federnden Wagen nach Neustadt auf den Bahnhof zu schicken,“ sagte Graf Cassilo zu Gunther, am Tage vor dem Heiligen Abend. „Auch einige von den besten und zuverlässigsten Peuten mußt du mitfahren lassen. Es handelt sich um eine nicht ganz leicht zu bewerkstelligende Sendung, deren Ankunft mir eben gemeldet wurde.“

„Das hört sich ja ganz geheimnisvoll an, Onkel Cassilo.“

„Ist es auch“, erwiderte der Graf mit freudiger Wichtigkeit. „Ich habe nämlich einen Flügel in Danzig bestellt, einen wundervollen Beckstein. Ein dortiger Musikdirektor hat ihn auf meine Bitte geprüft und schreibt mir begeistert von seinem Wohlklang.“

„Aha . . . ich errate“, und ein Pächeln spielte um Gunthers Lippen.

„Na ja — —“

Nun war der alte Herr doch ein wenig verlegen und wußte nicht recht, wie er sein großes Geschenk dem Neffen gegenüber rechtfertigen sollte.

„Du weißt doch, ich erzählte es dir damals schon, als du ankamst, und du hast es dann ja oft genug mit deinen eigenen Ohren hören müssen, wie verstimmt und unbrauchbar der alte Klimperkasten da nebenan ist. Er stammt bereits aus meiner seligen Mutter Zeiten, wir alle hatten unsere Klavierstunden an ihm. Nun aber, da wir doch eine Künstlerin im Hause haben, der man das Spielen auf dem alten Ding beim besten Willen nicht zumuten kann, gehört ein Flügel nach Hochhelplin. Also nicht wahr, du wirst die Angelegenheit mit der nötigen Sorgfalt in die Wege leiten?“

„Mit der allergrößten, Onkel Cassilo, es soll sofort gemacht werden.“

„Und, wenn ich bitten darf, morgen in aller Frühe, daß wir den Flügel so aufstellen können, daß sie nichts davon merkt. Es soll doch eine Überraschung für sie sein. Sie schläft ja sehr lange.“

„Auch das, Onkel Cassilo, du kannst dich auf mich verlassen. Wenn es dir angenehm ist, fahre ich selber auf dem Dogcart mit, solch ein Flügel verlangt eine sehr zarte Behandlung.“

Der alte Herr reichte ihm gerührt die Hand. „Damit würdest du mir allerdings einen ganz besonderen Gefallen erweisen. Und noch eins: Du spielst ja auch so schön Klavier. Ich würde es mir sehr nett denken, wenn du, während wir hier unter dem Christbaum stehen,

von nebenan plötzlich etwas auf dem Flügel spielte, vielleicht die Mondschein-Sonate. Es ist ihr Lieblingstück.“

„Nein, Onkel Cassilo“, wehrte Gunther lachend ab. „Dazu langt es nun wirklich nicht. Aber ein paar Töne, auf die es ja nur ankommt, will ich gerne spielen. Das andere kann sie dann selber besorgen.“

Der Heilige Abend war gekommen. Hell brannten die Kerzen der schlankgewachsenen Tanne aus der Hochkelpfliner Forst, die Tor Tehnzen mit vieler Mühe ausgesucht hatte, und breiteten ihren gedämpften Glanz über die langen Tafeln, die Graf Cassilo auf das reichste hatte decken lassen.

Alles, was er schenkte, war seinen eigenen Gedanken entsprungen.

Auf Gunthers Platz lag neben anderen schönen Dingen in einer versiegelten Umhüllung ein Schreiben, das, von Gräulein von Gebhardis zierlicher Hand verfaßt und vom Grafen Cassilo unterzeichnet, die Worte enthielt: „Ich schenke meinem lieben Großneffen Gunther durch diese Urkunde den jungen Suchswallach ‚Jaromir‘, den er einige Male geritten und der ihm so gut gefiel, mit dem neuen Sattelzeug und allem Zubehör zum Reitpferde.“

Auch Tor Tehnzen, der das Herz des alten Herrn sehr bald gewonnen hatte, war reich bedacht worden.

Eines besonderen Weihnachtens aber hatte sich Gräulein Kieckbusch zu erfreuen. Alles, was das Herz eines Mädchens in den reiferen Jahren höher schlagen läßt, schon dadurch, daß es ihm anzeigt, daß man es keineswegs für alt einschätzt, fand sie auf ihrem Platze vereinigt.

Der Hochkelpfliner hatte seine triftigen Gründe, seine bewährte Hausgenossin diesmal so besonders zu bedenken, denn er war von je ein guter Diplomat gewesen.

Auch er hatte von seinen Damen zarte Angebinde

erhalten: von der Kieckbusch eine mollige, mit viel Kunst und Fleiß gehäkelte Schlafdecke, von der „Kleinen“ eine mit entzückender Anmut gestickte helle Weste.

Auch hier mußte er seine Bewunderung mit großem Geschick in beide Gaben zu verteilen, damit die Kieckbusch unter keinen Umständen auf den Gedanken kommen könnte, die Weste stünde seinem Herzen näher als die Schlafdecke.

Aber ganz bei der Sache war er doch nicht. Das eigentliche Ereignis des Abends, die große Überraschung stand ja noch bevor.

Gunther hatte sich bereits über die Diele heimlich in das nebenliegende Gemach begeben, das von nun an das „Musikzimmer“ heißen sollte — — und jetzt durchklangen die weihnachtliche Stille Töne von einem so unvergleichlichen Wohlklang, daß er selbst in seinem innersten Herzen von ihnen ergriffen wurde und gar nicht aufzusehen wagte, damit man seine Bewegung nicht bemerkte.

Die Kleine aber, die seit vier Wochen ganz genau wußte, daß sie zum Weihnachtsfeste einen Flügel bekommen würde, die gestern am Abend die Meldung seiner Ankunft auf dem Neustädter Bahnhof gelesen und heute morgen sein Eintreffen auf dem Hofe, sein Hinausschaffen über die Treppe ins Schloß und seine mühevolle Aufstellung an dem Platze, an dem bisher das alte Klavier gestanden, von ihrem Bette aus Schritt für Schritt, Stufe für Stufe vernommen hatte, stand jetzt wie verzaubert da, richtete die feuchtschimmernden Augen mit dem Ausdruck eines fassungslosen Erstaunens bald auf den Grafen, bald auf die Kieckbusch, schüttelte das schöne Haupt leise hin und her und stammelte nur das eine: „Sie sind zu gut, Herr Graf, zu gut — womit habe ich das nur verdient?“

Der Hochkelpfliner, übergelukkig über das glänzende Gelingen seiner Überraschung, reichte ihr ritterlich den Arm und führte sie an ihren Flügel, von dem sich Gun-

ther erhob und an den sie sich nun setzte und die schlanken Hände über die Tasten gleiten ließ.

Es war ein selten schöner Abend in den von Licht und Wärme und Tannenduft erfüllten Räumen des Hochkehlpliner Schlosses, das von hoher Klippe auf das dumpfrauschende, in langgezogenen, festlichen Akkorden brandende Meer herabschaute, während über ihm der dunkle Nachthimmel die sammetblauen, sterndurchleuchteten Sitiche spannte und die goldene Mondsichel an ihm wie ein heller Fingerzeig hinwies zu dem fernem Lande der Erfüllung.

Nur einer mußte die ganze Kraft seiner Erziehung und Selbstzucht aufbieten, um die Festesfreude des Großoheims, der sich heute wieder so gütig ihm gegenüber erwiesen, nicht zu stören.

Als Gunther aber endlich auf seinem Zimmer allein war, brach sich die mühevoll zurückgedämmte Traurigkeit Bahn.

Gerade das Weihnachtsfest hatte ihm gezeigt, wie einsam er geworden, hatte Wunden, die er in rastloser Tätigkeit vernarbt glaubte, aufs neue bluten lassen.

Seines Vaters Bild stand vor seiner Seele, der ihm in einer Liebe zugetan gewesen wie kein anderer Mensch, der aus dieser Liebe heraus ein Verbrechen begangen, über das der Sohn nicht hinauszukommen vermochte. Ein dunkler Fleck erschien es ihm auf dem Wappenschilder der Trockaus, und Jahre unermüdlicher Arbeit und Selbstverleugnung würde es kosten, bis er wieder in seinem alten Glanze erstrahlte.

Und neben des Vaters Bild trat ein anderes, das einmal sein ganzes Dasein beherrscht und nun auch für ihn gestorben war.

Er hatte sich vorgenommen, es ein für alle Male aus seinem Herzen zu tilgen. Es war ihm gelungen; die neuen Verhältnisse, in die er gekommen, die angespannte Tätigkeit, die sie von ihm erfordert, hatten die Gedanken an Inge zurücktreten lassen.

Heute aber, in der Stille des Heiligen Abends, in der wehmutsvollen Erinnerung an so manche Weihnacht, die er von seiner Kindheit und Jugend an stets in Altstürckow verlebte, waren sie mit neuer Gewalt über ihn gekommen und hatten ihn mit einer Glut der Sehnsucht erfaßt, die ihn noch einmal in Zeiten zurücktragen wollte, die für ihn vergangen und vergessen sein mußten.

Ja, vergangen und vergessen!

Was hatte es für einen Zweck, sich mit Schatten der Vergangenheit umherzuschlagen, Unveränderlichem nachzusinnen, in dem so viel Bitternis war?

Worin besteht im letzten Grunde das Männliche?

Doch nur darin, von der Vergangenheit abzusehen, die Zukunft auf sich beruhen zu lassen und stark und tapfer der Gegenwart zu leben.

Nur nicht nachdenken und grübeln! Nur nicht fruchtlos Unabänderliches ändern wollen! Erobert will das Leben werden, jeden Tag aufs neue, erworben und gewonnen. Wie es die Trockaus alle gekonnt.

Warum mußte er immer nachdenken und grübeln?

Dag es an dieser unseligen Liebe, die ihm schon in den Jahren seiner Kindheit aufgegangen war, die seine ganze Jugend erfüllt und sie vor der Zeit ernst und schwer gemacht hatte?

Tor Tehnzen kam, um seinem Herrn beim Auskleiden behilflich zu sein.

Als er dies getan und sich leise über den Flur in sein Zimmer hinüber begab, vernahm er aus einer gegenüberliegenden Stube die Klänge einer Zither und dazu die Töne eines weihnachtlichen Liedes, das mit leisem Wohlklang durch die nächtliche Stille schwebte. Eine Tür öffnete sich, ein Kopf mit bereits gelösten Haaren, die über ein weißes Spitzengewand fielen, ward sichtbar, und eine Hand streckte sich ihm entgegen.

„Noch so spät auf, Tor Tehnzen?“ fragte eine flüsternde Stimme.

„Es mag an dieser Weihnacht liegen, daß man nicht schlafen kann —“

Eine kleine Weile hielt ihn die schlanke, warme Hand, und da war es, als suchten und lockten ihn die schwarzen Augen. Dann fiel eine Tür ins Schloß, still, geräuschlos fast, und er war allein.

Zu vorgeschrittener Stunde versammelte man sich am nächsten Morgen am Frühstückstische.

Die Bekte, die erschien, war Fräulein von Gebhardi.

Sie trug ein Morgengewand von dickem, molligem Stoffe, die Haare hingen ein wenig kraus auf die gelbliche Stirn herab, und in den noch kleinen Augen ruhten nicht zu Ende geträumte Träume.

„Ich wollte dem gnädigen Fräulein eben die Schokolade ans Bett bringen“, sagte die Kickebusch, die bereits das Grünseidene und den lilafarbenen Kopfsputz trug, der sie immer ein wenig kampfeslustig machte. „Es ist das beneidenswerte Vorrecht der Jugend, sich nie recht auszuschlafen zu können.“

Sofort parierte das hübsche Mädchen den Hieb: „Wenn man in ein gewisses Alter kommt, schläft man vielleicht etwas weniger, aber gewiß ruhiger. Ich hoffe, daß sie diese Nacht besser geruht haben als ich. Sie sehen so wundervoll ausgeschlafen aus.“

Der Hochkepliner hielt in seiner Beschäftigung, sein Ei zu löffeln, das ihm die Kickebusch eben mundgerecht gemacht, für einen Augenblick inne.

„Sie haben nicht gut geschlafen?“ fragte er voller ritterlicher Besorgtheit.

„Nein, Herr Graf, es war gestern abend alles so unbegreiflich unruhig in mir. Ich glaube, es kam von der großen Freude, die Sie mir bereitet haben.“

Ein helles Leuchten flog über die greisen Züge. „Sie machen zu viel daraus. Es war für mich selber die größte Freude.“

„Soll ich Ihnen aus der Zeitung vorlesen, Herr Graf?“ fragte die „Kleine“, nachdem sich die Kickebusch zu ihrem Festbraten begeben. „Oder, da das wenig weihnachtlich ist, vielleicht aus dem schönen Buche, das Sie mir geschenkt haben? Auch das nicht? Haben Sie dann vielleicht Lust auf eine Partie Schach? Aber Herr Graf, mit Ihnen ist heute ja gar nichts anzufangen, so viel Mühe ich mir auch gebe“, fügte sie schmollend hinzu.

Er geriet in einige Verlegenheit.

„Ich will Ihnen sagen, weshalb ich für das alles heute nicht aufgelegt bin. Ich habe meinen Neffen zu einer Unterredung gebeten, die mir sehr am Herzen liegt.“

Es ist hoffentlich nichts Unangenehmes.“

„Für Sie nicht, mein liebes Kind.“

Einen Augenblick lächelte er geheimnisvoll, beinahe schalkhaft. Dann aber fuhr er mit nachdenklichem Ernst fort: „Wenn man in ein gewisses Alter kommt, muß man wohl oder übel an seinen Tod denken. Und obgleich ich mich, offen gestanden, mit dem Gedanken nicht gerne beschäftige —“

„Nein, Herr Graf!“ unterbrach sie ihn und legte ihre warme, weiche Hand auf seine kalte, knöcherne, „so dürfen Sie nicht reden! Wirklich nicht, wenn Sie mich nicht tief betrüben und mir die ganze schöne Feststimmung rauben wollen. Ich kann es nicht hören.“

Er streichelte gerührt die weiche, warme Hand.

„Ich habe es ja auch lange genug hinausgeschoben. Aber nun wird es doch wohl Zeit, meinen letzten Willen rechtskräftig zu machen.“

„Sie haben noch gar kein Testament gemacht?“

Den großen, schwarzen Augen wurde es nicht leicht, das Erstaunen zu verbergen.

„Gewiß habe ich eins gemacht. Es wäre ja unverantwortlich, wenn ich es nicht getan hätte. Aber das sind zehn Jahre her, seitdem hat sich viel geändert. Neue Menschen sind in den Kreis meines Lebens getreten, die mir viel geworden sind. Da will ich meinen

letzten Willen ein wenig ummodelln. Auch mein Neffe soll bedacht werden. Der arme Mensch steht so gut wie mittellos da.“

„Könnten Sie ihm denn nicht Hochkelpplin vermachen?“

„Das ist unmöglich. Ich habe andere Verpflichtungen. Meine Haupterin ist eine um zwanzig Jahre jüngere Schwester. Sie heiratete einen Offizier, der sein bedeutendes Vermögen verspielte, früh starb und sie völlig verarmt mit drei Töchtern und einem Sohne zurückließ, der sich in Sibirien als Kriegsgefangener befindet. Das aber wird mich nicht hindern, einige Legate abzusondern —“

Gunthers Eintritt unterbrach seine Worte. Sofort erhob sich die „Kleine“, reichte dem Hochkelppliner mit warmem Drucke die Hand, als wollte sie ihm ein stummes Zeichen ihres Dankes für sein Vertrauen geben, und verließ das Zimmer.

„Es ist gut, daß du da bist“, begrüßte der Graf seinen Großneffen. „Ich habe eben meinen Notar in Neustadt angerufen. Er soll morgen vormittag zu mir herkommen. Du müßtest also so gut sein, ihn vom Frühzuge abholen zu lassen.“

„Handelt es sich um eine so eilige Angelegenheit, daß du ihn am Festtage bemühen mußt.“

„Jawohl. Um mein Testament.“

Da schwieg Gunther.

„Es liegt, was ich dir längst sagen wollte, im oberen Saal meines Geldschrankes drüben im Arbeitszimmer. Die Schlüssel zu ihm kennst du, dieser kleine öffnet das verborgene obere Fach. So wäre alles in Ordnung. Aber ich habe noch einige wesentliche Zusätze und Veränderungen zu machen. Es handelt sich um drei größere Legate. Für Tante Julie und ihre Kinder, denen ich schon viel zu lange lebe, bleibt immer noch genug.“

Er nahm ein kleines Heft aus seiner Brusttasche, in dem er sich einige Aufzeichnungen gemacht hatte.

„Das erste betrifft dich — laß, mein Junge, ich weiß, wie tapfer du zu schweigen und dich durchzuschlagen weißt. Aber das Kapital des seligen Vaters möchte in absehbarer Zeit erschöpft sein, und da ich dich zu meinem Bedauern nicht zum Besitzer von Hochkelpplin machen kann, was ich am liebsten getan hätte, so möchte ich wenigstens in bescheidener Weise für dich sorgen. Das zweite soll der Rikebusch gehören, die mich treu gepflegt hat, und die ich für ihren Lebensabend sicher stellen muß. Und das dritte —“

Er zeichnete mit dem Bleistift einige Striche und Schnörkel auf ein leeres Stück Papier.

„Na, du kannst es dir ja denken. Ich will es dir offen gestehen, es hat Stunden gegeben, gestern abend erst, da — ja lachte mich nur aus —, da habe ich allen Ernstes daran gedacht, sie zu heiraten. Doch abgesehen davon, daß der Altersunterschied ein wenig groß ist, haben die Trockaus stets auf die Reinheit ihrer Rasse ängstliche Obacht gegeben, und ich will an ihnen nicht zum Verräter werden. Aber eins muß ich sagen“ — eine merkbare Bewegung war in seiner Stimme, als er langsam fortfuhr: „Mag man an ihr aussetzen, was man will, mag ihre Herkunft nicht von so altem Adel, ihre Art und ihr Wesen dem unserigen in vielem fremd sein — sie hat unendlich viel des Schönen in mein einsames Leben hineingetragen, hat mein Alter sonnig und manche trübe Stunde froh gemacht, mir mandien schwarzen Gedanken fortgesungen und fortgespielt — ich bin ihr zu großer Dankbarkeit verpflichtet. Und der will ich Ausdruck geben. Sie soll so viel haben, daß sie ohne jede Sorge ihre Ausbildung vollenden kann, um sich demal einstens durch ihre Kunst auf eigene Füße stellen zu können. Das ist mein wohlüberlegter Wille. Und nun genug, lieber Gunther, wir wollen uns diesen schönen Festtag nicht durch ernste Gedanken verkümmern. Die Rikebusch wird schon warten, daß wir ihr das Zimmer zum Decken freigegeben, und du wirst so gut sein, dich

nach den Gerichten zu erkundigen, die sie uns vorzusetzen gedenkt, und die entsprechenden Weine dazu aussuchen.“

Festlich war die Tafel hergerichtet, blühende Blumen, aus dem Gewächshaus herbeigeschafft, dufteten auf ihr, hell schimmerte das edle Kristall und das alte Silber aus dem Hochkepliner Hausschatz.

Und während draußen ein langsamer Schnee in großen, weißen Flocken zur Erde hernieder rieselte und ab und zu das abgetönte Geläut einer Schlittenglocke durch die kalte, sonnige Stille klang und sich melodisch mit dem fernen Branden des Meeres einigte, sah man, alles Leid vergessend, das jetzt durch die weite Welt zog, in angeregtem Gespräch um den runden, wohlbereiteten Tisch und ließ sich die Speisen, auf die die Rikebusch ihre ganze Kunst verwendet, und die köstlichen Weine, die Gunther aus dem reichbesetzten Keller heraufgebracht, in unbekümmertem Frohsinn schmecken.

Dann begab sich alles zum Nachmittagschlummer auf die Zimmer. Der Kaffee, zu dem die Rikebusch nach alter Überlieferung die Waffeln buk, sollte sie eine Stunde später wieder vereinen.

Die Altmeißener Kaffeekanne mit den wundervollen Tassen, von denen jede ein anderes Muster darbot, stand auf dem glänzenden Damast, ein Berg duftender Waffeln türmte sich zwischen ihnen, Gunther und die „Kleine“ hatten ihre Plätze eingenommen. Selbst die Rikebusch hatte sich, mit zufriedennem Schmunzeln das wohlgelungene Werk betrachtend, in feiernder Ruhe am Tische niedergelassen.

Nur der Hausherr fehlte noch.

Man wartete eine Weile. Die Rikebusch tat die zierliche Porzellanpuppe mit dem wärmenden Gewand über die Altmeißener Kanne und stellte die Waffeln in die Röhre des alten Kachelofens, die ihr so manchemal

zugute gekommen — noch immer war nichts vom Hausherrn zu vernehmen.

Ob er so fest schlief? Dann wollte man ihn nicht wecken. Wieder ließ man einige Minuten verstreichen, dann stand die „Kleine“ auf.

„Ich weiß nicht“, sagte sie, „ich habe eine so seltsame Angst, schon vom ersten Augenblick an, als der Herr Graf nicht kam — ich werde zu ihm nach oben gehen.“

Da teilte sich ihre Angst auch den beiden anderen mit. Die Minute, die sie fortblieb, dünkte sie eine Ewigkeit.

Endlich hörten sie einen Schritt die Treppe herabkommen, langsam, schwer, von Stufe zu Stufe tastend.

Gunther sprang vom Tische auf und eilte nach draußen.

Da stand ihm totenbleich die „Kleine“ gegenüber, mit den zitternden Händen am Treppengeländer sich haltend.

„Kommen Sie . . . kommen Sie schnell . . . der Herr Graf . . .“

Gunther fand ihn in halb sitzender, halb liegender Stellung auf dem Ruhebett, auf dem er es sich gerade zum Nachmittagschlaf bequem gemacht hatte. Überrock und Weste hatte er abgelegt und dafür eine bequeme Flanelljacke angelegt. Auch seine Puckschuhe standen ausgezogen in der Stube.

Er war ohne Bewegung und Bewußtsein. Aber Gunther spürte, daß noch Leben in ihm war und sein Herz matt schlug.

Mit Hilfe von Tor Tehnzen, der sofort herbeigeeilt war, befreite er den Schwerverkranken aus seiner unquemen Stellung und bettete ihn auf das Ruhelager.

Eine Stunde später traf der Arzt im Schlosse ein.

„Ein schwerer Schlaganfall“, sagte er nach kurzer Untersuchung, „ein tödlicher Ausgang wäre dem alten Herrn mehr zu gönnen gewesen, so kann es lange dauern. Jedenfalls muß für eine Pflegerin gesorgt werden, und

zwar für eine sehr geübte und zuverlässige, denn ihre Arbeit ist hier keine einfache.“

„Können Sie vielleicht eine beschaffen?“ fragte Gunther.

„Ich habe keine zur Verfügung, wenigstens keine passende. Die eine, die ich vielleicht bekommen könnte, wäre dieser Aufgabe nicht gewachsen.“

Da trat die Kleine aus dem Nebenzimmer:

„Ich weiß eine Pflegerin, und zwar eine sehr gute“, sagte sie mit tränenerstickter Stimme, „Schwester Käthe. Sie hat den ganzen Krieg als Rote-Kreuz-Schwester mitgemacht und pflegte bisher eine schwerkranke Dame in Zoppot, die, wie sie mir heute morgen erst schrieb, in diesen Tagen gestorben ist.“

Gunther ließ Tor Tehnzens rufen. „Lauf zu Ludwig! Er soll sofort anspannen! Die Wohnung der Schwester schreiben Sie ihm wohl auf, Fräulein Gebhardi.“

Es war Abend geworden. Die Kälte hatte zugenommen. Das Branden des Meeres war stärker geworden. Kampf und Unruhe waren in der Luft.

Gunther saß am Bette des Hochkelp liners, der mit einem Male ein stiller, hilfloser Mann geworden war. Eine heiße, stickige Luft war in der überheizten Stube, in der alles noch voller Unordnung war, wie sie der plötzliche Krankheitsfall hervorgebracht hatte. Das Licht war verhangen, damit es den Leidenden nicht blenden sollte.

Der aber schien von alledem nichts mehr zu spüren. Jeder Empfindung bar lag er ohne Sprache und Bewußtsein auf seinem Bette, nur der gequälten Brust entrang sich ein tiefes, manchmal unterbrochenes, dann aufs neue anhebendes Ächzen und Stöhnen, das schauzig anzuhören war.

Eine Schwester trat in das Krankenzimmer.

Unter der dunklen Haube schimmerte ein Antlitz von

zartem Rosa mit stillen, feinen Zügen, hellgrauen ernstigen Augen und schlichtgeschneiteltem strohblondem Haar.

Sie begrüßte Gunther und wandte sich dann sofort dem Kranken zu, den sie mit behutsamer, aber starker Hand, Tor Tehnzens Hilfe dankend zurückweisend, anders legte, ihm auch die Eisbeutel auf Kopf und Brust ein wenig zurechtschob.

Sofort wurde der Kranke ruhiger. Sein Stöhnen und Ächzen hörte zwar nicht auf, aber es klang nicht mehr so schwer und gefoltert wie bisher. Zum ersten Male während der ganzen Zeit schlug er die Augen auf und sah die ihm fremde Erscheinung mit einem Blicke an, dessen Abwesenheit und Peere für eine Sekunde eine leise Dämmerung durchblitzte, als erhoffte er von ihr Lösung und Befreiung von seinem qualvollen Zustande.

Die Schwester hatte inzwischen Mantel und Haube abgelegt und die Hülle vom Picht entfernt, um das Krankenzimmer besser in Augenschein nehmen zu können. Jetzt erst sah man das zarte Oval ihres Gesichts und den Flechtenkranz der dichten Haare.

Durch Tor Tehnzens Herz aber ging bei allem Ernst der Vage ein freudvolles Erbeben, als er die Genossin seiner Kindheit, zu solcher weiblichen Lieblichkeit und Reife erblüht, hier wiederfand.

Auch sie mußte ihn erkannt haben. Die schwarze Mütze hatte wohl von ihm geschrieben, denn jetzt, nachdem sie ihre erste Arbeit an dem Kranken verrichtet hatte, trat sie auf ihn zu und reichte ihm die Hand. Dann machte sie sich daran, Ordnung in dem Zimmer zu machen, blendete das Licht wieder ab und sagte: „Ich glaube, das Beste ist, wir lassen den Kranken jetzt allein. Ich werde alles zur Nacht fertig machen.“

Still und eintönig, ohne Picht und Freude, gingen die Tage in Hochkelp lin ihren Schneckengang. Jetzt, wo

er nicht mehr da war, merkte man so recht, wie der alte Mann die Säule des ganzen Lebens hier gewesen. Es hatte etwas beinahe Komisches, zu sehen, wie die Menschen ohne ihn sich kaum noch zurechtzufinden vermochten, gar nicht mehr wußten, was sie tun, wie sie den Tag anfangen und beschließen sollten.

Die Kickebusch, die sonst atemlos Beschäftigte, sah sich zu unerwünschter Muße verurteilt. Denn sie hatte niemanden mehr, dem sie das Ei mit ängstlicher Sorgfalt pflaumenweidlich kochte, den Schinken in kleine Würfel zerschneiden konnte, niemanden mehr, für den sie die verschiedenen Gerichte zu Mittag auffinnen und bereiten konnte.

Oft war es ihr ein wenig viel gewesen; sie hatte oann über die Anspruchsfülle des alten Mannes innerlich gescholten. Jetzt kam sie sich wie entwurzelt vor.

Der „Kleinen“ aber ging es in ihrer Weise genau so. Sie hatte niemanden mehr, der sie zum Vorlesen brauchte, der allerhand nette Dinge mit ihr besprach und ihr etwas Liebes sagte, das sie so gerne hörte, niemanden mehr, für den es Zweck hatte, sich schick anzuziehen und mehrere Male am Tage das Kleid zu wechseln, was der alte Herr stets auf den ersten Blick bemerkte und jetzt niemand sah.

Aber es gab andere und größere Sorgen, die jetzt an ihr nagten.

Wohl war der Notar aus der kleinen Kreisstadt unmittelbar am Morgen nach der Erkrankung des Grafen nach Hochkelpin gekommen, wohl hatte er versucht, den letzten Willen des Kranken entgegenzunehmen.

Aber seine Bemühungen waren vergeblich gewesen, und unverrichteter Sache mußte er von dannen ziehen.

Noch einmal, als Schwester Käthe ein leises Erwachen des Bewußtseins zu beobachten glaubte, hatte sie ihr Heil versucht und den Grafen Gunther veranlaßt, den Notar so schnell wie möglich herüberzurufen.

Wieder war dieser gekommen und wieder davon-

gefahren, ohne daß der Kranke aus seiner Bewußtlosigkeit erwachte.

Wenn er stürbe, ohne sein Testament geändert, ohne sie, wie er es ihr in sichere Aussicht gestellt, bedacht zu haben: Ihr schönster Traum wäre zerstört, um den ganzen Zweck ihres Daseins wäre sie betrogen!

Über das Meer kamen die ersten Boten des Frühlings gezogen. Auf großen Glaswellen kamen sie wie auf feurigen Rossen geritten, wanderten durch die Lande im frühwarmen Mittagssonnenschein. Und wenn sie im leisen Ruf die keusch geschlossenen Knospen der kahlästigen Bäume am Wegesrande und Wiesenhänge berührten, dann zitterte durch ihren bräunlichen Duft ein heißes Verlangen.

Auch die Herzen der Menschen streifte sie mit dem weichen Atem ihres Mundes. Dann glühte ihr Blut, und aus seinem schnellen Pulschlage glühte dieselbe Sehnsucht empor.

Die schwarze Mieze war von einem Spaziergange heimgekehrt. Sie hatte mit den anderen das Abendessen eingenommen, sich an den Flügel gesetzt und gesungen, ernstere Vieder aus allerlei Opern oder Liebeslieder.

Aber auch Spiel und Sang machten ihr heute wenig Freude.

Sag es an der Luft, die in ihrer frühzeitigen Schwüle etwas auf Gemüt und Nerven Drückendes hatte? Oder lag es an ihr selber, in dieser unbestimmbaren, zwischen trüber Wehmut und ausgelassenem Lustverlangen hin- und herschwankenden Stimmung, in diesem steten Prikkeln und Surren, das sie den ganzen Tag fühlte?

Sie stand vom Flügel auf, packte ihre Noten zusammen und begab sich auf ihr Zimmer.

Die beiden Fenster standen weit offen.

Eine eigentümliche Spannung war geblieben, als

wäre alles umher mit Elektrizität geladen, und ein starkes Wetterleuchten setzte ein. In tiefes Dunkel gehüllt lag der Garten und hinter ihm der Park, dessen kahle Bäume, wenn die helle Vohe ihn durchzuckte, wie gespenstige Skelette emportauchten.

Allerlei Gedanken gingen ihr durch den Kopf.

Hier auf demselben Flur, nur wenige Zimmer von dem ihrigen getrennt, lag der Kranke. Sie hatte ihn seit der Stunde, da er ihr gesund und lebensfroh beim festlichen Mahl gegenüber saß, nicht wieder gesehen. Er hatte auch nie nach ihr gefragt, wie Schwester Käthe es ihr gesagt hatte.

Wunderbar. Sonst konnte er nicht einen Augenblick ohne sie sein, zählte die Minuten, wenn sie fort war, bis zu ihrer Heimkehr — und nun hatte er alle die Wochen und Monate hindurch nicht ein einziges Mal nach ihr gefragt.

Und wieder kam die quälende Furcht über sie: Wenn es doch nicht mit ihm besser würde, wenn ihr festes Vertrauen auf seine Lebendigkeit sie täuschte, —! Hinten vom Parke her rief ein Nachtvogel.

Sie hatte die Nachtvögel nie hören können. Heute gellte ihr sein Ruf tief ins Herz hinein.

Es war überhaupt alles so dunkel und unheimlich um sie her. Durch die kahlen Bäume des Parks ging ein Flüstern und Rauschen wie von geheimnisvollen Stimmen. Allerlei unheimliche Geschichten kamen ihr in den Sinn.

Da hörte sie einen Schritt die Treppe hinaufgehen. Sie kannte ihn, sie hatte ihn öfter in dieser Stunde vernommen, ja, manchmal hatte sie auf ihn mit wunderbaren Empfindungen gewartet und ihm klopfenden Herzens gelauscht, bis er da drüben am Ende des Flurs verhalte.

„Guten Abend, Herr Tor Tehnzen“, sagte sie in ihrer unbefangenen Art, „wo kommen Sie denn jetzt her? Waren Sie etwa noch draußen bei dem Wetter?“

Und ohne seine Antwort abzuwarten: „Es ist ein so unheimlicher Abend heute. Es ist jetzt überhaupt alles so traurig und düster hier in Hochkehlplin, finden Sie das nicht auch? Man sollte es gar nicht für möglich halten, daß von einem so alten Manne noch so viel Leben ausgehen könnte. Ich wäre längst fort, wenn ich nicht immer die Hoffnung hätte, ihn noch einmal sehen und sprechen zu können.“

„Die Aussicht wird wohl nur gering sein“, meinte Tor Tehnzen, um doch auch etwas zu sagen.

„Wollen Sie mich noch trauriger machen, als ich es schon so bin? Das ist gar nicht nett von Ihnen. Sie hätten mir gut zureden, mich ein wenig aufmuntern sollen, das hätte Ihnen viel besser gestanden. Aber mit Frauen verstehen Sie gar nicht umzugehen, kein bißchen, Herr Tehnzen, Sie können es mir schon glauben.“

„Ich habe ja auch nie Gelegenheit dazu gehabt“, gab er treuherzig zurück.

Sie lächelte. „Armer Tor Tehnzen! Sie mögen ein noch so tüchtiger Kammerherr und Sekretär sein, wenn Sie nicht lernen, mit Frauen umzugehen, dann kommen Sie nicht vorwärts im Leben.“

„Dann werde ich es wohl aufgeben müssen.“

„Oh, ich wollte es Ihnen schon beibringen! Aber Sie haben ja den ganzen Tag zu tun, und für solch ein armes, verlassenes Mädchen, wie ich es jetzt hier geworden bin, sind Sie niemals da. Wie lange haben wir keinen Spaziergang zur See zusammen gemacht! Immer habe ich allein gehen müssen, so viel ich auch nach Ihnen ausschaute. Und es war damals doch so hübsch, als wir in der Winternacht zusammen durch die Dünen und nachher durch den Obstgarten da drüben wanderten, Hand in Hand, wie zwei Kinder, die sich in der dunklen Nacht verirrt haben? Sanden Sie es nicht?“

Sie sprach ganz leise . . . in Rücksicht auf das Krankenzimmer, das nicht weit von ihnen entfernt lag. Ihr Antlitz war dicht zu dem seinen geneigt.

„Manchmal, besonders wenn es Abend ist, und ich so allein bin, dann könnte ich hier ganz melancholisch werden, eine Stimmung kommt dann über mich. . . kennen Sie das auch, Herr Tehnzen, wenn es so über einen kommt, man weiß gar nicht, woher, aber es ist mit einem Male da, und man kann nichts dagegen machen. So war es eben erst bei mir, gerade als Sie kamen.“

„Ja, das kenne ich auch“, gab er zurück, „und ich glaube, Graf Gunther kennt es auch. Und jetzt ganz besonders, wo ich meinen Herrn manches Mal so nachdenklich und traurig sehe und ihm nicht helfen kann.“

Sie streifte ihn mit einem Blicke warmen Wohlgefallens.

„Sie sind ein guter, lieber Junge. . . ich habe Sie gerne.“

Mit so natürlicher Herzlichkeit war es gesagt, ihre Hand griff nach der seinen und hielt sie fest.

„Und nun erzählen Sie mir etwas vom Grafen Gunther, bitte. Aber nicht hier auf dem Flur, wo wir schon eine halbe Ewigkeit höchst überflüssigerweise stehen. Kommen Sie ein bißchen auf mein Zimmer, Herr Tehnzen! Es ist noch zu früh zum Schlafengehen. Dann plaudern wir, und ich singe Ihnen, wenn sie es gerne hören, einige Lieder zur Laute. Da unten mag ich sie gar nicht mehr vornehmen, wenn der alte Herr nicht zuhört. Und ich glaube wahrhaftig, Sie sind noch nicht ein einziges Mal auf meinem Zimmer gewesen. Beinahe vier Monate leben wir hier schon nebeneinander, und noch nicht einmal haben Sie mir Ihren Besuch gemacht. . .“

Er zauderte. Dann war die Thür geschlossen, und er stand, ohne daß er es wußte und wollte, in ihrer Stube.

Ein durch einen lilafarbenen Seidenschleier gedämpftes Licht und süßer Duft von Heliotrop erfüllten das nicht große, verhältnismäßig einfach eingerichtete

Gemach, dessen lauschige Behaglichkeit durch eine gewisse künstlerische Unordnung nicht beeinträchtigt wurde. Sie räumte eine Pappschachtel mit allerlei bunten Seidenstoffen von einem Sessel, bat ihn, Platz zu nehmen, und setzte sich ihm gegenüber auf das zierliche Sofa mit dem verblichlenen Damastbezug und der goldenen Leiste, das auch bereits ein wenig mitgenommen ausah.

Das Fenster stand noch immer offen. Ab und zu wurde das gedämpfte Licht von einem helleren von der Wolkenwand drüben am Horizont durchzuckt, deren schwefelgelbe Färbung allmählich in eine dunkelbläuliche übergegangen war.

Schwüler und drückender wurde die Luft, häufiger und heller tanzten die Feuer durch das Zimmer, angst-erfüllt klang das Schreien der Tiere aus den Ställen.

„Ich wollte Ihnen ja etwas vorsingen“, sagte sie, nahm die Laute, die, mit allerlei malerischen Bändern behängt, an der Wand hing, und griff in die Saiten.

„Aber erst wollen wir die Fenster schließen. Sie sind wohl so freundlich. Und auch die Vorhänge, die Schnur da rechts — so, nun sind wir ganz von der Welt abgeschlossen, ganz allein. . . es kommt mir fast wunderbar vor, mit Ihnen so ganz allein zu sein.“

„Was wollen Sie hören?“ fragte sie dann, und ihre Stimme klang dumpf und gepreßt. „Etwas Lustiges oder Ernstes? Ich will Ihnen vom Frühling singen, aber etwas Trauriges, wie es in diese schwer-mütige Abendstimmung paßt.“

Langsam, fast nachdenklich begann sie, als müßte sie Text und Melodie erst in sich sammeln.

Aber schon nach einigen Strophen hörte sie auf und legte die Laute beiseite.

„Es ist eine unerträgliche Hitze. Es ist überhaupt ein wunderbarer Abend. . . es ist, als ob etwas geschehen müßte. . . etwas Gutes oder Böses, gleichviel. . . nein, ich mag nicht mehr singen. . . ich will Sie nur

ansehen, immer ansehen . . . das hat etwas so Beruhigendes."

Sie richtete die großen, schwarzen Augen mit einem unbeschreiblichen Ausdruck auf ihn, daß er die seinen erschreckt zu Boden schlug.

"Du lieber, lieber Junge!"

Es war nur ein Hauch. Aber er hatte die Worte ganz genau verstanden, und sie richteten in seinem Innern einen Aufruhr an, wie er ihn bis zu dieser Stunde nie gekannt, daß seine Jugend wach wurde, die ganze Welt vor seinen Blicken versank und er nichts mehr sah als ihre brennenden Augen, die sich tief in die seinen senkten.

Aber bevor er die Arme nach ihr ausstrecken konnte, hatte sie ihn bereits umschlungen.

Mit einem Male schreckten sie aus ihrer Umarmung empor. Ein schneller Schritt ging über den Flur dahin, näherte sich der Tür ihres Zimmers, stützte eine Sekunde und eilte dann weiter die Treppe hinab, die zu den unteren Räumen führte.

Eine kurze Weile war alles still, dann stieg ein anderer Schritt, ebenfalls schnell, mandimal zwei Stufen mit einem Male nehmend, schwerer und härter als der erste, die Treppe empor.

Tor Tehnzen kannte ihn. Es war seines Herrn Schritt, langsam verhallte er auf dem Flur und verlor sich in der Richtung, in der die Gemächer des alten Grafen lagen.

Eine dumpfe Ahnung packte ihn. Er öffnete leise die Tür und sah gerade noch zwei Schatten in der Dämmerung, die auf dem Flure herrschte, in dem Krankenzimmer verschwinden.

Nun wurde es im Hause lebendig. Türen wurden auf- und wieder zugemacht, Pächter huschten hin und her. Alles jedoch vollzog sich still und geräuschlos.

Er aber stand wie festgewurzelt in der halbgeöff-

neten Tür. Ein tiefes Leid war in ihm und eine unsägliche Verachtung gegen sich selber.

"Was ist nur mit einem Male in dich gefahren?" hörte er da eine weiche, lockende Stimme neben sich. "Siehst du Gespenster? . . . Nein, geh' nicht . . . noch nicht! Laß mich nicht allein! Es ist so unheimlich in dieser Nacht."

"Ja," gab er zurück, "es ist unheimlich . . . da nebenan stirbt einer."

Jetzt dämmerte es in ihr auf.

"Der Hochkelpfliner stirbt", sagte sie, "und ich — — Die Trostlosigkeit ihres Schicksals schien vor ihr aufzudämmern.

"Woher weißt du, daß er stirbt?" fragte sie dann.

"Mir ist, als fühlte ich es am eigenen Körper. Hast du schon einmal einen Sterben sehen?"

"Noch niemals . . . Aber du siehst es doch nicht."

"Doch . . . Ich sehe es."

"Du bist krank, Tor Tehnzen! Komm, ich will dich wieder gesund machen!"

"Das vermagst du nicht . . . niemand vermag es."

Aber er ist doch schließlich ein alter Mann. Und wir sind jung, Tor Tehnzen . . . so jung . . . wir können ihm ja doch nicht helfen . . . komm, schnell, ehe uns einer hier sieht und hört . . . komm und küsse mich noch einmal, Tor Tehnzen! Ich habe eine solche Sehnsucht nach deinen Küssen! Was geht uns das Sterben an?"

Er sah sie entgeistert an. Er begriff sie nicht. Sein ganzes Innere war von den Schauern des Todes durchdrungen, von furchtbaren Selbstanklagen — und sie . . .

Drüben öffnete sich die Tür der Krankenstube. Mit kaum hörbarem Schritt trat die blonde Käthe auf den Flur.

Ihm war zumute, als könnte er sie jetzt nicht sehen, als müßte er sich in irgendeinen Winkel verkriechen, nur um ihren ruhigen, reinen Augen nicht zu begegnen.

Aber es war schon zu spät.

„Der Herr Graf ist eben entschlafen,“ sagte sie, „ganz sanft und still ist er eingeschlafen, wie ein Kind, das sich zur Ruhe begibt.“

In ihren Worten, auf ihrem stillen, ernstern Antlitz war ein Etwas, das noch von der Majestät des Todes umschauert schien. Er wagte nicht, das Auge zu ihr emporzuheben.

„Vielleicht halten Sie sich gegenwärtig, falls Graf Gunther nach Ihnen verlangt. Er fragte schon einmal nach Ihnen.“

*

*

Am Vormittag des Begräbnisses des Grafen Cassilo erschien, drahtlich angemeldet, seine jüngere Schwester, die Freifrau Julie Perkappen, geborene Gräfin Trockau, mit ihrer ältesten Tochter Dora, die glücklichen Erben Hochkelpins.

Frau Julie, aus einer anderen Linie der Trockaus stammend und mit Gunther nur entfernt verwandt, begrüßte diesen, obwohl sie ihn hier zum ersten Male sah, mit einem mütterlichen Du, sprach einige Worte der Anteilnahme an dem Tode ihres „geliebten, sehr verehrten“ Bruders, der noch so gern länger gelebt hätte, obwohl ihm der liebe Gott doch ein recht hohes Alter geschenkt hätte, und nahm dann in Begleitung ihrer Tochter, einer hageren Dame in unbestimmbarem Alter mit länglichen Wangen, hervortretenden Backenknochen, aber gütigen, etwas enttäuscht dreinschauenden Augen eine eingehende Besichtigung des Schlosses und seiner einzelnen Gemächer vor, die sie gleich nach dem Essen auf die Wirtschaftsräume und Ställe ausdehnte.

Eine Stunde später fand in dem Empfangssaale, in dem der Sarg des alten Grafen inmitten eines Hains von Vorbeerbäumen und Palmen aus dem Gewächshause und unter einer Fülle von Blumen und Kränzen aufgebahrt war, die Trauerfeier statt.

Frau Julie erschien, von Gunther geführt, in schwarzem Kleide mit feierlich und würdevoll herabwallendem Kreppschleier, ganz Andacht und Leid, hörte aufmerksam der Rede des Ortpfarrers zu, nickte mehrere Male zustimmend mit dem Kopfe, obwohl der Geistliche kein Wort sagte, das er von jedem anderen nicht hätte mit demselben Rechte sagen können, geleitete, wiederum an Gunthers Arm, die Leiche unter dem Gesange der Schulkinder durch den unter dem wolkenverhangenen Himmel trübe und wehmütig daliegenden Park bis zum Gewölbe und nahm mit ergebener Miene die Beileidsbezeugungen des kleinen Gefolges entgegen, das sich aus der nächsten Nachbarschaft eingefunden hatte.

„Wenn es dir recht ist, so gehen wir jetzt in das Arbeitszimmer unseres geliebten Cassilo, ich habe noch eine wichtige Angelegenheit mit dir zu besprechen“, wandte sich Frau Julie, nachdem die wenigen Gäste das Schloß verlassen hatten, an Gunther. „Und du, liebe Dora, begleitest uns wohl.“

Sie hatten sich auf den alten Polstersesseln des Hochkelpiner Herrenzimmers niedergelassen; just den, auf dem sonst Graf Cassilo in seiner gebietenden Greisengestalt gethront, hatte sich Frau Julie ausgesucht und machte in ihrer kleinen, gedrungenen Erscheinung eine wunderliche Figur darauf.

„Was mir naturgemäß am meisten am Herzen liegt,“ begann sie mit ein wenig salbungsvoller Stimme, „ist die Zukunft dieses schönen Gutes. Mein armer Harro schmachtet noch in sibirischer Gefangenschaft. Ich möchte Hochkelpin nun wenigstens so lange zu halten suchen, bis er wiederkommt. Und da möchte ich an dich, lieber Gunther, die Frage richten: ob du bereit sein würdest, die Verwaltung des Gutes in der bisherigen Weise weiterzuführen?“

Einen Augenblick besann sich Gunther.

„Ich bin bereit,“ sagte er dann, „aber unter der

Voraussetzung, daß du auch meinen Sekretär, Herrn Tchnzen, in derselben Stellung lassen wirst, wie er sie hier beim Onkel Cassilo gehabt hat.“

Frau Julie wiegte das sorgsam frisierte, hochaufgepuffte Haupt auf dem kurzen Halse einige Male hin und her.

„Der liebe Cassilo hat sich immer gern mit einem kleinen Hofstaat umgeben, Privatsekretär, Sängerin und Gesellschaftsdame, nichts dürfte fehlen. Nun, er hatte es ja auch dazu und konnte sich solche Viebhabereien leisten.“

„Du irrst,“ unterbrach sie Gunther kurz und entschieden, „Herr Tchnzen hat nicht, wie du sagtest, zu Onkel Cassilos Hofstaat gehört. Ich habe ihn hierher mitgebracht. Und da ich die Bewirtschaftung des Gutes ohne jeden Inspektor übernommen habe, so ist es selbstverständlich, daß ich eine Hilfskraft zu meiner Verfügung haben muß.“

Frau Julie, die natürlich die Lage der Dinge ganz genau gekannt hatte, war durch seine Bestimmtheit eingeschüchtert.

„Aber selbstverständlich, mein lieber Gunther, wenn es sich so verhält. Das wußte ich ja nicht. Ganz selbstverständlich. Dann wären wir also über diesen Hauptpunkt einig, und das freut mich aufrichtig.“

Sie reichte ihm die Hand, und er spürte den Druck der vielen Ringe, die an den knöchernen Fingern klaperten.

„Damit wäre alles erledigt, was ich dir zu sagen hatte.“

„Nein, Tante Julie, wir sind noch nicht am Ende. Ich hätte einiges zur Sprache zu bringen, das von nicht geringerer Wichtigkeit ist.“

Ihr wurde bei seinen Worten sichtlich unbehaglich zumute. Sie rückte auf ihrem Sessel hin und her, strich an ihrem schwarzen Kleide mit nervöser Hand auf und ab und sagte schließlich mit dünner und gepreßter

Stimme: „Betrifft es den Nachlaß meines lieben Cassilo?“

„Jawohl.“

„Und was hättest du mir darüber zu sagen?“

„Wenige Stunden vor seiner Erkrankung, am Vormittag des ersten Weihnachtstages, bat mich dein heimgegangener Bruder, Onkel Cassilo, zwecks einiger wesentlichen Änderungen, die er an seinem Testamente vornehmen wollte, seinen Notar aus Neustadt kommen zu lassen.“

„Aber er kam nicht mehr?“

„Jawohl, er kam. Onkel Cassilos Erkrankung jedoch erwies sich als so schwer, daß wir ihn nicht mehr zu ihm lassen konnten.“

Frau Julie atmete erleichtert auf. „Dann wäre die Sache ja wohl erledigt.“

Gunther blickte sie mit fremden Augen an.

„Doch nicht so ganz. Onkel Cassilo hat mir in völliger Gesundheit und Frische, bei ganz klarem Bewußtsein seine leztwilligen Bestimmungen mitgeteilt. Ich habe mir unsere Unterredung noch an demselben Tage, nachdem wir ihn eben auf sein Krankenlager gebettet hatten, Wort für Wort aufgezeichnet. Und sollte dir selbst das nicht stichhaltig genug sein, so bist du vielleicht so freundlich, einen Einblick in diese Blätter zu tun.“

Er nahm von dem Schreibtisch ein kleines, abgegriffenes Notizbuch, dasselbe, aus dem ihm der Hochkelpliner an jenem Vormittage seine Aufzeichnungen vorgelesen hatte, und reichte es ihr.

Sie las mit scharf zusammengezogenen Brauen und fest aufeinandergekniffenen Lippen.

„Aber ich bitte dich,“ sagte sie dann, „hier steht doch nicht das geringste von irgendwelchen leztwilligen Verfügungen. Kaum leserliche Zahlen stehen hier und dann hingekritzelte, gar nicht zu entziffernde Zahlen.“

„Freilich, eine Rechtsgültigkeit haben diese hingeworfenen Zahlen nicht.“

„Und was hat er dir in dieser letzten Unterredung gesagt?“ fragte Frau Julie, und die kleinen Augen, die noch um einen Ton grauer und kälter geworden, waren in forschender Erwartung auf ihn gerichtet.

„Daß seiner langjährigen, treuen Hausgenossin, der Rikebusch, ein Legat ausgesetzt würde, das sie für die Zukunft sicherstellte. Und ein ebensolches für Fräulein Gebhardi für ihre Ausbildung.“

„Es war das letzte Vermächtnis eines Heimgegangenen, dem wir alles zu verdanken haben. Und es ist fraglos, daß wir es zu erfüllen haben.“

Gunther horchte auf. Wo kam diese Stimme her, die er während der ganzen Unterredung nicht ein einziges Mal vernommen, und die so gütig und weich und zugleich so fest und entschlossen jetzt zu ihm hinüberklang?

Er hatte das Mädchen mit den unbestimmbaren Zügen, das gleichgültig, als ginge die ganze Angelegenheit es überhaupt nicht an, in seinem Sessel gelehnt hatte, gar nicht beachtet, kaum gesehen, hatte es als selbstverständlich angenommen, daß es alle Ansichten der Mutter, die es doch nur zu diesem Zwecke mitgenommen, blindlings unterstützen würde. Und nun —

„Das ist sehr richtig von dir gedacht, mein liebes Kind,“ hörte er Frau Juliens kühle Stimme, die jetzt einen sanft zurechtweisenden Klang angenommen hatte, „und gewiß auch sein empfunden, wie es dir ja stets zu eigen gewesen. Da du aber nicht mein einziges Kind bist, so fühle ich mich als Mutter den anderen gegenüber verantwortlich. Und da diese, wie ich sicher annehme, sich einer so selbstlosen und weitherzigen Ansicht kaum anschließen möchten, so habe ich weder ein Recht, noch eine Befugnis, derartige sehr bedeutende Zuwendungen in ihrem Namen zu machen.“

„Aber, Mutter, dein Bruder, der dir sein ganzes ungeteiltes Besitztum als Erbe hinterlassen, hat diesen Wunsch im Angesicht des Todes geäußert. So dringend hat er ihn geäußert, daß er gar nicht mehr abwarten

konnte, bis der Notar nach Hochkelpin kam. Einem so einwandfreien Zeugen, wie Gunther, hat er ihn ans Herz gelegt, die mit zitternder Hand in sein Notizbuch hingeworfenen Zahlen bestätigen ihn, und du — —“

Die unbestimmbaren Züge ihres Antlitzes waren mit einem Male klar und sprechend geworden. Die welken Wangen waren aufgeblüht, und über den Backenknochen lag ein leise leuchtendes Rot.

Aber an Frau Juliens gepanzertem Herzen prallte auch dieser Weckruf an ihre schweesterliche Liebe und Gerechtigkeit ab.

„Ich verstehe das alles sehr wohl, was du da sagst, liebe Dora. Meine Pflicht und Aufgabe aber meinen Kindern gegenüber gestatten es mir leider nicht, derartigen Gefühlsäußerungen Folge zu leisten. Ich habe lediglich, so schwer es mir auch in diesem Falle wird, dem nach Recht und Gesetz Geltenden Ausdruck zu geben.“

Damit hatte die Unterredung ihr Ende erreicht.

Am nächsten Morgen aber packte die schwarze Mieke ihre Koffer. Auf das tiefste enttäuscht, und ohne ihre Verbitterung zu verbergen, verließ sie das Schloß am Meer, in dem sie die schönste und sorgenloseste Zeit ihres Lebens verbracht.

Nur als sie Tor Tehnzen zum letztenmal die Hand drückte, hatte es weich und warm in ihren Augen geschimmert.

Mit ihr zusammen fuhr die blonde Käthe. Sie hatte ihren Entschluß, dem Schwesternberufe zu entsagen, zur Tat gemacht und eine Anstellung beim Magistrat in Zoppot erhalten, die sie bereits in den nächsten Tagen antreten sollte.

Die Rikebusch aber, der die kurzen Mitteilungen Gunthers eine nicht minder schwere Enttäuschung gebracht hatten, zumal sie alt und nicht lange mehr arbeitsfähig war, offenbarte in ihrer Lage die ganze Anständigkeit ihrer Seele. Sie hatte ihren alten Herrn zu sehr geliebt, sich zu eng mit ihm verwachsen gefühlt,

als daß ihr gegen den Schmerz und die Trennung von ihm der eigene Vorteil in die Waagschale hätte fallen können. Und als Gunther sie bat, so lange in Hochkelpin ausharren zu wollen, bis der bisherige Hausstand aufgelöst und neue Verhältnisse angebahnt wären, sagte sie gerne zu.

Es war Abend geworden. Hinter den Dünen tauchte die Sonne in einen Berg weißer Wolken wie in ein Federbett voller behaglicher Müdigkeit unter. Von der See her zog eine frische Brise herauf, ein Spiel von blauen Farben, ganz dunklen, dann wieder helleren, ward am Horizont sichtbar, ab und zu stieg einiges Gold aus ihm hervor und durchwirkte die blauen Schleier mit purpurnen Fäden. Voller Erdduft war die Luft, es war der rechte Vorfrühlingstag.

Gunther hatte das Bedürfnis, nach all den langen Zimmerstungen einen Gang ins Freie zu tun. Er hatte unter dem Zusammensein und den Aussprachen mit Frau Julie förmlich gelitten. Nie war ihm etwas so schwer geworden, als der alten Kickebusch und der hübschen „Kleinen“, die ihre ganze Zukunft auf das vornehme Vermächtnis des Onkels Cassilo gebaut, die niederschmetternde Botschaft zu überbringen. Den ganzen Tag hatte er sich mit dem Gedanken getragen, Frau Julie seine Stellung zu kündigen, und nur die Erwägung, daß er damit unrecht gegen den alten Hochkelpliner handeln würde, hatte ihn davon abgehalten.

„Graf Gunther!“

Ganz leise vernahm er es hinter sich, als er eben aus dem Hofstor getreten war. Dora Perkappen stand neben ihm.

„Ich hätte Sie gerne auf einen Augenblick gesprochen, und da wir morgen in der Frühe abreisen —“

Er war wenig angenehm berührt. Aber die fast schüchterne Art, mit der sie ihn bat, stimmte ihn sofort

versöhnlich. Auch das gefiel ihm, daß sie ihn bei der entfernten Verwandtschaft nicht gleich, wie ihre Mutter, mit dem vertraulichen „Du“ überfiel, sondern ihn „Graf“ und „Sie“ nannte.

„Wenn Sie Lust haben, machen wir bei dem schönen Abend einen Spaziergang, Baronesse. Sie kennen unsere herrliche Gegend gewiß noch wenig.“

„Fast gar nicht, ich war selten in Hochkelpin. Aber Sie wären gewiß gerne allein gewesen.“

Er war offen genug, nicht zu widersprechen.

„Ich kann es Ihnen nachfühlen. Solch ein Begräbnis mit all seinen gesellschaftlichen Formen, die einen angesichts des Todes mit so wehmutsvoller Komik anmuten, das ewige Hin und Her von Menschen, die gar nicht da zu sein brauchten und doch da sein müssen —“

Sie sprach aus, was er in diesen Tagen empfunden, und tat es in ihrer schlichten, leisen Art, die ihm wohlgefiel.

„Und dann diese entsetzlichen Auseinandersetzungen —“

Sie hielt eine Sekunde inne und fuhr noch zaghafter fort:

„Sehen Sie, Graf Gunther, das ist es, weshalb ich Sie sprechen wollte, sprechen mußte. Ich sah es Ihnen an, wie wir Sie peinigten.“

„Sie haben das Möglichste versucht, Baronesse, mir meine Aufgabe zu erleichtern.“

„Es ist ritterlich von Ihnen, daß Sie mir diesen Trost gönnen wollen. Freilich, so niederdrückend wie für mich kann das alles für Sie nicht gewesen sein. Denn sie standen groß und rein von jeder Armseligkeit da. Ich aber kam mir Ihnen gegenüber vor wie eine Gerichtete.“

Eine tiefe Bewegung zitterte durch ihre Worte und griff in sein Innerstes.

„Ich bitte Sie, liebe Baronesse —“

„Graf Gunther, ich glaube, wir verstehen uns zu gut, um miteinander Komödie zu spielen.“

„Komödie?“

Sie blieb stehen und sah ihn mit ihren Augen, die jetzt voller Leben und Ausdruck waren, ruhig an.

„Als meine Mutter mir das Notizbuch von Onkel Cassilo reichte, verschlug sich eine Seite. Da las ich Ihren Namen, klarer und deutlicher geschrieben als die anderen. Und neben ihm stand in wenigen Ziffern ein Vermächtnis von dem Heimgegangenen, dreimal so groß als für die anderen.“

Er war so bestürzt, daß er kein Wort zu erwidern vermochte.

„Sie haben es nicht einmal der Mutter gezeigt.“

„Hätten Sie es getan?“

Sie zauderte.

„Nein,“ sagte sie dann, „ich hätte es nicht getan.“

„Sehen Sie, ich mußte, daß Sie mir das antworten würden.“

Es war ganz still um sie, nur von drüben her hörte man die Stimme des Meeres, dem sie näher gekommen waren, und den geheimnisvollen Ton des gährenden Schlammes, dann und wann auch einen Möwenruf, der einsam verhallte.

„Drei Menschen, denen der alte Mann in seiner Herzensgüte den Weg ebnen wollte und die um das ihnen Gehörige betrogen sind — glauben Sie, daß ich dieses Erbes je froh werden könnte?“

„Die anderen werden sich solche Skrupel nicht machen.“

„Gewiß nicht. Ich habe ja immer allein gestanden . . . mein ganzes Leben lang.“

Sie gingen sehr langsam. Die Sonne war in dem Wolkenmeer völlig ertränkt. Meer und Himmel waren eins, und alles dumpf und dunkel und schwer.

„Ich weiß nicht, ob Sie das je gekannt haben, dies Alleinsein unter den anderen“, fuhr sie fort, „dies völlige Fremdsein im eigenen Hause. So ganz auf andere angewiesen sein, verbunden mit ihnen durch die

engsten Bande des Blutes — und jeden Tag deutlicher spüren, daß man innerlich nichts mit ihnen gemein hat, daß man ganz andere Gedanken denkt, eine ganz andere Sprache spricht. — Es ist wohl besonders schwer in unseren Kreisen, wo auf Familiensinn und Familienzusammengehörigkeit ein so großer Wert gelegt wird, und man nach außen hin nicht das geringste merken lassen darf.“

„O, wie ich das verstehe!“

Etwas wie ein innerliches Zugehörigkeitsgefühl lebte in ihm auf, das ihn mit fühlbaren Banden an dieses Mädchen knüpfte.

Es war das erstemal, daß sich ein anderes weibliches Wesen zwischen ihn und Inge stellte.

Am liebsten hätte er ihr die Hand entgegengestreckt und gesagt: „Komm zu mir nach Hochkelpin, hilf mir im Hause, in der Wirtschaft! Und hilf mir mehr: das Leben tragen und überwinden! Denn auch ich bin ein Einsamer, ein Fremder unter den Menschen.“

„Ich habe Ihnen übrigens noch einen Gruß zu bestellen,“ hörte er da wieder ihre Stimme neben sich, „und zwar von jemand, den Sie sehr genau kennen: von Inge von Rochow.“

War es wiederum die verborgen schwingende Gemeinschaft zwischen ihnen? Wunderbar, daß sie gerade jetzt diesen Namen aussprechen mußte!

„Ich habe lange nichts von ihr gehört. Wo haben Sie sie getroffen?“

„Ganz zufällig in dem Abteil eines Zuges, mit dem ich eine kurze Fahrt zu einer Bekannten machte, während sie sich auf einer Reise nach Wiesbaden befand, wo ihre Mutter eine Kur gebrauchen wollte.“

„Sie scheint wieder ganz auf Reisen zu leben?“

„Ja. Obwohl sie sich wenig befriedigt darüber aussprach. Sie läßt es ja nicht merken und macht äußerlich einen durchaus glücklichen Eindruck. Aber im

Grunde ihres Herzens, so ist mir immer, gehört sie auch zu den Einsamen unter den Menschen.“

„Es gibt wohl eine weit größere Gemeinde solcher Einsamen auf der weiten Welt, als wir ahnen. Und wenn sie sich zusammenschließen —“

„Aber sie finden sich nicht, das ist es. Die Einsamkeit schließt ab, sogar gegen den Gleichföhlenden.“

Sie wollte vielleicht noch etwas hinzufügen, unterdrückte es aber, reichte ihm die Hand und ging mit schnellen Schritten in das Schloß, indes er sich noch auf dem Hofe zu schaffen machte.

Nun waren die Beiden allein auf Hochkelpin, Graf Gunther als der mit unbeschränkter Vollmacht eingesetzte Verwalter des Gutes, Tor Tehnzen als sein Inspektor und treuer Helfer in allen Dingen.

Die Rikebusch hatte die Stätte ihres häuslichen Wirkens verlassen, die alte Karenksche, die langjährige Mamsell, ihre Obliegenheiten übernommen und sorgte treu für den anspruchslosen Gunther und seinen Inspektor.

Nur eine hatte sich als dritte zu ihrem Bunde gesellt: Pea, die prachtvolle Schäferhündin aus dem Geschlechte derer von Hohentann, wie ihr sorgfältig geführter Stammbaum es sagte.

Gunther hatte sie auf einer Ausstellung des Neustädter Vereins für Hundefreunde gesehen und noch an demselben Tage für einen hohen Preis zu eigen gewonnen.

Nun begleitete sie ihn auf Schritt und Tritt, lief mit ihm mit, wenn er auf dem Jaromir durch die Felder und Wälder ritt, lag vor der Tür seiner Arbeitsstube, kannte jeden, der mit ihm zu tun hatte, ließ einen Fremden aber erst nach genauester Prüfung hinein und verfolgte dann jeden seiner Schritte, jede seiner Bewegungen.

Wachsam, unbestechlich und verständnisvoll für den leisesten Wink ihres Herrn, war sie diesem ein vollgültiger Ersatz für alle menschliche Gesellschaft geworden, die er hier entbehrte, eine Trösterin in all dem Schwere, das er jetzt zu durchkämpfen hatte.

Denn immer ernster und bedenklicher gestaltete sich die Lage im Vaterlande, immer dunkler umwölbte sich der politische Himmel, insbesondere für den Osten.

Der Versailler Friedensschluß war in Kraft getreten, Danzig mit Zoppot und einem geringen Hintergrunde als Freistaat erklärt, das herrliche Stück Erde aber, auf dem Hochkelpin lag, den Polen zugesprochen. Niemand trug schwerer daran als Gunther. Denn niemand liebte sein Vaterland und insbesondere den schönen, gottgesegneten Streifen am Meere, den er seine Heimat nannte, mit solcher Inbrunst und Treue, wie er.

Dunkel und wolkenverhangen waren die Tage, stürmisch und unruhig die Nächte, wild brandete das Meer, Regengüsse, Sturzbächen ähnlich, peitschten seinen Rücken, mit überkippendem Gesicht kamen die hochgeschwollenen Wogen gezogen, zerschlugen sich an den Klippen, donnerten in raubtiergleicher Wut zum Himmel empor und fielen kreischend in die unablässig mit schwerem Geröll dahinstürmende Flut zurück. Als wären sie ein Gleichnis und Abzeichen der ungeheuren Erregung und Unruhe, die jetzt durch die entfesselte Welt ging.

Ein trüber Nachmittag in der Mitte des Januars. Gunther hatte sich nach seiner Gewohnheit oben auf seinem Schlafzimmer ein wenig zur Ruhe begeben. Pea lag auf ihrem Sella vor seiner Tür auf dem Flure.

Tor Tehnzen hatte noch einiges auf dem Hofe zu tun und wollte sich eben in das Schloß zurückbegeben, als er eine hochaufgeschossene männliche Gestalt bemerkte, die sich mit langsamen Schritten, den mit einem dunklen Filzhut bedeckten Kopf prüfend nach allen

Seiten hin und her bewegend, durch das Tor dem Herrenhause näherte.

Es konnte nur ein Fremder sein, denn er hatte ihn bisher niemals in Hochkelpin gesehen.

„Geda!“ rief er ihn an. „Wohin wollen Sie?“

Der Fremde kam näher und zog tief den Hut.

„Entschuldigen Sie, ich wollte nur —“ mit einem Male spielte ein helles Grinsen um den stumpfen Mund, „ach, du bist's, Tor Tehnzen! Dich irad suchst ich. Also 'n guten Tag ooch!“

Tor Tehnzen schien wenig angenehm berührt von dieser Begegnung.

„Ich hörte, daß de hier Inspektor wärst, und da ich in de Jejend zu tun hatt, wollt ich nich versäume, dir 'n Besuch zu mache.“

Er war nicht mehr so tadellos gekleidet wie damals, als ihn Tor Tehnzen im Gasthause der Kreisstadt getroffen, vielmehr mit einer sichtbar schäbigen Eleganz, die sich bis auf die modernen Schnallenschuhe erstreckte, mit denen er durch den Schmutz und Rot der Landstraße gewandert war.

„Dann wollen wir auf mein Zimmer gehen. Aber wir müssen die Hintertreppe hinauf. Mein Herr hält jetzt seine Nachmittagsruhe, und wenn wir vorne hinaufgingen, würde der Hund gleich anschlagen und ihn stören.“

„Habt ihr 'nen Hund?“

„Eine mit vielfachen Preisen ausgezeichnete Schäferhündin. Sie läßt einen Fremden vielleicht nach oben, aber sicher nicht wieder hinunter.“

„So . . . das is ja 'n intressantes Viech! Möcht's jern mal sehen.“

„Vielleicht später, wenn der Herr Graf aufgestanden ist.“

Sie waren in Tor Tehnzens einfacher Stube angelangt. Zug nahm ohne weiteres den Platz auf dem

kleinen, harten Sofa ein, streckte die Beine von sich, zündete sich eine Zigarette an, und sagte:

„Na, zu weit haste 's nicht jebracht, mein werter Tor Tehnzen!“

„Ich bin mit meinem Vose zufrieden und wünschte manchem ein gleiches.“

Zug bemerkte die Spitze sehr wohl, die in seiner Antwort lag.

„Man muß heutzutach scho auf irjen 'ne Weis fortzukomme suchte“, meinte er. „Das is ja 's Samose an diese neue Zeit, daß jeder tücht'che Mänsch sein'n Weg mache kann.“

„Allzu leicht scheint der deine auch nicht gewesen zu sein.“

„Jewiß, in 'nem Seb'n, wie ich 's führ, un in sein'm vielseitigen Jeschäftsbetrieb wechseln de fette und de majre Jahr. Oojenblicklich sin de majre an de Reih. Da is nichts zu wolle — übrijens könntste mir ne Kleinigkeit zu esse jebe. Mei Zug jing so zeitig, daß ich an de Tabelaht in meinm Jasthaus nich mehr teilnehme konnt.“

Er sprach in dem Tone eines Mannes, der jeden Tag an reichgedeckten Tafeln speist.

Tor Tehnzen begab sich nach unten in die Küche und erhielt von der Mamsell noch eine große Schüssel Kartoffelsuppe mit Speckenschnitten, die vom Mittag übriggeblieben war. Dazu ließ er sich einige Wurststullen zurecht machen, nahm eine Flasche Vikör aus dem Schranke, und brachte alles selber nach oben, denn er wollte nicht gern, daß das Mädchen seinen sonderbaren Bekannten sähe.

Zug, der ihn schon sehnsüchtig erwartet hatte, löffelte mit schlecht verborgener Gier die ganze Schüssel Suppe bis auf das letzte Speckstück aus und verschlang dann sämtliche Wurststullen. Er mußte lange nichts gegessen haben.

„Sag mal, wovon lebst du eigentlich?“ fragte Tor

Tehnzen, dem das ganze Aussehen und Auftreten des früheren Badegenossen immer zweifelhafter erschien.

„Hm . . . wovon unsereener so lebt! Zuerst verschob ich ein'jes mit größrem oder jeringrem Erfolg. Dann macht ich leidliche Jeschäft mit 'm Kauf und Verkauf von polnische Banknote, und in de letzte Tag brachte ich viel Jeld nach Danzig.“

„Das ist doch streng verboten, und sie sollen gerade jetzt gewaltig aufpassen.“

Ein geringschätziges Pächeln spielte um Eugens stumpfen Mund.

„De Verbot, de se heut mache, sin so dumm, daß se nur für Dumme berechnet sin. Je mehr se verbiete, um so mehr reizt se de Erfindungsjab. Ich habe alle möglichen Mittelchen jebraucht, um Unsummen rüberzuschaffen. Zulezt reißt ich mit meine verstorbne Trohmutter.“

„Mit deiner verstorbenen Großmutter?“

„Ja, das heißt, mit nem sorgsam mit jraue Papp verpackte Bild, über das 'ne Reih von Holzleiste jenajelt war. Das stellt ich nu irgendwo in' Jang vom D-Zug, un wenn de Beamte kamen und fragten, da antwort ich: 'ne Photographie von meine verstorbne Trohmutter. Ich bring se zu mein'm Trohvatere nach Danzig. N'mal sagt eener, der mir woll scha uff' ne frühre Fahrt bejnet war: „Wi viel Bilder von Ihre verstorbne Trohmutter bringe se eijentlich zu Ihrem Trohvatere nach Danzig? Öffne se doch mal!“ . . . Hm, 's war leichter jesagt als jetan. Denn de Näjel aus de Holzleiste mußte ers mit Zanjen rausjerisse werde. Der Zuch hatt' 'ne Riesenverspätung, alle Reisenden schimpften, und als de schwere Arbeit endlich getan, Holz und Pappe entfernt waren, sah 's jute Jesicht 'ner alten Frau aus'm Rahmen uff' 'n erbosten Beamten. Der durchsuchte allens uff's jenaueste, fand natürlich nichts und ließ mich unbehelligt weiterzieh'n.“

„Und das Geld?“

„War in'm Bilde selber unter'm Glas und Pappkarton einjehestet. Fünshundert Tausendmarkscheine. Nu war's aber damit vorbei, und ich muß andre Kunstjeiß übe.“

Er machte eine nicht mißzudeutende Geste mit langen Singern.

„Unsereener is nämlich 'n Künstler, und ich hab's in meine Kunst zu 'ne soldi Höh jebracht, daß ich mit dir mette würd, ich könnt' dir deine Uhr, die du da so hübsch an'ne Doppelkett trägst, und dazu noch dei Börs aus de Tasche nehme, ohne daß de 's jeringste davon merkst.“

„Nachdem du es mir vorher feierlich angekündigt hast!“ sagte Tor Tehnzen, dessen sittliche Empörung einen Augenblick hinter dem Interesse zurücktrat, das der geriebene Gauner ihm einflößte.

„Un nu noch 'ne Frag, bevor ich jeh: Schließet Ihre eure Haustür 'da unten immer nur so einfach ab?“

„Das Schloß ist gut und fest, und wir lassen den schweren Schlüssel drin stecken.“

„Hm . . . was Dummres könnt Ihr jar nich tun. Ich werd 's dir beweisen. Paß mich 'mal für 'nen Oogenblick aus'm Zimmer. Dann schließ diese Tür, die ja ooch 'n jut's un fest's Schloß zu haben scheint, fest ab un laß ja 'n Schlüssel drin stecke.“

Schon war er aus der Tür heraus, und Tor Tehnzen schloß diese sorgfältig zu.

In der nächsten Sekunde stand er wieder vor ihm.

„Nichts einfacher als das,“ sagte er zu dem erstaunten Tor, „mit diese kleine Zang faß ich von inne 'n Bart am Schlüssel und schließ mir de Tür mit 'nem eijnen Schlüssel auf. Also: Riejele deine Tür jut ab! Schließte se aber zu, so laß nich 'n Schlüssel drin stecke. Oder bind ihn mit 'nem Bindfaden an de Türklink fest. Helfen tut 's ooch nich. Aber 's hält doch 'n wenich uff.“

„Wir brauchen hier nicht Schlüssel und Riegel,“ sagte Tor Tehnzen, dem die Sache immer unbehaglicher

wurde, „wir haben unseren Hund, von dem ich dir schon vorhin erzählte. Der wird dich trotz aller deiner Künste nicht hineinlassen.“

„Mir tut keen Hund was.“

„Das käme auf eine Probe an.“

„Ruf dei Viech!“

Tor Tehnzen pfiff nach Lea. Es war der Pfiff, auf den die Hündin, wo sie auch war, unweigerlich herbeikam. Eine Art von Notruf war es, den nur der Graf und er anwandten.

Schon hörte er sie die Treppe hinausstürzen, über den Flur eilen, die Tür mit einem Griffe der Pfote sich öffnen, schon stand sie dem Fremden gegenüber, den ganzen Körper zu einer sehnigen Muskel gespannt, als wäre sie aus Draht, die Zähne drohend fleischend.

„So, mein Vieber, jetzt gehe einmal aus dem Zimmer!“ sagte Tor Tehnzen mit deutlichem Spott, „oder tue es besser nicht, wenn ich dir raten darf.“

„Warum nicht?“ gab der andere zurück, sah den Hund mit einem festen, ruhigen Blick an, fuhr ihm mit der Hand über Kopf und Fell — und schritt, ohne daß der Hund sich rührte, mit langsamem Schritt zur Tür hinaus.

Da geriet Tor Tehnzen außer sich, und in seiner Empörung tat er, was er bisher nie gewagt, wovor der Verkäufer damals den Grafen ausdrücklich gewarnt und ihm gesagt, er dürfe es nur in der allerhöchsten Not versuchen.

„Sah zul!“ rief er, seiner selbst nicht mehr mächtig, empört und zitternd vor Wut, dem Hunde zu.

Der stutzte, erhob sich, spitzte die Ohren, straffte den Körper, grün funkelten die Augen, hell blitzten die Zähne. Wie ein Raubtier duckte er sich zum Sprung. Nicht eine Miene im Gesicht verziehend stand ihm der Fremde gegenüber.

Da legte sich der Hund ihm still zu Füßen, winselte leise, als empfände er die Schmach seiner Niederlage,

ließ sich dann aber sein Fell von dem fremden Manne kraulen und schloß die Augen.

Ein Grauen kam über Tor Tehnzen, wie er es lange nicht gekannt, nicht einmal da draußen in den gefährlichsten Lagen, im Sturmangriff und heißesten Kampf.

„Na nu kann ich woll jehn“, meinte Euz mit einem Pächeln, das den stumpfen Mund und seine schadhafsten Zähne in ihrer ganzen Häßlichkeit zeigte. „Aber eh' ich's verjeh: Willste nich dein Uhr und Börse' wieder an dich nehme? 'nen ehemaljen Kollejn kränk ich nich jern. 's war nur so 'n kleener Scherz, den ich mir jestattet, weil du so sicher tatsi.“

Er reichte Tor Tehnzen die Uhr und Börse, machte ihm eine linkisch spöttische Verbeugung und schritt langsamen Fußes die Treppe hinunter über Flur und Hof dem Ausgange des Gutes zu.

„Wer war der Mann, der eben durch das Tor ging?“ fragte Graf Gunther, als Tor Tehnzen in das Arbeitszimmer trat, um einige Briefe nach seinen Angaben zu schreiben. „Und was hast du? Du bist ja kreidebleich. Und kannst kaum die Feder halten?“

Da erzählte Tor Tehnzen seinem Herrn, was er eben erlebt hatte.

„Und das hat dich so aus den Fugen gebracht? Armer Junge! Ich wundere mich über so etwas nicht mehr. Es sind die naturnotwendigen Auswüchse unserer Zeit. Die Ritter von Geburt und Geist haben ausgespielt, die Ritter des Glücks sind jetzt an der Tagesordnung. Nur daß der Hund so vollständig versagte —“

„Sie hätten ihn sehen sollen, Herr Graf!“

„Es war vielleicht gut, daß ich nicht dabei war. Ich glaube, ich hätte ihn über den Haufen geschossen!“ brach es plötzlich in heißem Zorn aus Gunther hervor.

Aber sofort hatte er sich wieder in der Gewalt. „Ich habe öfter von solchen Leuten gehört, daß sie gegen alles geseit sind, selbst gegen böse Hunde. Und

nun etwas anderes: Ich will morgen nach Danzig fahren. Die Truppen, die den Freistaat verlassen müssen, verabschieden sich in feierlicher Parade.“

„Das möchte ich nicht mit ansehen!“ sagte Tor Tehnzen in schmerzlicher Aufwallung.

„Ich habe zuerst ebenso gedacht. Aber nun zieht es mich als alten Soldaten und Leibhusaren doch gewaltsam hin. Einmal wenigstens möchte ich mein stolzes Regiment noch sehen. Packe meine Sachen für zwei bis drei Tage!“

*

*

Grau und schwer wölbt sich der Januarhimmel über der alten Hansestadt Danzig. Bereits seit früher Morgenstunde flutet eine mit jeder Minute wachsende Menschenmenge durch ihre Hauptstraßen, staut sich in der Langgasse, auf dem Heumarkt und in den angrenzenden Straßen.

Stumm steht sie da, Kopf an Kopf, harret in lastendem Schweigen. Kein Luftzug regt sich.

Von den Häusern wehen, vielleicht zum letzten Male, die Fahnen schwarz-weiß-rot, die meisten auf Halbmast.

Die Abschiedsstunde hat geschlagen. Die Garnison Danzig hält auf dem Heumarkt feierliche Parade.

Jetzt setzt Glockengeläut ein. Dumpf und trauernd klingt es von den alten Kirchtürmen, schwingt wie fernes Orgelbrausen durch die engen Gassen, über die alten Märkte, hallt wider in tausend bewegten Herzen.

Die Musik der Militärkapellen vereinigt sich mit ihm. Die alten, vielgeliebten preussischen Armeemärsche wirbeln, schmetternd über Straßen und Märkte. Viele Augen füllen sich mit Tränen, hier und da hört man ein Schluchzen. Es ist wie ein großes, feierliches Begräbnis.

Die Parade ist beendet, ein brausendes Hurra durchzittert die Luft. „Deutschland, Deutschland über alles“

singt und klingt es, langsam anhebend, mächtig an-schwellend wie auf Sturmesfittichen durch die Reihen der Soldaten, von den Pferden, aus dem immer dichter und enger sich schließenden Zuschauerkreise.

Und nun ziehen sie vorüber mit den wehenden Fahnen und Standarten, die Leibhusaren mit ihren weißen Totenköpfen auf schwarzem Felde, die 128er, die Grenadiere, die Artillerie, alle die Regimenter, auf die Danzig einmal so stolz war, die zur alten Hansestadt gehörten wie ein Stück von ihr, grüßen von den Pferden herab, winken mit der Hand, ziehen vorüber, um niemals wiederzukehren.

„Muß i denn, muß i denn zum Städtle hinaus“ stimmt die Regimentskapelle der Sechsenddreißiger an, die anderen fallen ein. Stumm ergriffen lauscht die Menge.

Gunther ist unter den Zuschauern. Etwas abseits vom großen Gewühl steht er auf den Stufen des Kaiser Wilhelm-Denkmals, dem Hohen Tor und der alten Wache gegenüber.

Solange hat er ganz ruhig gestanden, jede aufsteigende Bewegung unterdrückend.

Als aber jetzt seine Leibhusaren vorbeikommen, bei denen er als Jüngling sein Jahr abgedient, in deren Reihen er als junger Leutnant so manches Mal zu Übungen und Manövern ausgerückt ist, mit denen er Strapazen und Mühen, Freuden und Leiden des langen Krieges geteilt, die er geführt zu manchem frohen Angriff und hellen Sieg, in deren Mitte er geruht, geplaudert, gesungen am flackernden Bivackfeuer in sternendurchleuchteter Nacht, als sie vorbeikommen, mit ihren Pferden wie verwachsen, in der alten deutschen Zucht und Größe, in tadelloser Disziplin, vorbeikommen wie ein holder Traum aus schönen, längst vergangenen Zeiten, da fühlt er ein Zucken und Brennen in den Augen, da hebt er die Hand schnell zum Antlitz empor.

Von drüben her grüßt ihn ein Blick, eine Frauenhand winkt zu ihm hinüber: Inge von Rochow.

Sie muß schon eine ganze Weile dagestanden haben, muß auch seine Bewegung gesehen haben.

Mag sie! Sie erscheint ihm nicht unmännlich, er schämt sich ihrer nicht.

Die Regimenter haben sich zum Rathause begeben, wo Oberbürgermeister und Magistrat sich von ihnen verabschieden. Die Menge strömt nach, es ist leer geworden auf dem Platze.

Er begibt sich zu Inge.

Sie haben sich lange nicht gesehen, über ein Jahr nicht, haben auch nichts von einander gehört, sind sich fern und fremd geblieben, wo in früheren Zeiten oft kein Tag verging, der sie nicht zusammenführte.

Eine gewisse Befangenheit ist zwischen ihnen, bei ihm bemerkbarer als bei ihr, sie ist ja immer die Sicherere gewesen. Die lange Einsamkeit hat ihn stiller und verschlossener gemacht, als er es schon an sich gewesen.

„Das war ein trauriges Schauspiel!“ sagt sie.

Sie fragt nicht nach ihm, nach seinem Ergehen, kein Wort des Erstaunens oder der Freude über ihr unvermutetes Wiedersehen kommt über ihre Lippen. Nichts als das eine, das den furchtbaren Eindruck der eben erlebten Stunde widerspiegelt.

„Ja,“ gibt er zurück, „besonders traurig für einen, der die Blütezeit dieser Regimenter mitgemacht, die uns jetzt den Rücken kehren. Die ganze Stadt kommt mir wie verwaist vor.“

„Ich sah es dir an, wie es dich mitnahm.“

Etwas Warmes, Weiches ist mit einem Male in ihren Zügen, schimmert durch ihre dunklen Augen, klingt durch ihre Worte. Gilt es ihm oder dieser Stunde? Beinahe hätte er gewünscht, daß es das erstere wäre.

Sie verlassen den Platz und wandern die Promenade hinauf. Zuerst haben sie gegen die in die Stadt

zurückflutenden Mengen einen schweren Stand, dann ist das überwunden. Alles hat sich zum Rathause in den Mittelpunkt der Stadt begeben, es ist ganz leer um sie geworden.

Er fragte sie, was sie hierher nach Danzig getrieben.

„Meine Mutter, die längere Zeit auf Reisen gewesen, trifft heute hier ein“, antwortete sie, „ich bin hergekommen, sie abzuholen.“

„Und dann bleibt ihr beide in Altstürckow?“

„Ja, dann bleiben wir in Altstürckow. Wo sollte man jetzt auch bleiben? Das ist das Gute am Vandalenleben heute: man sieht das Elend nicht so handgreiflich auf Schritt und Tritt, das jetzt durch die Welt zieht.“

Sie gehen sehr langsam. Von ferne her hören sie Militärmusik und die verschwimmenden Töne von Gesang; auch die Glocken läuten noch.

„Wie geht es deiner Mutter?“ fragte er, wieder nur, um irgend etwas zu sagen.

„Sie ist stark gealtert. Der Tod von —“ sie stutzt, bevor sie den Namen ausspricht, er scheint ihr nicht leicht zu werden, „. . . von Onkel Wolf“, fährt sie dann fort, „hat sie hart mitgenommen.“

„Nach allem, was geschehen ist?“ kann er sich nicht enthalten zu bemerken.

„Sie hat ihm nie gezürnt, obwohl er ihr doch so wehe getan hat. Das war ja das Eigenartige an diesem Manne, daß man ihm nicht böse sein konnte, auch wenn . . .“

Nun merkt er, daß ihre Liebe und Bewunderung für seinen Vater nicht erstorben sind. Früher hat es ihn eifersüchtig gemacht, jetzt tut es ihm wohl, denn auch seine Gedanken weilen so oft bei dem Heimgegangenen.

Sie will noch einen Besuch machen, und er hat einige Geschäfte zu erledigen. So kehren sie um.

Jetzt kommen ihnen wieder mehr Menschen, die aus der Stadt zurückkehren, entgegen, und er sieht, wie die

vornehme Frauengestalt an seiner Seite die Blicke auf sich zieht.

Es ist kein Wunder. Ihre schlanke, raffige Gestalt hebt sie so aus der Masse hervor, daß sie auffallen muß, besonders in einer Zeit, wo die vornehme Dame in dem Bilde der Großstadt zur Seltenheit gehört.

An einer Biegung des Weges bleibt sie stehen.

„Wann kommst du wieder nach Altstürckow, Gunther?“ fragte sie, und er fühlt, daß ihr die Frage schon lange auf dem Herzen gelegen.

„Sobald noch nicht, Inge“, gibt er mit einer Abweisung zurück, die ihm nicht leicht wird.

„Und weshalb nicht?“

„Weil ich in Hochkelpin gebunden bin.“

„Wer bindet dich? Die habgütige alte Frau Julie oder . . . ja, so wird es sein: ihre Tochter Dora.“

Sie hat es schnell gesagt, als wäre es eine plötzliche Erleuchtung, die über sie gekommen.

„Mich bindet weder Tante Julie noch ihre Tochter Dora. Meine Pflicht bindet mich.“

„Deine Pflicht? Hast du gegen Altstürckow keine Pflichten. Besonders nach allem . . .“

Sie spricht den Satz nicht zu Ende. Vielleicht fürchtet sie, daß sie ihn verletzen könnte.

„Man braucht mich in Hochkelpin.“

„Und wer sagt dir, daß man dich in Altstürckow weniger braucht? Daß ich dich nicht brauche, Gunther?“

Wieder ist der weiche, warme Klang in ihrer Sprache, dem er nie hat widerstehen können.

Aber er weiß, daß er nach dem, was zwischen ihnen beiden geschehen, nicht zu ihr zurückkehren kann.

„Wirst du es unter den veränderten Verhältnissen überhaupt in Hochkelpin aushalten? Ein Mann, der so deutsch fühlt wie du?“

„Umsomehr fühle ich mich gebunden.“

„Nun gut“, sagte sie, und der alte Trotz glimmt durch ihre Augen, streckt ihre schlanke Gestalt um einen

Zoll höher, „so lassen wir es. Eins nur laß mich dir sagen: Wenn einmal die Stunde kommen sollte, wo es dich doch wieder zur alten Heimat zieht, dann sollst du wissen, daß Altstürckow dir offen steht, und daß ich deiner warte.“

„Ja“, gibt er zurück, und seine Stimme ist schwer, „wenn die Stunde geschlagen hat, dann komme ich.“

Sie raffte sich auf. „Noch also hat sie nicht geschlagen?“

„Nein, Inge, noch nicht.“

„Ich kann warten. Lebe wohl.“

Sie reichen sich die Hand und scheiden.

Mein lieber Gunther!

Ich habe Dir heute eine Entscheidung mitzuteilen, die Dir vielleicht überraschend kommen und in Dein Leben eingreifen wird, die ich aber zu treffen gezwungen bin.

Da ich gestern endlich eine Nachricht von meinem Sohne aus einem kleinen Bauerndorf Sibiriens erhielt, in dem er mir schrieb, daß er unter den gegenwärtigen Umständen und bei der Unsicherheit seiner Rückkehr nicht dafür wäre, Hochkelpin der Familie zu erhalten, so habe ich mich, wenn auch mit schwerem Herzen, entschlossen, das schöne Gut zu verkaufen. Dora ist zwar sehr dagegen, aber sie steht, wie leider so oft, mit ihrer Meinung allein da und kann den wohlüberlegten Entschluß der Familie nicht ändern. Ich stehe bereits mit einigen Käufern in Verbindung, unter denen mir einer, ein zahlungsfähiger und sehr angenehmer Mann, besonders geeignet erscheint. Es kann sein, daß er in der nächsten Zeit zu eingehender Besichtigung und Rücksprache mit Dir nach Hochkelpin kommen wird. Nimm ihn, wenn ich Dich bitten darf, gut auf, und erteile ihm jede gewünschte Auskunft.

Da er von Beruf nicht Landwirt ist und nur vorübergehend einige Sommermonate auf dem Gut verleben will, so wäre es durchaus denkbar, daß Du Dich mit ihm verständigen und in deiner Stellung auf Hochkelpin, vielleicht unter noch günstigeren Bedingungen, bleiben könntest, was ganz besonders freuen würde

Deine alte, Dir sehr gewogene und dankbare
Tante Julie, Freifrau Perckappen.

Gunter war doch ein wenig erstaunt, als er diesen Brief las. Mit einem Verkauf Hochkelpins oder einer Übernahme durch Harro Perckappen in absehbarer Zeit hatte er ja rechnen müssen. Aber daß es nun so bald geschehen, daß er vielleicht in den nächsten Tagen aufs neue heimatlos sein sollte, das kam ihm überraschend.

„Zum Teufel auch!“ schalt er vor sich hin, „sie verschachern das schöne, deutsche Gut an einen Kriegsgewinnler oder Schieber. Ich aber, so meinen sie, könnte mich ja auch an den neuen Herrn verdingen. Als ob ein Reichsgraf Trockau ein Söldner wäre, der sich heute dem und morgen dem mit Leib und Seele verkauft, wenn man ihn nur anständig bezahlt!“

Draußen fuhr ein Wagen vor.

Es war ein schönes Gespann von zwei kostbar geschnittenen Schweißfüchsen, die sein Kennerblick mit Entzücken sah.

Ein Herr im graugrünen Ulster mit ebensolcher Mütze entstieg dem Wagen, sah sich einen Augenblick ein wenig unschlüssig um, bemerkte dann Gunther, der eben auf die Diele getreten war, und wandte sich mit einer tiefen Verbeugung an ihn.

„Ich hab de Ehr, den Grafen Trockau vor mir zu sehn“, sagte er, „die gnädichste Frau Tante, Freifrau Perckappen, hatten die Jewoienheit, mich an den Herrn Grafen zu weisen. Sie gestatten meinem Kutscher vielleicht, wenig auszuspannen. Die Füchse können das längre Stehn im Jeschirr noch nicht vertraje. Und ich

werd Ihre Zeit wohl etwas länger in Anspruch nehme. Es handelt sich um den Ankauf dieses Juts.“

„Für Sie selber? Oder kommen Sie nur als Unterhändler?“ fragte Gunther, nachdem sie in sein Arbeitszimmer getreten waren.

„Natürlich für mich selber. Ich bin 'n sehr beschäftigter und jeplajter Mann, steh an de Spitz 'nes jrohen Rings von Treibriemenwerken, der A. T. G., wenn se dem Herrn Jrafen bekannt ist, und bedarf zu meiner Ausspannung 'nes schönjelejnen Pandsitzes, der mich zugleich mit den für 'nen aufreibenden Beruf mal notwendigen Lebensmittel versehe soll.“

„Dann möchte ich vor allem wissen, mit wem ich zu unterhandeln habe.“

„Ich hätt mich dem Herrn Jrafen selbstverständlich sofort vorgestellt, wenn ich nicht die hohe Ehr hätt, längst von ihm jekannt zu sein. Damals, als der Herr Jraf mit dem jnädjen Herrn Vater in Joppot seine Bäder nahm.“

Jetzt erst fiel die Hülle von Gunthers Augen. Die ganze Zeit, wo er mit diesem Menschen sprach, hatte er darüber nachgegrübelt, wo er dies pfißige Gesicht, diese mausgrauen, verschlagenen Augen, diese gedrungene niedrige Stirn, auf der sich allerlei listige Gedanken zu tummeln schienen, schon einmal gesehen hätte.

„Stag!“ sagte er halblaut vor sich hin, und ein bitterer Hohn zuckte über sein Antlitz.

„Ganz recht. Stag, der de Ehr hatte, dem Herrn Jrafen so manches Mal de Zell auf- und zuzuschließe, der manches schöne Trinkjeld von ihm erhielt, bis er durch de Schuld 'nes andren, des Erzjauners Duz, wenn de Herr Graf sich erinnere, um diese Ehre jebracht würd. Ich schäm mich meiner Verjangenheit janz und jar nicht. Und wenn mich de Herr Jraf auch nicht erkannt hätte, ich hätt' nie mit ihr hinterm Berj jehalte.“

Er sagte es mit einer Sprache, die wie eingelernt klang und zugleich geschwollen war von Eitelkeit und

Selbstbewußtsein. Gunther hatte nur ein Nicken für sie.

„Wenn ich mich recht erinnere, Herr — ja, wie darf ich Sie jetzt nennen?“

„Rasmussen, wenn ich bitte darf.“

„Ach ganz richtig, Herr Rasmussen. Sie hatten früher eine Fabrik für landwirtschaftliche Maschinen und Geräte.“

Ein geringschätziges Achselzucken.

„Jawol, die hatt' ich mal. Ich hab' sehr viel gehabt und immer was andres. Du lieber Jott, was bin ich nicht allens schon gewesen! Zuerst handelt ich mit Lebensmitteln, dann mit Kohlen und Autos, drauf —“

„Herr Rasmussen, es ist sehr freundlich von Ihnen, mich in Ihren Lebens- und Werdegang mit solcher Genauigkeit einzuweißen“, unterbrach ihn Gunther, dessen Geduld erschöpft war, „mich interessiert das alles gar wenig. Es genügt mir vollauf, zu sehen, daß in kurzer Zeit aus dem armen Budejungen ein so reicher Mann geworden ist, der sich ein altadliches Gut und ein Grafenschloß zulegen kann.“

„Jewiß, ich hab' 's zu was gebracht, das darf ich jestehn. Und dies Hochkelpin erscheint mir besonders jünstig, weil es in de Näh vom neuen Freistaat liegt.“

„Es gehört zu Polen, wie Sie wissen.“

„O, die Polen störe mich in keine Weis'. Mit denen werd' ich jut fertig.“

„Das glaube ich. Mit wem würde ein Mann wie Sie nicht fertig?“ Sowie er es gesagt, empfand Gunther einen heftigen Verdruß, daß er sich gegen einen Menschen wie diesen zu einem solchen Worte hatte hinreißten lassen. Das Einzige, was ihm als Edelmann hier gebührte, war Verachtung.

Ob der Andere den Sinn dieses Wortes nicht verstanden, ob er ihn nicht hatte verstehen wollen, er zog sein Taschenbuch heraus, las einige Sätze und Zahlen, die er sich in den Verhandlungen mit Frau Julie aufgezeichnet, mit leise sich bewegenden Lippen, tat eine

Reihe von Fragen, die ihm kurz und sachgemäß beantwortet wurden, und äußerte dann den Wunsch, die Wirtschaft eingehend besichtigen zu dürfen, worauf Gunther läutete und dem alten Ludwig den Befehl erteilen ließ, den Jagdwagen anzuspannen.

Er selber beteiligte sich an der Fahrt nicht. Es wäre ihm unmöglich gewesen, einem Menschen wie diesem sein Hochkelpin zu zeigen.

Nachdem die Besichtigung, die einige Stunden in Anspruch genommen, beendet war, kehrte Herr Rasmussen ins Schloß zurück, äußerte sich auf das höchste befriedigt, tat eine neue Reihe von Fragen, machte sich einige Anmerkungen, und empfahl sich mit einer Verbeugung, die nicht mehr so tief und ergeben war wie bei seiner Ankunft, sondern schon ein Teil Herrenbewußtsein andeutete.

Mein lieber Gunther!

Ich habe Dir heute eine zweite Mitteilung in der angeregten Angelegenheit zu machen, die die erste gewissermaßen abschließt.

Also Hochkelpin ist mit Schloß und allem lebenden und toten Wirtschaftsbestand soeben von mir und meinen Kindern als Miterben verkauft worden. Als Tag der Übernahme ist der erste Mai festgesetzt worden. Herr Rasmussen, ein, nebenbei bemerkt, sehr angenehmer und vertrauenerweckender Mann (Dora fand ihn, wiederum als die Einzige von uns, abschrecklich, was nur auf Rechnung ihrer dauernden Abneigung gegen den Verkauf des Gutes zu schreiben ist), hat anstandslos und ohne den geringsten Versuch, im großen oder kleinen etwas abzuhandeln, dem sehr hohen Kaufpreis zugestimmt und die bedeutende Anzahlung bereits angewiesen, so daß die Angelegenheit auch in dieser Beziehung geordnet ist. Er äußerte

sich begeistert über Hochkelpin und alles, was er dort gesehen hatte, am meisten aber über Dich und Deine wirtschaftliche Tüchtigkeit. Er gestand mir, daß ihm unendlich viel daran gelegen wäre, Dich auch nach der Übernahme des Gutes durch ihn Deiner alten Tätigkeit erhalten zu sehen. Er hätte es Dir gern gelegentlich seines Besuches selber gesagt, hätte es aber in seiner Bescheidenheit einem so vornehmen Manne gegenüber nicht herauszubringen vermocht. Nebenbei äußerte er, daß er Dir sofort das Doppelte Deines Gehaltes, und ebenso Herrn Tchnzen, den er schon von früher als zuverlässigen und braven Menschen kenne, anweisen lassen würde. Ich bin überzeugt, daß Dich unter diesen Verhältnissen der Verkauf Hochkelpins nicht ganz so hart betreffen wird, wie dein letzter Brief vermuten ließ. In dieser Hoffnung grüße ich Dich mit meinen Kindern, insbesondere von Dora.

In steter Dankbarkeit und Treue

Deine ergebene

Tante Julie, Freifrau Perkappen.

Durch die abendliche Frühlingspracht ritt Graf Gunther.

Es war das letzte Mal, daß er durch sein Vand ritt, dieses schöne, fruchtbringende, meerumpülte Vand, das er mit aller Liebe und Hingebung betreut und gepflegt hatte, und das morgen schon ein anderer in seinen Besitz nehmen würde, der nie die leiseste Ahnung von Vandwirtschaft und ländlicher Kultur gehabt, der die Liebe zur Scholle nicht kannte und das stolze Heimatgefühl auf ihr, der nicht mit ihr verwachsen war wie mit einem Stücke seines eigenen Seins, der sie einstrich mit den geldgierigen Händen wie ein totes Stück Ware, sie ausfog und ausnutzte, bis er sie mit reichem Gewinn an andere Hände weiter verschachtete.

— Herrgott im Himmel! Wer soll das alles verstehen? Wer nicht irre werden an dir und deinem Walten? — Dies stolze Gut, seit Jahrhunderten im Besitze altadliger Geschlechter, auf dem ein Graf Cassilo wie ein Patriarch gelebt und gestorben, das Eigentum eines durch allerlei unredliche Geschäfte reich gewordenen Emporkömmlings!

Du armes, zerrissenes deutsches Vaterland! Du herrlich gelegenes, blutendes Stück Erde, über das der Frühling lacht und leuchtet, als wolle er alle Erniedrigung und Leiden von ihm tilgen!

Er gab dem Jaromir die Sporen, daß er in langgestrecktem Galopp entlang raste, daß der feuchte Sand emporstob, hier und da auch das Wasser an seinen Körper klatschte.

Der Tag neigte sich, die Sonne sank. In lang ver schwimmenden Linien dehnte sich die Küste mit den vorspringenden Kuppen von Adlershorst und Oghöst, den tiefschwarzen Buchten und dem schattenhaften Kranz der Wälder. Von dem Spiel glühender Vichter gekostet weitete sich das Meer, jung und herrlich wie am ersten Tage.

„Und bist gekettet und fremden Völkern untertan!“ schrie es in ihm.

Nichts antwortete. Alles blieb still, alles tiefes, undurchdringliches Geheimnis.

Viertes
Buch





Im blauen Saal des Zoppoter Kurhauses pulsierte das Leben der Nacht.

„Ich bitte das Spiel zu machen!“ Eintönig, oftmals wiederholt, durchtönte der Ruf des Croupiers das Schweigen rings umher.

Ein älterer Herr erhob sich von seinem Platze, den er seit einer Stunde innegehabt. Er erspielte sich Abend für Abend die kleine Summe von hundertfünfzig bis zweihundert Mark, die er als Zulage für eine kärglich gemessene Offizierspension brauchte, und hatte die Energie, sowie er sie in der Tasche hatte, den Saal zu verlassen.

Mit ihm zugleich stand ein junger Mann mit blaffen, übernächtigen Zügen und starren Augen von dem grünen Tuchtische auf. Er hatte gestern achttausend Mark gewonnen und heute nicht nur sie, sondern die ganze Barschaft seiner in kümmerlichen Verhältnissen lebenden Mutter verloren, die er ihr gestern abgedettelt hatte.

„Es geht nicht mehr,“ summte es von dem grünen Tische her.

Allmählich fanden auch die kleineren Cagnottsfäle, in denen man an ovalen, von grünschimmerndem Lampenlicht geheimnisvoll dämmernden Tischen Baccarat spielte, ihre Liebhaber, und einige gutgekleidete Herren suchten mit Gesichtern, in denen bei aller scheinbar vornehmen

Väffigkeit jetzt schon eine gewisse nervöse Spannung zu lesen war, den etwas abseits und verschwiegene „Goldenen Saal“ auf, in dem nur zu ganz hohen Einsätzen gespielt wurde, und zu dem Damen der Eintritt untersagt war, damit sie nicht durch ein Wort, einen bitten- den oder warnenden Blick, ja, durch ihre bloße Gegenwart schon den Mann oder Sohn von zu gewagten Spielen zurückhielten.

Gunther, der jetzt, wo er heimatlos geworden, seinen vorübergehenden Aufenthalt in Zoppot genommen, war eben in den Saal getreten und hatte sich an einen Roulettetisch gesetzt, an dem ein Platz frei geworden war.

Ein Spiel mit größeren Einsätzen schien gerade beendet, man rüstete ein neues.

Einen Augenblick sah er gedankenlos zu, wie das Roulette durch eine Wasserröhre auf seine richtige horizontale Lage untersucht wurde, die Spieler ihre Tickets hervornahmen, die Croupiers die Kugel in Bewegung setzten, die Zahlenplättchen klapperten, die Scheine hin- und herflogen und mitten hinein in die atemlose Spannung, in manchen stillen Seufzer, manchen schlecht unterdrückten Aufschrei, hinein auch in manches gekünstelte oder nervöse Pochen das unerschütterliche „Rouge pair et passe“ tönte. Dann warf er einen Schein auf eine gerade Nummer des schwarzen Feldes, gewann, ließ das Geld stehen, gewann wiederum und ließ mit dem nicht unbedeutenden Gewinn zum dritten Male stehen.

„Ich erlaub mir, mein'n Glückwunsch auszusprechen, Herr Jraf,“ hörte er eine fette Stimme neben sich, und als er sich umsah, stand Herr Rasmussen, einen Haufen von Banknoten lässig in seine Tasche schiebend, hinter seinem Stuhle.

„Herr Jraf entwickeln 'n groß Jeschick im Roulett, das mehr einbringt, als de mühevoll Tätigkeit auf Hochkelpin.“

Gunther wollte auf diese unverschämte Art gebührend antworten, da ging eine merkbare Bewegung durch

die Reihen der Spielenden. Die Kugel war auf rot stehengeblieben, er hatte seinen ganzen Gewinn verloren.

„Ich wollt mir nur erlaube, zu bemerke, Herr Jraf,“ hörte er jetzt wieder Stagens unterwürfige Sprache, die ihm noch unangenehmer war als die vorherige dreiste, „daß ich mich noch immer nich hab' entschließe könne, die Bewirtschaftung Hochkelpins andren Händen zu über- jebe, obwol ich de besten Anjebot haufenweis' erhalten hab'. Wenn der Herr Jraf —“

„Ich danke Ihnen, Herr Rasmussen. Aber Sie kennen meine Ansicht, und ich kann ihr nichts hinzu- fügen, als daß sie unabänderlich ist.“

Mit eisiger Höflichkeit hatte er es gesagt und war an dem verdutzt Dastehenden, als wäre er Luft für ihn, vorbeigeschritten.

So sah er den Blick von Wut und Haß nicht mehr, den ihm dieser nachsandte.

„De hochmüt'je Brut! Ma sollt meine, se wär end- lich klein jeworde und dankbar, wenn ma ihr noch Brot böt. Aber se verhungert lieber, eh se 'nen Bisse aus unsre Hand nimmt!“

Er wollte sich in den Saal und an seinen Spieltisch zurückbegeben, als die Garderobefrau auf ihn zutrat: „Ein Herr wollte den Herrn Rasmussen sprechen.“

„Warum kam er nich in 'n Saal?“

„Er sagte, das könnte er nicht, weil er keinen Zu- tritt hätte.“

Ein Schatten strich über Rasmussens glattes Gesicht. Da drang unten von der Treppe her ein zischendes Pfeifen zwischen Zähnen und Lippen an sein Ohr: „Star!“

Einen Augenblick schien dieser unschlüssig, ging dann aber die ersten Stufen der Treppe hinab dem anderen entgegen.

„Zum Deibel ooch! Ich hab dir ein für alle Mal verbote, mich hier zu belästje. Du weißt, daß ich für

dich nur in mein'm Jeschäftszimmer zu spreche bin und nirgends sonst!"

"Plustre dich man nur nicht so sehr uff, Männecke; 's möcht dein'm Schmerbauch schade", entgegnete der andere mit einem höhnenden Grinsen, das seine schadhafte Zähne zeigte, „ick laß dich sonst ja scha in Ruh. Aber heut is Not an' Mann, und da mußte mich raus-haue!"

„Wo kommste her?“

„Aus 'm Klub de Spielfreund drübe aus de Süd-straß. Zuers jing alles sehr schön, dann roch ener Bunte, man beglusbte mich von alle Seit, die Sach jing schief, ick verlor allens und viel mehr als das. Nu jreif man rin in dein Tasch, und rechte tief!“

„Was jehn mich dein Spielschulde an? Was jehste mich überhaupt an? Ich bin de Troßkaufmann Rasmussen, Veiter und Aufsichtsrat de erste Jesellschaft, Schloßherr auf Hochkelpin! Und wer bist du? 'n verkommnes Subjekt, 'n hergeloofner Tagedieb, der sich sei janzes Leben lang von unsre verstoffne Badesenoffenschaft nährt un ohn se längs im Poch läg!“

„Setz dich man nicht uff'n zu hoh's Pferd, Männecke“, erwiderte Eug, nicht im geringsten berührt, „janz von allene biste och nicht ruff jekomme, ick hab der in'n Sattel jeholfe. Und ohn mer wärste oft jenuch wieder runterjefalle. — Wie wars zum Beispiel mit de Automobile damals bei Peckstein? Oder mit de Jummireise bei Nikolas? Oder mit de Zichorie und Zijarre bei Rubinsohn? Alles feine Schiebchen, was?“

„Was rührste all die ollen Kamellen wieder uff?“

„Olle Kamellen, nanu? Manche laufen ja heut noch, un nicht zu knapp. Wie stehts denn mit de Sach, die wir jehnt unter de Finger habe? Och nicht schlecht, was?“

„Haste nicht dein Anteile und Prozente überreichlich bekomme? Und viel mehr als sie? Wir sind quitt, ein für alle Mal.“

„Nee, Starghe, nee — doch nicht so janz. Meenste,

ick soll immer vor de paar Dittche mei Sell alleene zu Markt trage? Nee, nicht in de Cameng! Spazier ick ins Poch, wat ja woll nächste jeschehe wird, dann muß och der Troßkoofmann, Herr Stag Rasmussen, jenannt der Schieberkönig, mit rin. Da helpt ihm nichts, nicht emal sei Aufsichtsrat —“

„Zum Kuckuck!“ rief der andere, wohl noch aufbrausend, aber doch schon hörbar eingeschüchtert, indes eine fahle Blässe über seine feisten Züge zog. „Was nimmste dir raus.“

„Ach wat, 'rausnehme? Mach dich nicht zum Narrn! Mir is allens janz ejal, wenn ick nur mei Jeld ers kriej.“

„Wieviel?“

Eug nannte eine Summe, die dem anderen einen tiefen Seufzer entlockte, ihn aber doch in die Tasche greifen ließ.

„Hier! Und nu scher dich zu allen Teibels und komm mir so bald nicht wieder unter de Augen!“

„Adjesses, Herr Rasmussen! Ich küß de Hand von Eur Hochwohlgeborn, und auf Wiedersehn!“

☛ Eine Reihe von Flüchen murmelnd, begab sich Rasmussen an seinen Spieltisch zurück.

Aber das gewohnte Glück war ihm heute nicht hold. Er wurde nervös, wick von den sonst streng innegehaltenen Grundfähen ab, verpahte auch die rechte Zeit zum Aufhören und verlor zehnfach soviel, als er alle vorausgegangenen Abende gewonnen hatte.

Tor Tehnzen befand sich auf dem Wege zum Rathause. Er hatte seinen Herrn und sich für ihren Aufenthalt in Zoppot anzumelden und einige Auskünfte einzuholen.

Aber das war nur der nebensächliche Anlaß. Der eigentliche war ein anderer: Er wußte, daß die blonde Käthe eine Anstellung beim Zoppoter Magistrat gefun-

den hatte, und wollte sie nach so langer Zeit endlich wiedersehen.

Er hatte, seitdem sie damals Hochkelsplin verlassen, eine Sehnsucht nach ihr empfunden, die er streng verschlossen in seinem Herzen trug, und die vielleicht gerade deshalb zu solcher Stärke angewachsen war, daß er die Stunde nicht erwarten konnte, wo er wieder in ihre hellen Augen blicken, ihre lange entbehrte Stimme vernehmen konnte.

Aber als er seine geschäftlichen Angelegenheiten erledigt hatte und sich nach seiner Jugendgefährtin erkundigen wollte, da fiel ihm zu seinem Schrecken ein, daß er ihren Namen gar nicht kannte.

Sie war für ihn immer nur die „blonde Käthe“, in der letzten Zeit höchstens „Schwester Käthe“ gewesen. Um ihren Vatersnamen hatte er sich nie gekümmert, auch nie nach ihm gefragt.

Er geriet in die größte Verlegenheit und wußte gar nicht, was er tun und wie er seine Nachforschungen anstellen sollte.

Vielleicht würde ihm das große schlanke Mädchen, das eben seinen Meldezettel angenommen und ihn mit einem so freundlichen Blicke angesehen hatte, ein wenig helfen.

„Können Sie mir wohl sagen, Fräulein,“ wandte er sich an sie, „ob hier beim Magistrat eine junge Dame arbeitet, die vor vielleicht einem Jahre eingetreten ist?“

„Wie heißt sie denn?“

„Ja . . . das ist es eben . . . das weiß ich nicht.“

Ein verwunderter Blick, ein helles Lachen.

„Dann kann ich es Ihnen beim allerbesten Willen nicht sagen. Hier arbeiten so viele junge Damen, man kennt die einzelnen nicht einmal bei ihrem Namen, und nun gar eine Namenlose —“

Andere Leute nahmen sie in Anspruch, sie mußte sie bedienen. Aber sein besorgter Blick schien ihr Mitleid erregt zu haben. Sie kehrte wieder zu ihm zurück.

„Können Sie mir denn gar nichts von ihr sagen?“

„Oh gewiß, ihren Vornamen. Käthe heißt sie.“

Wieder lachte das Mädchen, und diesmal so hell und lustig, daß ihre Mitarbeiterinnen von ihren langweiligen Akten und Papieren aufsahen und dankbar, eine Gelegenheit zum Frohsinn gefunden zu haben, in ihr Gelächter einstimmten, so daß sich der unglückliche Tor Tehnzen plötzlich von einem ganzen Chor lachender und lächelnder junger und alter Mädchen umgeben sah.

Wie ein Pauffeuer war sein Anliegen von Mund zu Mund gegangen. Der hübsche, frische Mensch mit den blonden Haaren und den blauen, treuen Augen schien allgemeines Wohlgefallen auszulösen. Mancher aus dem Publikum, der es eilig hatte und zu Scherzen nicht aufgelegt war, wurde schon ganz ungehalten, daß die ernstesten Beamtinnen heute alle so außer Rand und Band waren und sich mehr um Tor Tehnzens blaue Augen und blonde Haare, als um sein dringliches Anliegen kümmerte. Aber die lustigen Mädchen focht solcher Unwille wenig an.

„Wissen Sie denn weiter nichts von ihr?“ forschte die große Schlanke weiter.

„Doch, daß sie blond ist und früher Rote-Kreuz-Schwester war.“

„So blond wie Sie?“ fragte ein junges, vorlautes Ding und warf einen kecken Blick zu ihm hinüber. Eine andere lächelte ihm über ihr Pult und ihre Bücher zu, als wollte sie sagen: „Bin ich nicht auch blond und jung und schön? Was brauchst du deine blonde Käthe? Um sechs Uhr ist Feierstunde. Warte hier draußen am Eingang! Ich bin schnell da. Dann wollen wir an die See gehen oder in den grünenden Wald, wo es einsam und still ist. Und dann — —“

Tor Tehnzen wurde ganz befangen und eingeschüchtert, als er all die lachenden und lockenden Mädchenaugen auf sich gerichtet sah.

„Kam das blonde Fräulein vielleicht hier aus der Nähe, aus Hochkelpin?“ tönte da eine Stimme an sein Ohr.

„Ja!“ rief er wie befreit aus, „aus Hochkelpin kam sie“, und hätte in seiner Freude die Fragerin am liebsten umarmt, obwohl sie viel älter und lange nicht so hübsch war als die große Schlanke, mit der er verhandelte, und manches der anderen Mädchen, die ihn immer schelmischer anblinzelten.

„O, dann kenne ich sie. Sie hat eine lange Zeit meine kranke Tante hier in Zoppot gepflegt. Aber sie arbeitet nicht hier bei uns, sondern ist dem Kurdirektor als Sekretärin zugeteilt. Gehen Sie nur an den Nordstrand zum Warmbad und fragen Sie dort nach Fräulein Hauffe, mein Herr!“

„Und grüßen Sie sie von uns allen!“ rief die kleine Vorlaute, während sich die große Schlanke mit ernster Amtsmiene einem beleibten Herrn zuwandte, der seine zahllose Familie anmelden und tausend Auskünfte haben wollte.

Als Tor Tehnzen am Warmbad angelangt war, erblickte er auf der kleinen Treppe des Eingangs eine Mädchengestalt, in der er schon von weitem die blonde Käthe erkannte. Er war gerade zur Zeit gekommen. Denn die Geschäftsstunden waren vorüber, und sie wollte eben nach Hause gehen.

Auch sie hatte ihn sofort erkannt. Und als er sie mit einigen verlegenen Worten begrüßte, durch die sein freudig erregtes Herz hörbar pochte, stieg ein helles Erröten in ihr liebliches Antlitz bis an die goldenen Haarflechten unter dem kleidsamen Sommerhute, und erfüllte ihn mit einem unendlichen Glücksgefühl.

Er blieb an ihrer Seite und erzählte ihr, wie schwer es ihm geworden, sie ausfindig zu machen, und welches

Abenteuer er mit den Beamtinnen im Rathause erlebt hatte.

„Das haben Sie ja gut gemacht, Herr Tehnzen,“ sagte sie, „wirklich gut. Da werde ich bald im Munde aller lieben Kolleginnen sein!“

Es war nicht die leiseste Empfindlichkeit in ihren Worten, nur eine fröhliche Unbefangenheit.

„Warum in aller Munde?“ fragte er, auf ihren harmlosen Ton eingehend.

„Nun, weil — weil sie glauben werden, daß ich Ihnen sehr nahe stehe, daß ich gar —“

Sie stockte, brach ab, und wieder war das helle Erröten in ihren Zügen.

„Nun, daß Sie gar —?“

„Ach, lassen Sie das, Herr Tehnzen. Sprechen Sie nicht mehr davon. Kommen Sie und erzählen Sie mir lieber, wie Sie plötzlich hierher nach Zoppot verschlagen sind?“

Aber er tat ihr nicht den Gefallen.

„Und wenn sie nun wirklich glauben, daß Sie mir nahe stehen, sehr nahe sogar, was schadet es, Fräulein Käthe? Ist es am Ende gar nicht so unwahr?“

„Nein, Sie sind aber wirklich abscheulich. Ich kenne Sie ja gar nicht wieder,“ sagte sie mit unschuldiger Gefallsucht. „Wenn Sie immer so weiter reden, dann will ich gar nichts mehr mit Ihnen zu tun haben. Sie machen es beinahe, wie die Gecken und Stutzer hier auf dem Stege.“

„Nein, mit denen will ich es nicht aufnehmen, wirklich nicht, Fräulein Käthe, und ich glaube auch gar nicht, daß ich mit solcher Sprache bei Ihnen Glück haben würde. Aber was ich möchte: einen recht schönen, recht weiten Weg mit Ihnen machen durch den wundervollen Abend und an der See entlang, denselben Weg, den wir schon einmal zusammen gegangen sind, als wir noch halbe Kinder waren. Erinnern Sie sich noch.“

„Ob ich mich erinnere! Es war damals, als der

Stag da oben auf dem Bergschlößchen seinen Geburtstag feierte. Nun ist er ein großer Herr geworden, fährt jeden Nachmittag mit seinem Auto durch Zoppot und gibt des Abends große Feste im Kurhaus.“

„Woher wissen Sie das denn? Sind Sie mit ihm noch in Verbindung?“

„Er lud mich einmal zu einem solchen Feste ein.“

„Und Sie gingen hin?“

„Warum sollte ich nicht? Wenn man so einsam und von aller Welt verlassen lebt, wie ich hier in Zoppot, dann nimmt man solche Gelegenheit ganz gerne wahr —“

Er war plötzlich schweigsam geworden. Sie merkte es.

„Sind Sie etwas dabei?“ fragte sie. „Warum sagen Sie nichts?“

„Es geht mich wohl nichts an,“ erwiderte er langsam, „aber ich wundere mich doch, daß Sie gegangen sind.“

„Es war ja auch nur dies eine Mal,“ meinte sie begütigend, „als er mich das nächste Mal bat, lehnte ich ab.“

Wieder schwieg er.

„Übrigens, muß ich gestehen,“ fuhr sie unbefangen fort, „war er durchaus nett und fein zu mir. Das fanden auch die beiden Kolleginnen, die mit mir zusammen da waren. Es ist doch erstaunlich, wie er sich herausgemacht hat.“

Er wollte etwas sagen, er würgte an dem Wort. Aber er brachte es nicht heraus. Es war etwas in ihm, das ihm wehe tat in seiner Seele.

„Wissen Sie, daß er Hochkelpin gekauft hat?“ fragte er schließlich.

„Er — Hochkelpin?“

Seine Mitteilung hatte einen anderen Eindruck auf sie geübt, als er beabsichtigt hatte. Kein Unwille und keine Verachtung, wie er sie empfand, sprachen aus

ihrer Frage. Etwas wie Bewunderung war in ihr, die verstimmend auf ihn wirkte.

„Lassen wir das,“ sagte er nach einer kurzen Pause, „Verderben wir uns den herrlichen Abend nicht durch diesen Menschen, den ich besser kenne als Sie. Und wenn Sie mir einen Gefallen tun wollen, dann lassen Sie uns seinen Namen heute nicht mehr nennen. Und nun wollen wir unsere Wanderung machen. Wie ich mich auf sie freue!“

Mit schnellen, kräftigen Schritten gingen sie, hinter dem Kurhause vorbei, durch den Nordpark auf die Promenade, atmeten voller Entzücken die würzige Luft der Tannen und der See, schwiegen oder sprachen, wie es ihnen zu Mute war, und waren voller Lust und kindlichen Übermuts.

Nur in das veränderte Bild, das ihn hier auf Schritt und Tritt umgab, konnte sich Tor Tehnzen nicht finden.

Fremde Menschen begegneten ihm, und fremde Nationalitäten, fremde Laute drangen an sein Ohr, und überall war ein Getriebe und Gewimmel, wie er es früher, wo Zoppot doch auch schon stark besucht war, niemals gesehen hatte.

Denselben Weg gingen sie, den sie damals gegangen, als sie noch Kinder waren.

Und wieder lag die Sonne mit weit ausgebreiteten, golddurchwirkten Sittichen auf den Wassern und deckte sie wie zum Schlumme zu. Und wieder hing die Mondsichel, bleich noch und ohne die leiseste Leuchtkraft, am unumwölkten Himmel und grüßte die im stillen Sommer-nachtstraum ruhende Erde. Und wieder breiteten sich Sand und Meer wie ein undurchdringliches Geheimnis zu ihren Füßen, und müde Wellen glucksten schlaftrunken an den Strand.

„Was werden Sie nun hier anfangen, Herr Tehnzen?“ fragte sie ihn, als sie sich nach einem einfachen Abendessen auf dem Bergschlößchen auf den Heimweg machten.

„Ich werde mir eine Stellung suchen, denn meinem Herrn, der jetzt selber nicht weiß, wo er sein Haupt hinlegen soll, möchte ich nicht länger zur Last fallen. Und die notwendigsten Dienste werde ich ihm immer noch tun können.“

„Das trifft sich gut. Der Kurdirektor sprach heute noch mit mir davon, daß er jetzt zum Beginn der Hauptzeit hier in Zoppot eine zuverlässige männliche Kraft zu seiner Entlastung brauchte. Hätte ich eine Ahnung gehabt, so hätte ich Sie gleich vorgeschlagen. Nun will ich es morgen tun, und hoffentlich ist es dann noch Zeit.“

„Dann werden wir also Kollegen.“

„Pult an Pult. Hoffentlich vertragen wir uns.“

„Auf gute Nachbarschaft, Fräulein Käthe!“

Er streckte ihr die Hand entgegen. Sie schlug ein.

Ein Vogel sang im Busche sein Abendlied. Webende Schleier spannen ihre zarten Seidengewebe über das dämmernde Wasser. Alles um sie her war still und ahnungsschwer.

Sie hatten den Strand verlassen und gingen den mit frischgrünen Bäumen eingefassten Fußsteig hart an der Nordstraße entlang. Ein Fuhrwerk kam ihnen in scharfem Trabe entgegen. Zwei Schweißfüchse, deren jugendliches Feuer schwer zu zügeln schien, zogen es, und neben dem ältlichen Kutscher im hohen Hut saß ein Diener mit über der Brust gekreuzten Armen.

Mitten in der lebhaften Unterhaltung blickte Tor Tehnzen auf. Aber wie? Narrete ihn ein Traum? Den flotten Jagdwagen und den ältlichen Kutscher kannte er doch — ohne Frage, es war der alte Ludwig und das Hochkelpliner Fuhrwerk. Nur das Gespann der beiden feurigen Schweißfüchse und das hellbraune Geschirr mit den im letzten Sonnenlichte funkelnden Metallbeschlagen waren neu.

Schon hielt der Wagen. Wie ein Pfeil schoß der vornehme Diener, der neben dem Kutscher saß, zur Erde, öffnete den Schlag und reichte dem Herrn, der den Hinter-

sitz einnahm, die Hand, an der dieser ein wenig schwerfällig herausstieg.

„Zwei gute Freunde aus alter Zeit! Ich sei, jestattet mir die Bitt!“

Und Stay, sichtbar stolz auf dieses Wort, das er öfter gehört und sich angeeignet hatte, zog tief seinen Hut und begrüßte die Beiden.

„Ich war ebe auf der Heimfahrt nach meinem Gut, mo ich den schönen Sommerabend nach aller Aufregung des Tags mal in Ruh verleve will. Wozu hat man solch 'n Sommersitz, wenn man ihn nicht jeniehen soll! Aber Glück muß e junger Mänsch habe. Das is die Hauptsach! Und nu sehe Sie sich zu mir auf meinen Wagen und wir fahre zu drei nach Hochkelpin, braue uns ne schöne Bowl, ich hab prachtvolle Erdbeer'n in meinem Treibhause, und frischten alte Erinnerungen auf. Einverstande, nich wahr?“

Tor Tehnzen blickte auf Käthe. In ihren Zügen war ein Etwas, das nicht abgeneigt schien, der Einladung Folge zu leisten.

„Ich für meinen Teil muß bedauern,“ sagte er, „der Herr Graf erwartet mich, und ich darf auf keinen Fall ausbleiben.“

„Das wäre das wenigste. Der Herr Graf wohnt in der Pension Schauffler, nich wahr? Mein Wagen fährt in paar Minuten hin, und mein Diener entschuldigt Sie.“

Tor Tehnzen mußte an sich halten, seiner Empörung einer solchen Taktlosigkeit gegenüber nicht den rechten Ausdruck zu geben. Das wäre das richtige! Seinem Herrn das Fuhrwerk vor die Fenster zu kutschieren, in dem er so mandte Fahrt mit dem alten Grafen Caspilo gemacht, mit den beiden in ihrem Geschirr tänzelnden Schweißfüchsen davor, die die alten braven Hochkelpliner Rappen abgelöst, weil sie wohl für die Grafen Trockau, aber nicht für den neuen Herrn gut genug waren, der einmal da drüben im Nordbad unter vielen Katzenbuckeln

die Zellen geöffnet und seine Hände nach dem Trinkgeld ausgestreckt hatte.

Wenn das sein Herr sähe und dann hörte, daß er, Tor Tehnzen, sein Diener, nun auf dem Rücksitz mit dem Schloßherrn von Hochkelpin durch Zoppots Nordstraße dahinfuhr — pfui Teufel, ihm so etwas zuzumuten! —

Als Star merkte, daß Tor Tehnzen energisch auf seiner Weigerung beharrte, und ihm die hübsche Käthe nun auch mit einer Standhaftigkeit beipflichtete, die ihr vielleicht nicht ganz leicht wurde, war er klug genug, nicht weiter in sie zu dringen.

„Dann erlaube die Herrschafte wol, daß ich sie e' Stück begleit,“ sagte er in seiner gezierten Sprechweise. „Beweg die Pferd hier wenich auf und ab, bis ich wiederkomm!“ wandte er sich ganz im Tone des großen Herrn zu dem alten Ludwig, der von seinem Grafen einen freundlicheren und menschlicheren Ton gewohnt war.

Nun gingen sie zu dreien den Promenadenweg auf und nieder, und Star richtete, über Tor Tehnzen mit kühler Gleichgültigkeit hinwegsprechend, das Wort ausschließlich an die blonde Käthe und erzählte ihr allerlei belanglose Neuigkeiten aus Zoppot, die sie belustigten.

Mochte es die Dankbarkeit sein, die er der ehemaligen Schwester noch von jener Zeit her entgegenbrachte, da sie ihn, den todkranken Soldaten, mit hingebender Opferwilligkeit gepflegt, mochte die rührende Unschuld, die aus ihrer ganzen Erscheinung sprach, auf sein rohes Gemüt ihre Wirkung üben, er vergab sich nicht das Geringste ihr gegenüber, ja, er behandelte sie mit einer großen Ehrfurcht und überreichte ihr den Rosenstrauch, den sein Diener auf sein Geheiß inzwischen besorgt hatte, mit linkischer Verlegenheit.

Die Sonne war längst hinter den niedrigen Waldhügeln versunken, als sich Herr Rasmussen verabschiedete, indes Tor Tehnzen und die blonde Käthe ihren Heimweg zu Fuß fortsetzten und sich merkbare Mühe gaben, die Befangenheit nicht aufkommen zu lassen, die

sich unbewußt und ungewollt zwischen ihnen eingestellt hatte.

Sür den nächsten Abend hatte Gunther eine Einladung zu einem früheren Gutsnachbar angenommen, der sich zu vorübergehendem Aufenthalt in Danzig niedergelassen hatte.

Wie oft war er in der alten Hansestadt gewesen! Wie lieb hatte er dies herrliche, mit so viel alten Zeugen der Geschichte, so viel ehrwürdigen Baudenkmalern einer großen Vergangenheit geschmückte Fleckchen Erde gewonnen!

Hier hatte er seine ganze Schulzeit bis zur Reiseprüfung verbracht, hierher war er als Jüngling und Mann immer gerne wieder zurückgekehrt, seine eigentliche Heimat war ihm Danzig geworden. Und alles in ihm so wohlvertraut: die engen Gassen, die an das Mittelalter erinnernden Beischläge, die Menschen, die mit vornehmer Patrizierwürde oder mit dem gemächlichen Behagen des eingeborenen Bürgers sich aneinander vorbei bewegten. — Und doch war es nicht mehr das Alte.

Nie gesehene Gestalten eilten geschäftigten Schrittes an ihm vorüber, dunkle, wenig Vertrauen erweckende. Ein summendes Gewirr war auf den Straßen und Plätzen, ungewohnte Takte drangen an sein Ohr, die ihm wehe taten.

An dem Generalkommando, da, wo er als junger Leibhusar so manches Mal mit seinem Blauschimmel gestanden, wo sie an großen militärischen Festtagen mit ihren Fahnen und Standarten in feierlichem Parade-marsch herangerückt, damals, als Mackensen hier noch als Kommandierender General residierte, zog gerade die englische Wache auf.

Ein Haufen deutscher Gaffer und Gafferinnen wohnte dem Schauspiel bei und hatte seine helle Freude daran.

Über die Promenade drüben, über die er so manches Mal unter den hellstimmernden Klängen der alten deutschen Armeemärsche an der Seite seines stolzen Regiments geritten war, kam eine langgedehnte Abteilung englischer Soldaten marschirt, auch sie mit weithin schallender Militärmusik, und wiederum von rechts und links, von vorn und hinten eingefasst von einer unabsehbaren Menge schwatzender Leute.

Tadellos, das mußte sein Kennerblick gestehen, sahen die englischen Soldaten aus mit ihren glattrasierten, klugen Gesichtern, ihren braunen, auf das sorgfältigste geordneten Uniformen, ihren schmucken, wohlgebauten Pferden. Alles an ihnen war peinliche Sauberkeit und straffe Ordnung.

Ihm aber zog sich das Herz im Leibe zusammen, seine Augen brannten, er hätte laut ausschluchzen können über das Elend seines Vaterlandes, über das würdelose Volk, das heute neben dem Zuge der Eroberer und Feinde genau mit derselben Lust und Begeisterung herlief, mit der es damals die eigenen Soldaten begleitet hatte.

„Vae victis!“ Das war das Einzige, was ihm fortwährend durch den Kopf und das erregte Herz hämmerte.

Er war durch das Hohe Tor, ein kleines Stück die Vanggasse hinunter, in die Jopengasse eingebogen und verlor sich nun in dem Gewirr kleiner Gassen und Häuser um St. Marien.

Die Sonne liebäugelte mit den alten, hochgiebeligen Häusern, die sich hier dichtgekuschelt an einander schmiegen, und kletterte, allmählich siegeskühner geworden, an dem gewaltigen Turm von St. Marien empor.

Von ihrem wundervollen Rosenrot umgossen, von den kleinen, schlanken Türmchen um ihn her wie von gehorsamen Vasallen umgeben, blickte der mit dem trutzigen Haupte wie ein König auf die umliegenden Häuser und Bauten herab.

Wie oft und wie zu verschiedenen Jahres- und Tageszeiten hatte er ihn schon gesehen, ganz in der Nähe,

von weiter Ferne, über Niederungen und Flüsse und über das blauende Meer hinweg — und jedesmal war ihm, als sähe er ihn zum ersten Male. Es ging ihm wie mit den gewaltigen Bergen, die man auch immer neu sah. Besonders an das Matterhorn erinnerte ihn seine trutzig abgestumpfte Form.

Auf dem Pfarrhof vergnügten sich mehrere halbwüchsige Jungen am Kugelspiel, einige Tauben girten und lockten in der Sonne. Veises Abendgold war schon in ihr, und aus ihm focht sie eine große leuchtende Krone und setzte sie dem Alten da oben auf das trutzig stolze Haupt.

Gunther aber erschien sie wie eine Märtyrerkrone. Der Anblick, der ihn in früheren Zeiten so manches Mal erhoben und erquickt hatte, tat ihm heute weh. Wie alles um ihn her.

Mit schnellen Schritten begab er sich die Jopengasse wieder hinauf zum Kohlenmarkt und nahm eine Elektrische, mit der er die herrlich grünende Vindenallee hindurch zu der an ihrem Ende gelegenen Villa seines Freundes fuhr.

„Wir haben Sie schon sehr erwartet,“ begrüßte ihn dieser, ein noch junger Mann von muskulösem Gliederbau, dem man beides, den Landwirt wie den Soldaten, auf den ersten Blick ansah.

Er führte ihn in das Empfangszimmer, und der erste Mensch, den Gunther dort vor sich sah, den schlanken Körper lässig an den Flügel gelehnt, war Inge von Rochow.

Als er eintrat, wick der teilnahmslose Ausdruck in ihrem Antlitz und machte einem freudigen Erstaunen Platz.

„Und kein Wort haben Sie uns verraten, Herr von Melkentin? Sie waren doch sonst nie ein Geheimniskrämer!“ sagte sie zum Gastgeber, als er ihr den Arm reichte, sie zu Tische zu führen.

„Ich wollte Ihnen die Überraschung nicht verderben, Baronesse. Eben hatten wir unseren alten Freund

Gunther mit vieler Mühe für den heutigen Abend festgemacht, da kam Ihre und Ihrer Frau Mutter Ansage. Besser konnte es gar nicht passen.“

„Die Mutter hatte den Wunsch, die Einsamkeit des Vandausenthalts, die ihr immer ein wenig auf die Nerven fällt, mit einigen Wochen in Zoppot zu vertauschen,“ wandte sich Inge über den Tisch hinüber zu Gunther, der neben der Gattin seines Freundes saß, einer im Gegensatz zu ihrem Manne fast mädchenhaft zarten Erscheinung. „Auf der Hinreise wollten wir einen Abend mit unseren alten Freunden in Danzig verbringen. Freilich, daß wir dich hier treffen würden, hatten wir nicht geahnt. Bist du von Hochkelpin herübergekommen?“

„Hochkelpin ist verkauft.“

„Verkauft?“ riefen Inge und Frau von Rochow aus einem Munde.

„So schnell? Und du bist jetzt —“

„Brotlos geworden!“ ergänzte er. Aber der Scherz, den er in diese Worte legen wollte, klang scharf und bitter.

Inge merkte, daß etwas in ihm verwundet und zerrissen war, und sprach nichts mehr.

Als man aber von Tische aufgestanden war und er sich in dem Arbeitszimmer seines Freundes in einige Stiche vertieft hatte, trat sie zu ihm.

„Du bist traurig, Gunther,“ sagte sie, und eine warme Teilnahme war in ihrer Sprache.

„Ist es ein Wunder?“ gab er kurz zurück.

„Nein,“ erwiderte sie, „es ist kein Wunder. Wir leiden jetzt wohl alle.“

Sie hatte sich zu ihm gesetzt. Eine Weile saßen sie sich schweigend gegenüber.

„Bevor ich hierher kam,“ nahm er dann das Gespräch auf, den Blick noch halb auf die Mappe mit den Stichen gerichtet, „machte ich einen kurzen Gang durch das alte Danzig. Da trat mir unser Peid handgreiflich vor die Augen.“

„Aber dich drückt noch etwas anderes als das allgemeine Peid, Gunther,“ erwiderte sie. „Du hast dein besonderes. Wie war es mit Hochkelpin? Wer hat es gekauft?“

„Ein Emporkömmling, einer von den vielen, die sich durch den Krieg die Taschen gefüllt haben, und jetzt . . . ach lassen wir es. Es entwürdigt, davon zu sprechen.“

Sie hörte den wehen Klang in seiner Sprache.

„Du darfst es so tief nicht nehmen, Gunther,“ sagte sie, und ihre großen, dunklen Augen ruhten mit warmem Mitempfinden auf seinen düsteren Zügen. „Wir müssen es überwinden . . . wir alle.“

„Überwinden? Wodurch?“

„Durch Arbeit, Gunther. Und durch eine männliche Gottesfurcht. Du weißt, zu den Frommen im Lande habe ich mich nie gerechnet. Aber den Glauben an einen Gott da oben, der von den Bösen die Guten nicht läßt knechten, kann mir niemand nehmen. Auch die Unbegreiflichkeiten dieser Zeit nicht.“

„Ich glaube, daß du recht hast, Inge, denn ich empfinde wie du.“

Nun war es wieder still und stark in ihm.

Frau von Rochow trat in das Zimmer. Der Wagen, den sie bestellt hatte, war eben vorgefahren.

„Wo wohnen Sie in Zoppot, Graf Gunther?“

„In dem Fremdenheim Schausfler.“

„Dann sind wir ja in nächster Nachbarschaft, wir haben in der Koralle zwei Zimmer bestellt. Die Page an der See ist mir so angenehm. Also auf Wiedersehen in Zoppot!“

Tor Tehnzen hatte sich gleichfalls einen freien Nachmittag gemacht, den er im Danziger Stadttheater verbringen wollte.

Es war die letzte Aufführung in der Spielzeit. Man gab Bizets Carmen.

Er war in seinem Leben erst einige Male im Theater gewesen. Die Welt, die sich ihm hier aufthat, war eine ganz neue für ihn.

Schon das Vorspiel übte eine tiefe Wirkung auf seine unberührte Seele. Dieses wunderbare Vorspiel mit seinen wie schwüler Sirokko dahinrauschenden, dann wieder von südländischer Heiterkeit prickelnden Klängen, seiner verhaltenen Leidenschaft und ungezähmten Kraft, durch die wie aufpeitschender Kampfesruf das Torrerolied hindurchbebt.

Nun ging der Vorhang auf und zeigte das bunte Bild vor dem Eingangstor der Tabakfabrik mit den lustigen Dragonern und den kleinen Mädchen vom Lande, die zu den Klängen der Musik, aus der man die Trompeten, Pfeifen und Trommeln heraushörte, einzeln oder im Chore sangen.

Belebter wurde das Bild. Eine bunte Fülle von Zigarettenarbeiterinnen kamen aus dem Gebäude, Stutzer gesellten sich zu ihnen und lustige Dragoner, Straßenjungen umjohlten verliebte Paare.

Und nun trat aus ihnen eine hervor: eine raffig schlanke Gestalt, jung und von wundervollem Wuchse, ein phantastisches, bunt zusammengewürfeltes, lässig geflicktes Kleid umschloß den blühenden Körper: Carmen.

Den Atem anhaltend, in fiebernder Erregung sah Tor Tehnzen.

Diese bestrickende Erscheinung, diese trutzige Wildheit, die aus den pechschwarzen Augen zu dem bereits gefangenen Sergeanten hinüberflamte — —

„Die Liebe vom Zigeuner stammt,

fragt nach Rechten nicht, Gesetz und Macht.

Diebst du mich nicht, bin ich entflammt,

Doch lieb ich dich, nimm dich in acht!“

„Eine neue Sängerin, die heute auf Probe für die

nächste Spielzeit singt,“ weckte ihn sein Nachbar aus seiner Verückung.

Aber Tor Tehnzen hörte ihn nicht, sah und hörte nichts anderes als Carmen. So hatte er sie gesehen als kleines, wildes Zigeunermädel im Nordbad von Zoppot, so . . .

Die schwarze Miese vom Nordbad . . .

Er konnte es gar nicht fassen und glauben.

Und doch war sie es und keine andere . . .

Er verstand alles in dieser elementaren Musik, verstand auch Don Joses Schwachheit. Dieser Carmen gegenüber gab es eben keinen Widerstand. Immer klarer enthüllte sich ihm der eigentliche Sinn der Handlung: Es war der Kampf des Dichtes mit der Finsternis, der himmlischen und der irdischen Liebe.

Micaela, das unschuldige navarresische Bauernmädchen, verkörperte das Licht.

Die blonde Käthe stand vor seiner Seele. Aber sein Herz klopfte laut, und sein Blut pulsierte heftig und heiß durch seine Adern.

Das Theater entleerte sich. Nur einige entflamte Jünglinge und junge Mädchen harrten in den Gängen und Reihen aus und jubelten die Darstellerin der Carmen immer wieder vor die Rampe.

Zu ihnen gehörte Tor Tehnzen.

Mit einem Male errötete er wie ein ertappter Schuljunge. Sie hatte ihn erkannt, ohne Zweifel. Sie lächelte ihm zu, gerade so liebreizend, wie sie es eben Don Jose gegenüber getan hat, sie führte die schmale, feingebildete Hand an die Rippen und sandte ihm einen Gruß hinüber, ganz verstoßen und verloren, daß nur er es merken konnte.

Er wußte nicht, wie ihm geschah. Da fiel sein Blick auf einen geckenhaft gekleideten Herrn mit einem erbsengroßen Brillanten in der Krawatte, der aufgerichtet in einerloge stand, mit den prallen Händen klatschte und

sein dröhnendes „Bravo“ auf die Bühne hinunterschrie . . . Stag.

Nun war die Flamme der jugendlichen Begeisterung in ihm erloschen, der holde Rausch zerstört.

Inge hatte mit ihrer Mutter in der Koralle Wohnung genommen. Gunther fühlte sich in dem Fremdenheim Schrauffler gut aufgehoben, badete des Vormittags nach alter Gewohnheit und machte in Begleitung seiner treuen Schäferhündin weite Strandspaziergänge. In den Wald, den er früher so geliebt hatte, ging er nicht mehr. Der Anblick der klaffenden Leeren und Pichtungen, da, wo einst die stolzen deutschen Baumriesen gestanden, die man jetzt so brutal gefällt hatte, tat seinem Herzen zu weh. Er konnte den blutenden Wald nicht ertragen.

Mit Inge war er nur wenig zusammen, und dann meistens in Gesellschaft ihrer Mutter.

Gingen sie miteinander oder sahen des Abends am Strande, dann sprach er nur von gleichgültigen Dingen. Manchmal hatte er das Gefühl, als wunderte sie sich über seine veränderte Art, ja, als wäre ihr diese wenig recht. Sie schlug dann einen wärmeren Ton an, erkundigte sich voller Teilnahme nach seinem Ergehen und freute sich, daß er in der erfrischenden Luft Zoppots von seinen traurigen Gedanken zu genesen begann und innerlich wieder gesunder und kräftiger wurde. Freilich, daß er unter der aufgezwungenen Muße um so mehr litt, je länger diese dauerte, das konnte er weder ihr noch sich selbst verbergen.

Tor Tehnzen sah er nur des Morgens und des Abends. Denn der hatte die erwünschte Stellung beim Kurdirektor, freilich nur für zwei Sommermonate, erhalten.

Pult an Pult arbeitete er nun Tag für Tag mit der blonden Käthe zusammen.

Aber auch in seine Seele war seit jener Carmen-aufführung keine innere Ruhe mehr gekommen.

Fremde, bisher nicht gekannte Gewalten hatten von ihr Besitz genommen und tobten in heißem Aufruhr durch sein junges Blut.

Deutlicher als je fühlte er, daß er die blonde Käthe liebte.

Aber wenn er des Tages mit ihr zusammen arbeitete oder des Abends an ihrer Seite einen Spaziergang machte — das Alte war es nicht mehr.

Mitten im Gespräch mit ihr tauchte, als stiege es aus dem Gischt des brandenden Meeres empor, ein anderes Bild in seiner Seele auf.

Dann wurde er still und verschlossen, ein fremder, gequälter Ton kam in ihre Unterhaltung.

Sie fühlten es beide und konnten es nicht ändern.

Manchmal sah er des Morgens, wenn er sie beim Antritt begrüßte, auf ihrem Pult einen Strauß dunkelroter Rosen stehen. Er wußte, daß sie ein Geschenk von Stag waren.

Er wollte ihr Vorwürfe machen, sie bitten, solche Aufmerksamkeiten nicht mehr von dem ihm verhassten Menschen anzunehmen. Er fühlte, daß er das Recht dazu nicht mehr besaß, und schwieg.

„Du wirst in den nächsten Tagen einen Weg für mich machen, den ich dir nicht abnehmen kann, weil er mir unmöglich ist“, sagte eines Abends Graf Gunther zu Tor Tehnzen. „Es handelt sich um meine Sachen, die ich bei unserer schnellen Übersiedelung in Hochkelplin zurückließ, und die ich gerne zurückhaben möchte.“

Es war ein lichtblauer Sommermorgen, an dem Tor Tehnzen von der Eisenbahnhaltestelle aus durch die Dünen nach Hochkelplin wanderte.

Das Meer, nur von einem leisen Luftzug bewegt, weitete sich vor ihm wie ein großes Feld hellgrüner Halme. Auf den von grünseidigem Grase durchwirkten Dünenketten war hier und da eine knorrige, verkrüpp-

pelte Kiefer sichtbar, deren Stamm im blinkenden Sonnenlichte wie Metall glänzte.

Nun tauchte das Schloß auf.

War es daselbe, in der die Trockaus Jahrhunderte hindurch gewohnt, in dem er mit seinem Herrn trotz aller Einsamkeit so glücklich gewesen?

In der frischen Morgenluft, die klar und blank, farblosem Glase gleich, auf ihm lag, erschien es ihm heute so nüchtern, so — —

In dem Obergeschoß, gerade in dem Zimmer, in dem Graf Cassilo gewohnt hatte und gestorben war, wurde ein Fenster geöffnet. Eine männliche Gestalt, halb angezogen, band sich vor einem kleinen Handspiegel die Krawatte — — richtig, es war Sonntag, da weilte der Schloßherr auf seinem Gute!

Haß und Widerwillen packten ihn, er wollte sich verbergen. Aber es war zu spät.

„Ah — sieh da, Herr Tehnzen, Herr Tor Tehnzen!“ klang es von oben hinunter.

„Wart 'n Augenblick, mei Jung! Ich bin in fünf Minuten fertig. Da kannst mit mir frühstücken!“

Mit vornehmer Herablassung schob der Diener dem Gaste mit den bestaubten Schuhen einen der weiß lackierten Korbsessel hin, stellte, über ihn wie über ein Nichts hinwegsehend, eine Schachtel mit Zigaretten und eine kleine Karaffe mit Vikör auf den reich gedeckten Frühstückstisch, machte seinem Herrn, der in einem funkel-nagelneuen, die gedrungene Gestalt prall umschließenden Sommeranzug soeben in die Veranda trat, eine unterwürfige Verbeugung und zog sich dann, wie es ihm für derartige Besuche ein für alle Male anbefohlen war, zurück.

Stag schien in rosiger Stimmung. Der herrliche Tag und das lecker angerichtete Frühstück riefen ein mit sich und der ganzen Welt zufriedenes Schmunzeln auf sein glattes Antlitz und ließen seine ganze Gestalt im Glück des Besitzenden schwellen.

Zu Tor Tehnzen war er von herablassender Liebens-

würdigkeit, nötigte ihn zum Zugreifen, da er es ja so alle Tage nicht haben würde, strich sich die in seiner Küche gebakenen schneeweißen Brötchen mit Butter und Honig, säbelte an dem saftigen Schinken herum und verzehrte alles durcheinander mit schmauzender Gier.

Nun zündete er sich eine Zigarette an, lehnte sich in seinen Stuhl zurück und blinzelte Tor Tehnzen mit den verschlagenen Mäusen zu:

„Na, nu erzähl mal, wie's dir in deiner Schreibfuchserie bei'm Kureunuchen da unten geht, und was dich heut in aller Herrjottsfrüh hierher jetrieben.“

Tor Tehnzen nannte die Aufträge, die ihm der Graf zur Regelung seiner Angelegenheiten gegeben hatte.

„Mein Diener kann dir de Sache zusammenstell'n,“ sagte Stag von oben herab, „ich glaub, in de Hauptsach hat er's schia jetan. Morje früh fährt der Kutscher nach Zoppot, da kann er se mitnehmen. Schließlich biste doch kei Pafträger. Dein Herr Jraf hat's zwar nich um mich verdient. —“

„Graf Gunther beansprucht deine Gefälligkeit nicht,“ unterbrach ihn Tor Tehnzen kalt und scharf, „er würde es mir verbieten, sie anzunehmen, und deshalb danke ich für sie.“

„Janz, wie du willst,“ sagte Stag kühl und steckte sich eine neue Zigarette an. „Aber was ich dich frage wollt: Wie hat's dir denn damals im Theater jefalle? Ich sah dich ers jeje de Schluß hin. Na, und was meinst du zu unsere schwarze Miese? Ich weiß, du warst mit ihr hier in Hochkeplin zusamme, als se den ollen Zitterreis, der ooch 'n hochjeborner Graf war, nasführte. Ja, die hats zu was jebracht. Aee, was für 'ne Carmen war se! Zum Anbeissen! Zum Verrücktwerden! Schienst ja ooch wie 'm siebnten Himmel! Und guck mal, heut noch wirste rot wie so'n kleenes Mäde, wenn man von ihre Poussag spricht!“

Tor Tehnzen hatte es bereits selber gefühlt, daß ihm das Blut in die Wangen gestiegen war. Es ver-

droß ihn auf das höchste, gerade dem da gegenüber, den er aus dem Grunde seiner Seele verachtete. Aber dieses Haus, die von leuchtender Blumenpracht eingefassten Gänge des Gartens, in die er schaute, alles das rief alte Erinnerungen wach, von denen er einmal geglaubt, ganz frei zu sein. Und da — —

„Draußen am Walle von Sevilla,
Wohnet mein Freund Vilas Pastia,
Da tanzen wir dann Seguedilla
Und trinken dazu Manzanilla.“

Träumte er? Oder — —?

Der Diener hatte die Tür geöffnet. Im rosa Batistkleid, das den geschmeidigen Körper noch blühender und schlanker machte, die schwarzblauen Haare lose aufgekämmt und von einer Kette weißer Korallen malerisch durchschlungen, trat Carmen, die Strophen des eben gesungenen Liedes leise noch vor sich hinsummend, in die Veranda, reichte dem Hausherrn die Hand zum Kusse — —

„Aber willst du nicht auch 'nem alten Bekannten und Verehrer guten Morgen sagen, schöne Frau?“

Jetzt erst wandte sich das dunkle Auge dem Gaste zu, und ein leises Erschrecken war in ihm. Dann streckte sie ihm die Hand entgegen: „Das ist aber nett von Ihnen, Herr Tehnzen, daß Sie uns — daß Sie Herrn Rasmussen“, verbesserte sie sich, „hier auf unserem alten Hochkelplin, wo wir so gemeinsame schöne Tage verlebt haben, einmal besuchen.“

Regungslos saß Tor Tehnzen. Er hatte sich nicht erhoben. Auch da nicht, als sie ihm die Hand zum Gruße gereicht, er wußte nicht einmal, ob er sie ihr wieder gegeben hatte.

Eine ganze Welt war in ihm zertrümmert worden.

„Du darfst 's ihm nicht übel nehmen,“ sagte Stag mitleidig zu seiner schönen Freundin, als er sie zu einer kurzen Besprechung auf die Diele bat, „'s is nu mal 'ne Packainseel jeblieben. Da der Zuch heut am Sonn-

tag ers am Abend jeht, müssen wir ihn wohl zum Essen hierbehalten, obwohl es mir vor de Deut nich anjenehm is, mich mit 'nem so schlecht anezog'nen Mänsch an eenen Tisch zu setzen. Nachher kann er sein Weje jehn. Un nu entschuld'je mich, mei Schatz, ich hab noch 'ne wicht'je Besprechung mit mein'm Verwalter!“

Er wollte ihr einen Kuss geben, sie aber wehrte ab. Ihm fiel es nicht weiter auf, denn er hatte seine Gedanken schon bei seinem Geschäfte und war dann für alles andere unempfänglich.

Als sie auf die Veranda zurückkehrte, saß Tor Tehnzen noch in seinem Korbseffel.

„Wollen wir vielleicht ein wenig in den Garten gehen?“ fragte sie.

Er stand auf und folgte ihr.

Weich und warm lag der sorgsam gepflegte Garten im Lichte der Sonne, die wie eine silberreine Glocke am seidigleuchtenden Himmel hing. Die Hitze war noch nicht aufgekommen, ein langsam wachsender Wind, der vom Meere herkam, strich mit frischem Atem über die Gräser und Sträucher.

„Nicht wahr, jetzt verachten Sie mich?“

Ganz leise hatte sie es gefragt, mit zagender Scheu, die ihr wunderbar zu Gesichte stand, das schwarze Auge mit einem halben Blick aus den tiefschattenden Wimpern auf ihn gerichtet.

Er antwortete nicht.

Durch die Bäume des Parkes, in den sie inzwischen getreten, ging ein Rauschen. Ein Schwarzspecht pickte mit dem Schnabel gegen den kupfer-schimmernden Stamm einer alten Tanne. Der rote, sich pendelartig hin- und herbewegende Nacken leuchtete im Sonnengold.

„Als Graf Cassilo starb“, sagte sie ohne jede Vermittelung, das Haupt mit den weißen Korallenketten auf den Boden geneigt, „und seine geizigen Erben sein Vermächtnis für mich nicht anerkannten, stand ich mittellos da. Ich wußte, daß ich eine Kunst in mir trug,

die nicht zugrunde gehen durfte. Aber ich hatte niemand, der mir die Kosten für die sehr teure Ausbildung gab, ja, der mir nur die Schulden für die Stunden des letzten Monats bezahlte, die Graf Cassilo nicht mehr beglichen hatte.“

„Und da wurde Herr Stag Rasmussen Ihr Wohltäter, da wurde er — —“

Er vermochte nicht weiter zu sprechen. Alles in ihm war kochende Bitterkeit, die ihm die Worte abschchnitt.

„Ach, es ist alles so ekel, so gemein. So sich zu verkaufen, mit Leib und Seele!“

„Die Seele gab ich ihm nicht,“ sagte sie mit leisem Lächeln, zugleich aber mit sich auflehendem Stolz.

„Die Seele!“ rief er höhnisch aus, „was sollte ein Mensch wie Stag auch mit der anfangen? Dem genügt das andere vollkommen.“

Sie machte in der immer langsamer werdenden Wanderung halt und sah ihn mit einem Blicke an, in dem etwas Mitleidsthehendes war.

„Sie haben meine Carmen gehört, Tor Tehnzen. Sagen Sie selbst: wäre es nicht schade gewesen, wenn alles das ungenutzt zugrunde gegangen wäre?“

Sie wußte, daß sie eine Saite in seinem Inneren berührt hatte, die anklang, die einzige, an der sie ihn fassen konnte.

„Ja,“ erwiderte er mit leise erwachender Wärme, „schade wäre es gewesen!“

In den schwarzen Augen leuchtete es auf.

„Ich wußte, daß Sie das sagen würden, Tor Tehnzen — und ich danke Ihnen dafür.“

Er tat, als sähe er ihre ausgestreckte Hand nicht.

„Wenn Sie ahnten, wie er es angestellt hat, mit welcher List und Vöckung er mich gefügig machte!“

Ein jäher Zorn stieg in ihm empor, ein Gefühl des Hasses und Widerwillens, das seinen ganzen Körper in Wallung brachte.

Da fühlte er ihre weichen, klammernden Arme um seinen Hals, heiß ging ihr Atem, im schmerzlichen Verlangen flehete, bettelten ihre Rippen.

Eine Feuerwelle brauste durch sein Blut —

„Nimm mich noch einmal in deine Arme, Tor Tehnzen — hier im stillen Park, unter den rauschenden Tannen, dem blauen Himmel!“

Höher stieg die Welle, erstickte seinen Willen, überflutete ihn — aber nur für einen Augenblick. Dann hatte er seine Kraft wiedergefunden.

„Nach alledem, was geschehen ist?“

Sie nahm mit einer müden Bewegung die Arme von seinen Schultern. In den schwarzen Augen waren alle Lichter ausgelöscht.

„Weil du eine andere lieb hast. Das ist es, Tor Tehnzen, nichts anderes. Sonst würdest du vergessen und vergeben können.“

Ganz ruhig und kühl sagte sie es, wie in etwas Unabänderliches sich fügend.

Und dann mit einem kurzen, fast höhrenden Auf-lachen:

„Draußen am Wall von Sevilla
Wohnt mein Freund Vilas Pastia,
Da tanzen wir dann Sequevilla
Und trinken dazu Manzanilla.“

Hell und jauchzend klangen ihre Töne durch den Park, übertönten das Zwitschern der Vögel, das Rauschen der Bäume, das Hämmern des Spechtes, der jetzt wieder an der Arbeit war.

„Aber nun muß ich mich für meinen Freund Vilas Pastia zur Mittagstafel fertig machen. Er hat es von den Großen gelernt, daß man dazu in gewählter Kleidung erscheint, noch dazu an einem Sonntag. Er sitzt schon in seiner Taube und trinkt seinen Manzanilla, denn das gehört auch zum Sonntag. Nachher bekränzen

wir uns die Häupter mit Weinlaub und tanzen Sequedilla. Auf Wiedersehen, Herr Tehnzen, bei Manzanilla und Sequedilla!“

Als er durch den Garten zurückkehrte, erblickte er dort Stax, der in einer mit weißen Schnüren besetzten, hellblauen Hausjoppe im Piegestuhl an der Veranda ruhte. Neben ihm lehnte ein Tesching und auf dem kleinen Tische stand eine Karaffe braungoldenen Weins und zwei Spitzgläser.

„Siehste, das is so mei Sonntagvormittagsverjnüje“, sagte er mit schmunzelndem Pächeln, indem er ihn zum Sitzen einlud, „hier behaglich in de Sonne lieje, 'n lust'jes Buch schmökern, den Spatzen eins auswische, die sich in de Kirschbäum da zu schaffen machen, und dazu so'n Gläsche Tokayer trinke. Das macht Appetit zum Essen und wird dir auch jut tun. . . Du willst schon fort? Nee, mein Vieber, jezt nichts von Jeschäften! Sonntag vormittag laß ich mich jrundsfählich nicht uff Jeschäfte ein. Sei friedlich, nimm mir nicht mei bißche Ruh!“

„Ich glaube, es wäre besser, wenn ich ginge.“

Er sagte es so sonderbar. Stax richtete sich ein wenig in seinem Piegestuhl empor und sah ihn mit einem erstaunten Blick an.

„Nanu? Das klingt ja ganz feierlich. Was ist denn mit nem Mal in dich jefahre? Un wahrhaftich, ganz bleich bist jeworde. Da . . . trink von dem Tokayer, da wird dir besser werdel!“

Er schenkte ihm ein; Tor Tehnzen griff mit gieriger Hand nach dem Spitzglase und leerte es bis auf den Grund.

„Sieh mal eener an, du hast ja 'nen ganz juten Zug am Peibe. Solchen Tropfen krichst du ja auch nicht alle Tage. Der is nur für unsereinen. Wo ist übrijens die Kleine jeblicke? Richtich, sie zieht sich zur Tafel

um. Dazu braucht sie 'ne ausjeschajne Stunde. Dafür sieht sie nachher aber auch aus. . . na, du wirst ja sehn!“

Ein lüsteres Pächeln spielte um seine wulstigen Lippen, und seine kleinen Augen zwinkerten im Lichte der Sonne.

„Sie hat dir im Parke vorjesunge. Ich hört's bis hierher. Trohartje Stimme. . . was? Ich hab sie mich ja auch was kosten lasse. Tut mir aber nicht leid. . . ne, keinen Oojenblick. Hab's ja mit Zinsen wiederbekommen!“

Tor Tehnzen erhob sich. Seine Schläfen brannten. Er fühlte das Hämmern seines Herzens bis an die Kehle.

„Erzähle dein Gewäsd, wem du willst! Ich kann es nicht mit anhören. Und wenn du oder dein Diener mir nicht wenigstens die Sachen, die der Herr Graf heute noch haben wollte, herausgeben können, dann muß ich sie eben allein suchen gehen.“

„Das wirste hübsch bleiben lassen, mein Vieber! Hier in diesem Haus hat außer mir und mein'm Diener niemand was zu suchen. Wenn dir mein Ton nicht jefällt —“

Er brach mitten im Satz ab, griff mit schneller Hand nach dem Tesching, legte es an die Wangen, zielte, schoß. Ein Spatz fiel flügelschlagend zu Boden.

„Ja, ja, man muß alles lernen“, meinte er mit einem Stolz, als hätte er das edelste Wild erlegt. „Im kleinen fängt man an, ich werd nächstens uff 'nen Bock jeh'n. Der Förster hat schon eenen für mich ausfindich jemacht. Ich jlaub, die Jagd wird mer Spaß machen.“

Aller Unwille war geschwunden. Er schenkte sich aus der zur Neige gehenden Karaffe das letzte Glas ein, goß eine zweite Flasche, die bereits entkorkt dastand, langsam und bedächtig, wie er es bei Kennern gesehen, wenn es sich um alten Rotwein handelte, in die Karaffe und schwachte, von dem feurigen Getränk merkbar angeregt, in seiner alten Weise fort, als wäre nicht das geringste zwischen ihnen vorgefallen.

„Das ist das Komische bei den Weibern. Sie mögen noch so hübsch sein, man bekommt immer Appetit uff and're. Die Brünetten kenn' ich nu, möchte janz jerne mal wieder wat Blondes haben!“

Er hatte wiederum einen Spatz auf dem Korn, legte an und schloß. Aber seine Hand mochte wohl nicht mehr sicher genug sein, er traf daneben.

„Na denn nicht. Wer nicht will, der hat schon. Den krieg ich doch. Is so'n Dicker, Frecher! Aber mal muß er doch dran jlaube. Was ich sage wollt: Die hübsche blonde Käthe is mir ooch jewoje. Hm . . . dafür hat unsereiner 'n Riecher.“

Tor Tehnzen stützte die Hand auf den Tisch. Vor seinen Augen flimmerte es in allerlei bunten Farben.

„S' is woll noch de alte Sympathie von damals her, wo sie mich im Feldlazarett so rührend pflegte. Ich verjeß 's ihr auch nicht und schick ihr jeden Tag — — Aber du siehst wieder aus, Mänsch, als wenn du 'n Ell verschluckt hätst. Ich komm dir woll in dein Jeheje?“

Tor Tehnzen wollte ihm eine verächtliche Antwort geben. Er vermochte es nicht. Es würgte etwas in ihm, stieg ihm bis an den Hals, preßte ihm das Herz zusammen, raubte ihm die Luft . . . etwas Unerklärliches, Grauenhaftes.

Fort von hier! Das war der einzige Gedanke, den er fassen konnte, fort — — bevor etwas Ungeheuerliches geschah.

Stag reckelte sich in seinem Siegestuhl, blinzelte in die Sonne, die mit goldenen Händen durch das dichte Weinlaub griff, spielte mit dem Tesching, dessen blanker Pauf in ihrem Glanze funkelte, und trank von dem Tokayer, daß die Schläfen dunkelblau von seiner gelblichen Stirn sich abzeichneten.

„Ich jeb nächst'ns so'n kleenes Essen im Kurhaus. So janz unter uns. Der Wirt weiß schon Bescheid. Dazu hab ich mir das hübsche Mädcl ooch jelade.“

„Wen hast du geladen?“

„Na . . . die blonde Käthe.“

„Auf die wirst du lange warten können.“

„Ja, ja, vorsichtig muß ma bei der sein, dat weesh ich alleene, mei Lieber! Hab drum ooch noch and're invitiert, mee'n Verwalter und sei Frau. Janz seine Peute. Ihr Vater war Offizier uff 'nem Handelschiff . . . Se jeh'n dann so'n bißche früh'r weg . . .“

Tor Tehnzen ballte die Hand, daß die Knöchel schneeweiß auf der gebräunten Fläche hervortraten, wollte sie heben, niedersaufen lassen zum wichtigen Schlage . . . nein, noch nicht, noch war die Stunde noch nicht da.

Der Diener trat ein und brachte die Postsachen. Es war ein großer Haufen, meistens Geschäftsbriefe in grauen oder farbigen Umschlägen. Stag ließ sie achselhoch durch die Finger gleiten. Da blieb sein Auge auf einem hasten, der, kleiner und zierlicher als die anderen, in wenig gelenkigen Zügen die Anschrift einer weiblichen Hand zeigte.

Er erbrach ihn, durchslog die wenigen Zeilen. Worte leise vor sich hinbuchstabierend, und reidnete mit einem triumphierenden Näckeln Tor Tehnzen über.

Der las: „Sehr geehrter Herr Rasmussen! Ich danke Ihnen für Ihre freundliche Einladung zum Abendessen im Kurhaus. Ich gebe mir die Ehre, derselbigen mit bestem Danke zu folgen und grüße Sie. Ihre ergebene Käthe Hauffe.“

Ganz still war es in der Veranda. Nichts hörte man als das zufriedene Schnaufen und Puffen von Siegestuhle herauf und dann und wann das Zwitschern der Spazzen, die sich unbehelligt in den Kirschchen ergöhten.

„Kannst ooch ins Kurhaus komme, wenn's dir Spaß macht.“

Hart und heiß hämmerte es in Tor Tehnzen's Schläfen. Geister wurden in ihm wach, die er nie

kannt. Dunkle Dämonen stiegen aus der Tiefe empor, nahmen Besitz von ihm mit unheimlicher, unvorderstehlicher Gewalt.

Mit einem Male stand es vor ihm, hell und klar: Er mußte den Menschen da drüben töten!

Eine große, dunkle Wolke deckte die Sonne. Es wurde beinahe finster in der Veranda. Vom Saale her, dessen Fenster auf den Garten hinausgingen, vernahm man das leise Klappern von Tellern, das Aufsehen von Geschirr.

In die Spazengeellschaft, die immer größer und immer aufdringlicher wurde, krachte ein Schuß, wieder ohne irgendeinen Schaden anzurichten. Mit einem Värm, der wie lautes Hohnlachen klang, flog die Bande auseinander.

Stag wischte sich den Schweiß von der Stirn, lud das Tesching von neuem, stellte es zur Seite.

Mit diesem Tesching mußte er es tun! Es genügte kommen. Aus nächster Nähe mußte er es tun. So man annehmen konnte, es hätte sich, als der da in r Trunkenheit mit ihm hantierte, von selbst ent-

Es war wunderbar, wie vollkommen ruhig er geworden war, seitdem er den Entschluß gefaßt hatte. Ganz klar, haarscharf reichte sich Gedanke an Gedanke, Überlegung an Überlegung.

„Mein Herr Marquis, ein Mann wie Sie,“ trälerte es von dem Piegstuhl empor.

Unheimlich hallte es durch die verfinsterte Veranda, durch deren Weinlaub der immer zunehmende Wind raschelte. Vom Birnbaum neben den Kirschen fiel ein trockener Ast zur Erde und zerbrach krachend auf dem Boden. Erschrocken flogen die Spähen, die sich wieder sammelt hatten, in die Höhe.

„Kennst du die Fledermaus?“ fragte Stag, mit schon überer Zunge. „Nicht einmal die? Du kennst eben das. Hast eigentlich 'n armsel'jes Dasein jesührt.“

Nichts jesehen, nichts bewankt . . . Höchstens, wie man de arme Mänsche zu Dutzenden dotschlächt.“

Wie leerer Schall gingen die Worte an Tor Tehnzens Ohr vorüber. Er hatte für nichts mehr Sinn, nur für das Eine. Der Knall würde weiter nicht auffallen. Man war ihn im Hause gewöhnt und würde meinen, der Schlossherr hätte wieder einen Spatz erlegt. Und wenn man's nicht glaubte? . . . Auch das nicht von der unsicheren Hand und dem Sichselbstensladen? Wenn man ihn ergriff und der Tat bezichtigte? Was hatte er begangen? Einen Mord? Wenn er ein ekeles Tier herunterknallte, damit es nicht weiter in dieser Welt verheeren und vergiften könnte? Hatte er im Kriege nicht so manchen mit ruhigem Gewissen und kalter Hand töten müssen, der, obwohl er sein Feind war, tausendmal besser war als dieser?

„Aus dir hätt am End ooch 'n bißche mehr werde könne, wenn de deene Dojen mehr uffjehalten hättst — wat biste nu? 'n Inspekter, 'n Kammerdiener, der uff jede Klingel des inäd'jen Herrn Jrafen loosen muß.“

Je mehr er dem Weine zusprach, um so mehr streifte er das mühsam Erlernte in seiner Sprache ab, um so gewöhnlicher und roher wurde diese.

„Dajeje sieh mich! Schlossherr auf Hochhelplin! Halt mir lieber 'n Diener, eh ick selber eenen spiel. Wodurch hab ick's so weit jebracht? Durch 'e bißche Schenie und Jrips. Und werds noch weiter bringel! Viel weiter . . . sollst sehen!“

Ein Schauer überrieselte Tor Tehnzens. Wie konnte ein Mensch sich noch so grauenhaft überheben, der mit einem Fuße bereits im Grabe stand?

Sest war Tor Tehnzens Auge auf das Tesching gerichtet, das der andere, müde und mit dem Schlaf ringend, nicht weiter beachtete. Scharf spannte sich seine Hand, näherte sich unmerkbar dem Tesching, faßte es mit schnellem, sicherem Griffe —

Da ein Fauchen und Zischen von der jenseits der Gartenmauer führenden Landstraße her, ein lauter Ton der Hupe, das immer näher kommende Geräusch eines Kraftwagens, der eben durch das Hofstor einbog.

Tor Tehnzen hatte das Tesching fallen lassen, daß es laut auf den Boden klirrte und der da in dem Piegestuhl aus seinem Halbschlaf in die Höhe fuhr, sich die Augen rieb und sie voller fragenden Erstaunens auf den anderen richtete:

„Wolltest du Spazien schieße? Daß se man in Friede. Die stören mich nicht mehr.“

Der Diener trat ein. „Es sind drei Herren draußen, die wollen den gnädigen Herrn sprechen.“

Aber ehe Staz, der sich von seinem Piegestuhl erhoben hatte, zu antworten vermochte, standen die drei schon vor ihm.

„Sind Sie der Herr Rasmussen?“ fragte der eine von ihnen.

„Jawohl, der bin ich. Der Herr dieses Schlosses, der —“

„So erkläre ich Sie im Namen des Gesetzes für verhaftet.“

Mit einem ruhigen Vächeln begegnete Staz, der mit einem Male völlig ernüchtert war, dem Auge des Beamten.

„Es muß hier ein Versehen vorliegen. Oder die Herren erlauben sich einen gerade nicht sehr passenden Scherz mit mir.“

„Es handelt sich weder um ein Versehen, noch um einen Scherz, zu dem wir eine dienstliche Fahrt hierher nicht machen würden.“

„Dann bitt' ich um Ihren Ausweis.“

Der Beamte wies seine Erkenntnismarke. Staz nahm sie und las sie mit großer Aufmerksamkeit. Nicht die leiseste Bewegung war an ihm zu spüren, weder an seinem Körper, noch in seinem Antlitz.

„Wollen Sie mich, bitte, aufklären. Ich verstehe

die ganze Sach' nicht. Nicht das Geringste verstehe ich von ihr.“

„Ich will es tun, obwohl ich kaum dazu verpflichtet bin. Wir haben gestern ein verdächtiges Subjekt, dem wir lange auf der Spur waren, beim Falschspiel in einem verbotenen Zoppoter Klub verhaftet. Der Mann heißt Karl Dietrich und ist in seinen Kreisen unter dem Namen Bug bekannt. In einem Kreuzverhör machte er schwerwiegende Aussagen gegen Sie, wollte Ihnen in einer Anzahl von betrügerischen Geschäftsverfahren zur Seite gestanden haben, gab auch an, in anderen Vergehen, auf die Zuchthaus steht, Ihr Mithelfer gewesen zu sein. Eine Haussuchung, die wir sofort abhielten, bestätigte seine Angaben.“

Einen Augenblick noch hielt sich Staz aufrecht, wollte sich mit der Hand an der Lehne eines Korbsessels festhalten. Aber seine Hand griff ins Leere.

„Der Schuft — der jemeine, niedr'je Schuft!“

„Und nun möchte ich Sie in Ihrem Interesse bitten, damit alles unnötige Aufsehen vermieden wird, uns in das vor der Tür stehende Auto zu folgen.“

Wie von einer schweren Pähmung befangen, war Tor Tehnzen zurückgeblieben.

„Die Liebe vom Zigeuner stammt,
Fragt nach Rechten nicht, Gesetz und Macht.
Diebst du mich nicht, bin ich entflammt,
Doch lieb ich dich, nimm dich in Acht!“

klang es mit einem Male hell und froh in die schwer lastende Stille hinein.

Im fliederblauen Seidenkleid, um den entblößten Hals eine doppelreihige Schnur kostbarer Perlen, stand die schwarze Mieke, zum festlichen Mahle gekleidet, vor ihm.

„Nun, Herr Tehnzen, gefalle ich Ihnen immer noch nicht?“ fragte sie mit herausforderndem Spotte.

Mit einem Male erstarb das Lächeln auf ihren Lippen.

„Um Gotteswillen, was ist denn hier geschehen? Und wie — wie sehen Sie nur aus?“

Mit ihrer weichen Hand strich sie besorgt, fast zärtlich über seine bleiche Stirn, nahm sie ihn beim Arme und zwang ihn in einen der Korbsessel nieder. Dann läutete sie dem Diener.

Aber kein Diener erschien

Sie drückte noch einmal auf den Knopf. Wieder blieb alles stumm. Sie öffnete die Tür und rief nach dem Stubenmädchen. Ohne jeden Widerklang verhallte ihr Ruf in dem unheimlichen Schweigen des Hauses.

„Ja, was ist denn hier . . . und wo . . . wo ist der Star?“

„Sortgefahren.“

Es war das erste Wort, das er sprach.

„Sortgefahren? Gerade jetzt?“

„Oder vielmehr: man hat ihn fortgefahren.“

„Hat ihn . . .?“

Eine jähe Ahnung dämmerte in ihr auf.

„Ihn hat das Schicksal erreicht, das er verdiente, und mich — —“

„Und Sie?“ Sie dachte nicht an sich, auch nicht an den Gerichteten, alle ihre Sorge war nur bei ihm.

„Mich hat es vor etwas Ungeheuerlichem bewahrt.“

„Sie armer Tor Tehnzen! Aber ich will Sie wieder gesund pflegen. Und Sie, nicht wahr, Sie werden mich nicht verlassen, Tor Tehnzen, werden mich nicht allein lassen in diesem entsetzlichen Hause, aus dem sie alle davongelaufen sind. Sie werden bei mir bleiben, diesen Tag, diese Nacht noch —“

Aber er empfand nichts als das Grauen, das über dem Furchtbaren lag, das sich hier soeben ereignet. Als jagte ihn ein Heer von Surien, so schnell hatte er sich

von ihr losgemacht, die Veranda verlassen, war nach kurzem Besinnen den Fußweg hinuntergestürzt, der sich über die Landstraße fort, durch Felder und Dünen zum Meere schlängelte.

Nun wanderte er am Strand entlang, ziellos, seiner selbst noch immer kaum bewußt.

Der Wind, der sich seit Mittag geregt, war zum Sturm geworden.

Er wühlte das Meer in seinen tiefsten Tiefen auf, peitschte es unbarmherzig vorwärts, daß der Gischt mit lautem Donnergetön an den zerrissenen Klippen sich zerschlug und ganze Bündel silberblitzender Glassplitter in die Rüste sandte. Wie hungrige Raubtiere kamen die schwarzen Wogen mit den überkippenden Kämmen gerollt, stürzten sich übereinander, verschlangen eine die andere. Allerlei Stimmen schrien durch die wilde Einsamkeit. Als hätten sich die bösen Geister, die er eben jetzt in der Brust gefühlt, in die Höhe und Tiefe geflüchtet und trieben von dort aufs neue ihr Spiel mit ihm, indes er seine Wanderung gegen Sturm und Wellen fortsetzte.

Als Tor Tehnzen am nächsten Morgen nach schwerem Schlafe erwachte, hatte sich der Sturm gelegt. Schneeweisse und in sattem Brokat schimmernde Segel glitten, spielenden Faltern gleich, über das Meer. Weich und weiß schimmerte der Strand. Alles war Frieden und Stille.

Nur in seinem Herzen waren sie nicht.

Das Entsetzliche, was er gestern durchgemacht, das ihm jetzt erst in ganzer Klarheit aufleuchtende Bewußtsein, daß man ihn heute als Mörder einsperren würde, wenn ihn nicht eine unbegreifliche Fügung im letzten Augenblick gerettet hätte, quälte ihn auf das heftigste.

Ein Erschrecken vor sich selbst erfaßte ihn. Wie war es nur mit so unheimlicher Gewalt über ihn ge-

kommen? Hatte ihn gepackt und nicht mehr losgelassen?

Käthes Bild stand vor seiner Seele. Er mußte sich gestehen, daß ihr Brief der eigentliche Anlaß gewesen, der ihn so aus den Sugen gebracht hatte.

Ein Verlangen überkam ihn, sie zu sprechen, heute morgen noch, bevor sie sich in ihrem Geschäftszimmer im Kurhaus wiedersehen.

Er wußte, daß sie jeden Morgen, bevor sie an die Arbeit ging, ihr Bad im Nordbad zu nehmen pflegte.

So beschloß er, ihr dorthin entgegenzugehen.

Er brauchte nicht lange zu warten. Eben hatte es sieben geschlagen, da trat sie aus der Vorhalle des Nordbades.

Die Frische des eben genossenen Bades lag wie junger Morgentau auf ihrem hübschen Antlitz, schimmerte über ihr goldblondes, von jeder Kopfbedeckung freies Haar, umspielte ihre ganze liebliche Erscheinung, die so recht in diesen lichtblauen Sonnentag paßte.

Ein leises Erschrecken glitt über ihre Züge, als er ihr gegenübertrat.

„Sie, Herr Tehnzen? Und schon zu so früher Stunde?“

„Nicht wahr, so früh haben Sie mich hier nicht vermutet? Aber der Wunsch, Sie zu sehen, war heute so groß, daß er mich in aller Frühe aus dem Bette trieb.“

„Warum gerade heute?“ fragte sie, und eine leichte Blutwelle stieg in ihr Antlitz.

„Weil — weil ich Ihnen viel zu sagen habe.“

„Sie machen mich ja ganz neugierig.“

Sie wollte es scherzhaft sagen, aber es klang verlegen und gepreßt.

„Heute morgen werde ich kaum fertig werden. Wir könnten einen Ausflug am Abend verabreden.“

Eine Weile schwieg sie.

„Heute abend kann ich nicht“, sagte sie dann.

„Das ist schade. Was haben Sie denn vor?“

„Ich bin eingeladen.“

„Eingeladen? Bei wem?“

Ihre Verlegenheit stieg. Sie ärgerte sich über sich selber, daß sie nicht den Mut hatte, es ihm zu sagen.

Er sah, wie sie kämpfte. Ein Mitleid erfaßte ihn. Er wollte ihr und sich die Qual abkürzen.

„Weil Sie bei Stax . . . bei Herrn Rasmussen zum Abendessen ins Kurhaus eingeladen sind und ihm so freudig zugesagt haben.“

„Woher wissen Sie das?“

„Ich war gestern bei ihm auf seinem Schlosse, als gerade Ihr Brief ankam. Er zeigte ihn mir —“

„Er zeigte ihn Ihnen?“

„Ja, weshalb sollte er nicht? Es war doch gerade kein Geheimnis.“

„Nein — ein Geheimnis war es nicht.“

„Aber für mich sollte es eins sein, nicht wahr?“

Und als sie nicht antwortete: „Warum nahmen Sie diese Einladung an, obwohl Sie wußten, daß Sie mir dadurch wehe taten?“

„Weil ich jung bin und mich auch ein wenig mal vergnügen wollte, wie es die anderen jungen Mädchen hier jeden Abend tun.“

Das einfache Kind des Volkes sprach aus ihr. Er erkannte die ganze Größe der Gefahr, in die sie sich in ihrer Unschuld begeben hätte.

„Sie hatten sich wohl schon sehr auf den Abend gefreut?“

„Ja“, erwiderte sie mit sich auflehndem Mädchentreuz. Was hatte er sie auszufragen? Welche Rechen-schaft war sie ihm schuldig?

„Schade, daß nun aus ihm nichts werden kann.“

„Weshalb kann nichts aus ihm werden?“

„Weil man gestern mittag Herrn Rasmussen verhaftet hat.“

Sie blieb stehen, starrte ihn mit großen Augen, aus denen alles Leben geflohen war, eine Weile an.

„Verhaftet, sagen Sie . . . weshalb verhaftet?“ rang es sich dann von ihren Lippen.

„Weil er sich einer Reihe von Betrügereien und anderen Vergehen schuldig gemacht hat, auf die schwere Strafen stehen.“

Einen Augenblick noch verharrte sie in derselben Bewegungslosigkeit. Dann sank ihr Haupt auf die Brust, ein heftiges Weinen erschütterte ihren ganzen Körper.

In tiefer Bewegung blickte er auf sie herab, auf ihr in der Sonne flimmerndes Haar, ihre unter dem anhaltenden Schluchzen bebende Gestalt.

„Bedauern Sie ihn?“ fragte er mit freundlicherer Stimme. „Er hat es lange genug so getrieben, nun hat ihn sein Schicksal erreicht.“

„Nein . . . nein. Das ist es nicht — aber das alles ist so furchtbar —“

„Was ist denn so furchtbar?“

„Dahß ich — — Hätte ich auf Sie gehört!“

„Auch ich bin durch manchen Irrtum und Schuld gegangen, durch viel größere als Sie. Vielleicht hätte ich Ihnen nicht mehr unter die Augen treten können, wenn nicht . . . doch ich kann Ihnen das jetzt nicht sagen, ein andermal sollen Sie es hören . . . alles. Für heute möchte ich Sie Eins nur fragen: Wollen Sie mir wieder vertrauen, wie Sie es früher getan haben?“

Sie hob das Auge, das so lange auf dem Boden geweilt hatte, und sah ihn mit dem tränenverschleierte Blick an.

„Das will ich — wenn Sie mir noch vertrauen können, nach alledem, was vorgefallen ist.“

„Ob ich es kann! Geben Sie mir Ihre Hand, Fräulein Käthe. Wir beide wollen in dieser Stunde sein wie zwei gute Kameraden, einander aufrichten und stützen und helfen.“

„Das Helfen und Stützen wird wohl Ihre Sache sein.“ Ein stilles Nücheln spielte um ihren Mund und

ließ den ersten matten Sonnenschein über ihre Züge leuchten.

„Sie irren“, gab er sehr ernst zurück. „Ich bedarf Ihrer viel mehr, als Sie jetzt denken. Das werden Sie alles später verstehen. Für heute also auf gute, treue Kameradschaft!“

„Auf gute, treue Kameradschaft!“ wiederholte sie, und ihre Stimme zitterte in tiefer Bewegung.

Da zog er sie an die Brust und küßte ihre Lippen. Sie gab ihm den Kuß zurück, ihr Herz pochte gegen das seine, und ihre Augen schwammen immer noch in Tränen.

Alles, was zwischen ihnen geschah, war so selbstverständlich, so hell und rein und klar, wie der lichtblaue Sommersonnenmorgen, der auf ihr junges Glück hinunterleuchtete.

Hand in Hand gingen sie weiter. An ein Umkehren dachten sie nicht. Eine Zeitlang schweigend, dann wieder Erinnerungen aus ihrer Kindheit tauschend, schritten sie zur Seite der leise rauschenden See, über die nur hier und da federleicht ein Vöstchen glitt.

Nun wurde es Zeit, sich auf den Heimweg zu machen. Denn die Stunde, da sie beide ihre Arbeit aufzunehmen hatten, war nicht mehr ferne.

Von dem Augenblick aber an, da sie sich dem Kurhause näherten und Strand und Promenade belebter wurden, kam eine merkbare Unruhe über Tor Tehnzens. Er wurde still und in sich gekehrt, sprach wenig und ging auch auf ihre Worte nicht ein.

Als sie an den Steg gelangt waren, sahen sie hier und dort Gruppen von Menschen zusammenstehen, und bald hörten sie aus einigen hingeworfenen Worten, daß sie über die Verhaftung des großen Betrügers auf seinem Schlosse in Hochkelplin sprachen, die allgemein bekannt geworden seien.

Da stieg Tor Tehnzens Unruhe. Es war ihm nicht

möglich, an die gewohnte Arbeit zu gehen. Er hatte einen anderen Weg vor.

Er bat Käthe, ihn für den heutigen Tag zu entschuldigen und in den notwendigsten Arbeiten zu vertreten. Dann begab er sich nach Hause.

In dem geräumigen Balkonzimmer des Schausslerschen Fremdenheims, dessen weitgeöffnete Fenster auf alte, dichtbelaubte Bäume hinausschauten, so daß das Auge nichts von den umliegenden Häusern merkte, sondern nur in lauter Grün blickte, sahen sich Graf Gunther und Tor Tehnzen gegenüber.

„Wie es über mich gekommen, ich weiß es Ihnen nicht zu sagen, Herr Graf“, schloß Tor Tehnzen seine Beichte, die er, ohne ein Wort zu verschweigen, seinem Herrn abgelegt hatte.

Und als der, sichtbar ergriffen, nichts erwiderte:

„Herr Graf, was ist der Mensch, wenn er nur tun kann, was er muß? Hat er dann keinen freien Willen mehr?“

Ein schmerzliches Pächeln umspielte Gunthers Lippen.

„Das kann ich dir nicht sagen, mein Junge. Und kein Weiser der Welt kann es. Da ist der dunkle Vorhang, hinter den wir nie kommen werden. Ich glaube, es gibt gute und böse Dämonen, die im Menschen wohnen, die ihn führen und beeinflussen. Und nur auf das Eine kommt es an: ob die guten Dämonen siegen oder die bösen.“

„Das leuchtet mir wohl ein, Herr Graf. Ähnliches habe ich selber in mir durchgemacht. Vor kurzem erst. Nur möchte ich wohl wissen, ob es kein Mittel gibt, den guten Geistern zum Siege zu verhelfen.“

„Gewiß gibt es eins. Ein sehr einfaches. Indem wir tun, ein jeder, was ihm verordnet ist, und dabei mitarbeiten an dem Bau des Guten und Gottgewollten. Tu deine Pflicht. Mehr kannst du nicht. Wo du sie

aber tust, da werden die Dämonen in deiner Seele schweigen und die guten Geister siegen. Und nun geh auf dein Kämmerlein, mein Junge, und danke der gütigen Sägung, die dich vor Schwerem bewahrt hat.“

Das Mädchen überreichte einen Brief. Er kam von Inge und bat den Grafen zu einer Unterredung noch für den heutigen Abend.

Da machte sich Gunther sofort auf den Weg.

Inge stand bereits an der kleinen Pforte der „Koralle“, die unmittelbar an den Strand führte, dort, wo sie sich zu treffen pflegten, wenn sie sich verabredet hatten.

Sie gingen heute nicht, wie sie es sonst meist taten, zum Norden hinauf. Eine kurze Strecke schritten sie die nach der entgegengesetzten Richtung führende Promenade entlang. Dann verließen sie auch diese und schlugen einen stillen Fußpfad ein, der zwischen Wiesen und Dünen nach Glettkau führte.

Kein Mensch war hier zu sehen. Wie abseits wandelten sie vom Getümmel der Welt.

In die geheimnisvolle Dämmerung des Abends gehüllt hoben sich in weichen Umrissen die waldigen Höhen von Oliva.

Sie hatten bisher nur wenig und nur von gleichgültigen Dingen gesprochen. Jetzt blieb Inge einen Augenblick auf dem Wiesenpfade stehen und sagte:

„Daß ich dich heute zu mir bat, hatte seine besondere Veranlassung. Wir reisen nämlich morgen, und ich hatte noch einiges mit dir zu bereden.“

„Ihr reist morgen?“ fragte er voller Erstaunen. „So plötzlich? Ihr hattet doch einen viel längeren Aufenthalt vorgesehen.“

„Wir erhielten heute die Nachricht, daß der Gutsverwalter, den wir für unbedingt zuverlässig hielten, sich schwere Veruntreuungen hat zuschulden kommen lassen. Da müssen wir so schnell wie möglich nach Hause.“

„Dann freilich —“ sagte er, nahm den Hut ab und strich nachdenklich mit der Hand über Stirn und Gesicht.

Sie waren langsam weitergegangen. Im Westen glomm ein breiter, purpurroter Saum, und von drüben her glühte das Meer zu ihnen hinüber, als wäre es in Rosen und Gold gehüllt.

„Weißt du noch, Gunther, was ich dir einmal sagte?“ begann Inge nach einer längeren Pause. „Es war damals, als wir uns in Danzig beim Abschied der Truppen trafen. „Ich kann warten“, sagte ich dir da. Und ich habe gewartet. Wochen, Monate lang. Und immer habe ich gedacht, du würdest kommen und mir in meiner Not helfen. Aber du bist nicht gekommen.“

„Weil ich nicht wußte, daß du in Not warst, Inge.“

„Das konntest du dir doch denken. Eine Frau in jetziger Zeit allein auf einem großen Gute —“

„Warum riebst du mich nicht?“

„Weil ich wußte, daß du nicht gerne kamst. Und weil ich ein Opfer von dir nicht wollte.“

„Ich hätte es dir gerne gebracht.“

„Siehst du, nun gibst du selber zu, daß es ein Opfer gewesen wäre.“

„Ist es nicht wunderbar?“ fuhr sie fort. „Als wir vor einigen Jahren hier in Zoppot zusammen waren, da drangst du in mich, nach Altstürckow zu kommen, und ich schlug es dir ab. Jetzt bitte ich dich, und du —“

„Ich hatte es mir zu fest vorgenommen . . . an jenem Abend, bevor ich nach Hochkelpin ging und dir Gebewohl sagte.“

„Ist es das?“ fragte sie leise und sah ihn mit einem verlorenen Lächeln an. „Aber ich meine, auch das müßte zurücktreten, wenn die Pflicht ruft. Was würde dein Vater sagen, wenn du Altstürckow und mich so im Stiche liehest?“

Es war das erstemal, so lange sie jetzt in Zoppot zusammen waren, daß sie den Namen seines Vaters vor

seinen Ohren aussprach. Und ihm fiel die Ruhe auf, mit der sie es tat.

„Die Zeiten haben sich geändert. Auch wir sind andere in ihnen geworden. Wir haben gelernt, in das Unabwendbare uns zu fügen, geklärt und gereifter über vieles zu denken und nicht tatenlos mehr der Vergangenheit nachzugrübeln. Hat uns der Name deines Vaters bisher getrennt, sollte er uns jetzt nicht zu einigen vermögen? Sind wir beide nicht die einzigen Menschen gewesen, die er geliebt hat, in denen er weiter lebt? Warum wollen wir noch immer auseinanderstreben?“

Sie hatte mit einer wachsenden Wärme gesprochen. Etwas Durchsichtiges war in ihren Augen, als strahlten sie ihre Seele aus.

Ihm aber war zumut, als vernähme er seit langer, langer Zeit zum erstenmal wieder ihre eigene, ihre wirkliche Stimme, wie er sie früher so gerne gehört in den Tagen der Kindheit und ersten Jugend, als sie gemeinsam durch Altstürckows blühende Felder oder rauschende Wälder streiften oder ritten. Sein bis dahin so verschlossenes Antlitz lebte auf, Zug und Zug begann sich zu lösen. Auch die Stille um ihn her belebte sich. Vängst gestorbene Stimmen wurden wach und riefen und lockten.

„Ich habe dir damals gesagt, ich könnte warten. Ich kann es nicht länger mehr, Gunther. Altstürckow, das deine Heimat gewesen, bedarf deiner. Willst du es im Stiche lassen?“

„Nein“, gab er schlicht zurück, „das will ich nicht.“

„Und wirst kommen, ohne daß es ein Opfer für dich bedeutet, freudig und gerne, damit du dein begonnenes Werk fortsetzen und wirken und bauen und säen und ernten kannst?“

„Freudig und gerne, Inge.“

„Nun, dann ist alles gut. Und wenn du wiederkommst, Gunther, dann schließe ich zum erstenmal des Vaters Arbeitsstube wieder auf, in die ich seit jenem

Abend keinen Schritt mehr getan. Aber nun fürchte ich die bösen Geister nicht mehr, die in ihr umgehen.“

Und wieder sahen sich Graf Gunther und Tor Tehnzen in dem großen, lichten Zimmer des Schauflesers Fremdenheims gegenüber. Und wieder waren die Fenster weit geöffnet, und in den hohen Bäumen rauschte der Wind und trug den frischen Salzhauch des Meeres und den würzigen Duft der Wiesen in die stille Stube.

„Du mußt meine Koffer packen, Tor,“ sagte Graf Gunther, „ich muß meine Zelte hier abbrechen.“

„Wollen der Herr Graf eine Reise machen?“

„Ich gehe nach Altstürckow zurück.“

„Wie mich das freut, Herr Graf!“

„Weshalb freut es dich so?“

„Weil es der einzige Ort ist, wo der Herr Graf jetzt hingehören. Ich habe es immer gehofft und erwartet.“

„Nun . . . und du? Du wirst mich doch nicht allein gehen lassen?“

Und als Tor Tehnzen schwieg: „Ich weiß es wohl, du hast hier noch deine Stelle; die darfst du nicht im Stiche lassen. Aber die ist doch in wenigen Wochen erledigt. Dann kommst du mir nach . . . Du sagst gar nichts?“

„Herr Graf,“ raffte sich da Tor Tehnzen auf, und die Worte kamen ihm schwer von den Rippen, „ich weiß noch nicht, ob ich mit Ihnen nach Altstürckow gehen werde.“

„Weißt es noch nicht? Willst du dich von mir trennen, nachdem wir so lange zusammengehalten haben? Gerade jetzt, wo auch dir das beste Arbeitsfeld auf dem Pande erwächst, wo du als mein Verwalter —“

„Herr Graf . . .“

Ein helles Rot übergoß Tor Tehnzens jugendliches Antlitz. Er stockte und fuhr dann fort:

„Es könnte doch sein, daß ich . . . daß ich später vielleicht mich einmal verändern möchte . . . nein, ich

meine nicht in meiner Stellung . . . aber, daß ich nicht mehr allein bleiben könnte.“

Seine blauen, treuen Augen blickten in halb verlegener, halb gespannter Erwartung auf seinen Herrn.

„Ah, sieh da — ans Heiraten denkst du schon, und ich sehe dich immer noch als meinen alten Jungen an.“

„Der bleibe ich auch, Herr Graf.“

„Aber wenn du schon mit solchen Gedanken umgehst? Und wer ist denn deine Auserwählte, wenn ich fragen darf? Na, laß nur gut sein, so ganz ohne Ahnung bin ich vielleicht nicht.“

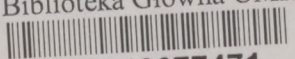
Er streckte ihm die Hand entgegen und fuhr mit einem leisen Lächeln fort:

„Was aber das andere betrifft: Altstürckow ist auch für einen verheirateten Verwalter eingerichtet, und ich meine, jetzt ist die Zeit gekommen, wo sich die Gleichdenkenden eng und fest aneinander schließen müssen. Vielleicht ist gerade das die Errungenschaft unserer Tage, daß die äußerlichen Unterschiede zwischen den Menschen, die wir früher gar zu ängstlich aufrecht erhielten, gefallen sind, daß es nicht mehr auf den Stand und die Geburt ankommt, sondern auf die Gesinnung und die Treue, in der man zusammensteht.“

Da legte Tor Tehnzen seine Hand in die des Grafen. „Ich bleibe bei Ihnen, Herr Graf! So lange Sie mich haben wollen. Bis an mein Ende bleibe ich bei Ihnen.“



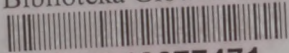
Biblioteka Główna UMK



300046677471

12

Biblioteka Główna UMK



300046677471